

thomas mader

KURVENWASSER

ODER DER HOLPRIGE, ETWAS KOPFLASTIGE FLUG DES TUKANS

roman

wiesenburg



Vorab. Dieses E-Book ist Freeware

Aber was heißt hier Freeware? Natürlich gibt es *Kurvenwasser* als gedrucktes Taschenbuch. Man kann es mit in die Hängematte nehmen, man kann sich damit vor fallenden Kokosnüssen schützen oder es einfach mit auf Weltreise nehmen. Bücher sind toll. Deswegen sollte man *Kurvenwasser* unbedingt kaufen (16,90 € - ISBN 978-3-939518-90-7).

Das kann man problemlos übers Internet machen, auch Dein Buchhändler vor Ort kann es bestellen. Aber in den Regalen wird man es nur selten finden. Denn der Wiesenburg-Verlag ist klein und nur in ausgewählten Buchhandlungen vertreten. Um die Reichweite zu erhöhen, haben wir uns entschlossen, die E-Book-Version frei abzugeben unter einer Creative Commons Lizenz.

Wenn Dir *Kurvenwasser* gefällt, kannst Du dieses E-Book also deinen Freunden schicken, es auf Deiner eigenen (nicht-kommerziellen) Internetseite zum Download bereitstellen oder einen Link zu www.kurvenwasser.de einrichten, wo das Buch primär herunterzuladen ist. Der Autor freut sich darüber.

Das heißt allerdings nicht, dass man mit dem Text machen darf, was man will. Wie bei jedem anderen Buch liegen die Rechte allein beim Verlag.

Das E-Book darf nicht kommerziell genutzt und nicht verändert werden. Der kommerzielle Nachdruck, die Lesung oder sonstige Verwendung (auch in Auszügen) ist also untersagt.

Natürlich kannst Du *Kurvenwasser* für dich privat ausdrucken, wenn Du keine Lust hast, über 330 Seiten am Bildschirm zu lesen. Es ist aber wahrscheinlich günstiger und qualitativ besser, das Buch einfach zu bestellen – wenn Du beim Anlesen feststellst, dass es Dir gefällt. Viel Spaß und Inspiration dabei!



Thomas Mader

KURVENWASSER

Oder der holprige, etwas kopflastige
Flug des Tukans

Wiesenburg Verlag

Wiesenburg Verlag · Postfach 4410 · 97412 Schweinfurt
Umschlaggestaltung: Susanne Cemalovic · Andrea Hinz
Alle Rechte beim Verlag · ISBN 978-3-939518-90-7
www.kurvenwasser.de · www.wiesenburgverlag.de

Eine Reise durch Lateinamerika. „Irgendwas läuft hier schief“, glaubt Zak und sucht die Begegnung mit dem Zweifel, das große Abenteuer zwischen Guatemala und Ecuador. Einerseits will er einen Standpunkt finden inmitten all der Widersprüche, andererseits: Wie soll man sich nur *für* etwas entscheiden, wenn alles so gottverdammte relativ ist?!

Ein Roman über das Reisen in einer erodierenden Welt, ein rauschender Wortstrom, ein fragendes Hin und Her nach dem Mehr.

Thomas Mader schreibt als Redakteur für die Westdeutsche Allgemeine Zeitung (WAZ). Zuvor auch Arbeiten für Merian, Welt am Sonntag, Spiegel Online u.a. Er wurde 1976 im Ruhrgebiet geboren, studierte Geographie, Politik und Philosophie in Düsseldorf und bereiste mehrfach Lateinamerika.







„Hey Sal! Wir sollten gehen ohne anzuhalten,
bis wir da sind.“

„Wohin denn, mein Freund?“

„Keine Ahnung, aber wir müssen los!“

Jack Kerouac

Was ist hinter der Ecke!

Was ist jenseits der Bergkette!

Nicht: Wissen ist Macht!

– sondern: Reisen ist Wissen.

Hubert Fichte

Im Grunde reist man am besten, indem man fühlt.

Fernando Pessoa

Reflex. Diese endlose Warteschleife irritierend gleicher Räume

Dampf quoll wie eine Sturmfront aus der Duschkabine, tanzte bis in den Schlafraum, regnete Pfützen auf den Boden und durchdrang das Insektengitter vor dem Fenster. Von der Straße her musste es wirken, als hätten ein Dutzend Köche ihre Töpfe im Stich gelassen. Zacharias hatte lange geduscht und runzelte, die Straße war ihm fremd.

Eine Weile stand er triefend da und starrte den fliehenden Wassermolekülen hinterher. *Obwohl, nein ... Moleküle kann man nicht sehen – die Luft ist schon übersättigt – erst wenn sie sich zu Tropfen binden.*

Mit einer matten Geste wischte er über den Spiegelschrank und dann über den Wandspiegel, der gegenüber hing. Und als könnten sie nichts mit ihm anfangen, warfen die Spiegel sein Bild sich gegenseitig zu, so dass es vielfach gedoppelt im Raum hängen blieb; niemals angekommen, eine endlose Warteschlange, die sich ihm entgegenstellte. Aber da war kein Drängen. Er registrierte, dass seine Anderen vollkommen teilnahmslos und leergeduscht dastanden. Ohne Antwort, ohne Fragen.

Er drehte den Kopf ein wenig. Das schmale Gesicht, gerade zwanzig, umhangen von nass-schlappen Dreadlocks, und darin kein Ausdruck. Es kniff die Brauen zusammen, blies die Wangen auf und entließ seine Luft mit einem Plopp. Versuchte zu lächeln, zu vorsichtig. Die Anderen machten seine Grimassen mit, tatsächlich: sie reagierten; aber nur gleichgültig, noch nicht einmal widerwillig.

Wie sollte das wohl werden, ein ganzes Jahr in einem fremden Land mit diesen distanzierten Figuren? ... Dabei hätte es genug Gründe gegeben für Euphorie und Angst, wenigstens für einen kleinen Weltschmerz. So hatte er sich das gedacht. Aber jetzt, da es soweit war, da er endlich seine Suche, seinen Rausch, sein

Exerzitium aufnehmen konnte – nun war sein Feuer ganz erloschen, im heißen Wasser sanft erloschen.

Nicht einmal das kleinste schlechte Gewissen konnte Zacharias aufbringen nach seiner halbstündigen Duschorgie, obwohl ihn Zuhause gerade solche kleinen Verschwendungen anwiderten: Die allgegenwärtige Plastiktüte. Das Autofahren, obwohl er gerne Auto fuhr. Und die viel zu lange Zeit, die er mit Fernsehen verbrachte: Das Auto explodiert. Tennis. Das Auto explodiert. Tennis, ja sogar Tennis. *Bumm Bumm!* ... bis zu einem Punkt, wo sich die Farben zu Blutorangenbrei mischen, ein flimmernder Strudel, der alles einzusaugen sucht, in dem Zacharias selbst so gern ertrinkt; *bumm bumm, denn im Zweifel explodiert sowieso immer alles*; ein Zucken und Blitzen noch durch die geschlossenen Augen hindurch bis in den Schlaf.

Vor allem ärgerte er sich über sich selbst, weil er zu schwach war, selbst das Geringste zu ändern: den eigenen Konsum. Aber so viele Ameisen nagen an der Konsequenz, und woher die Energie nehmen? Gefangen zwischen den Wänden seiner Duschkabine – ein sicherer Ort –, im Alltag einer Gesellschaft, die zwar keinen Sinn verspricht, aber immerzu drängt, man müsse sich seinen Teil sichern, die Wunder dieser Welt einverleiben. Und die Welt überschlägt sich und schlägt um sich, vielleicht aus Angst gefressen zu werden. Eine schrittweise Lösung, nein, die war nicht vorstellbar ... man musste ausbrechen. Aber konnte man das überhaupt? Oder war das nur eine andere, radikalere Art, sich die Welt anzueignen? ... Vielleicht wollte er genau das.

Der Sprung war groß gewesen, es schien, als habe er sich übernommen, den Lebenshunger gewalttätig aus dem Körper geduscht. Seine ungerichtete Wut hatte sich gelöst und war den Abfluss hinunter gegurgelt. Aber auch von der wilden Lust aufs Reisen, von seinen abenteuerlichen, humanistischen, sexuellen Fieberträumen war nichts geblieben. Natürlich: die lange Reise ... Aber dieses Gefühl der Sinnlosigkeit war etwas Größeres als Müdigkeit. Es entwertete die Anstrengung, die hinter seinem Aufbruch stand ... Die Gleichgültigkeit hatte sein Luftschloss durchdrungen wie Feuchtigkeit, erodiert und eingeebnet, vom

Fundament seines Verlangens bis zu den Zinnen seiner Zweifel. Oder hatte sich dieses Eigenheim überhaupt erst aus dem Nebel selbst erhoben und war nun in ihn zurückgekehrt? Jedenfalls: Wozu zwischen gut und schlecht unterscheiden? Wozu eine Meinung haben?

...

Als der Dampf sich aus dem Badezimmer verzogen hatte, begann Zacharias zu frieren. Er stand noch immer zwischen den Spiegeln – um ihn das Echo ihrer Reflektionen – und sah keinen Anfang und kein Ende in dieser endlosen Warteschleife irritierend gleicher Räume. Er ist mittendrin, schon immer mittendrin, und es muss einfach weitergehen, auch ohne Sinn. Aus Reflex also macht er einen Schritt und befindet sich prompt im nächsten Badezimmer. Ein weiterer Schritt und ein neuer gleichgültiger Raum. Dann ein etwas wütender Schritt nach vorn, und schließlich rennt er, rennt und rennt; rennt Quecksilberwellenringe werfend, mal im Uhrzeigersinn, mal entgegen ... dreht und reckt sich, bis er merkt, dass er durch seinen Blickwinkel den Verlauf dieses Tunnels ohne Wände beeinflussen kann. Und je höher der Standpunkt, desto weiter krümmt sich der Tunnel nach unten, so dass sich eine Rutschbahn bildet, auf der Zacharias stolpernd hinunterschlittert, sich sogar fallen lassen kann, durch tausender Augen Blicke, bis an den Anfang des Tages.

Abflug. Das Relativitätsprinzip im Schein der letzten Liebeskerze

Als Zacharias aus kargem Schlaf erwachte, versuchte er sich Müdigkeit vorzutäuschen, denn der Abschied stand bevor. Laila, bei der er geschlafen hatte, brachte ihn um vier Uhr morgens, als ihre rote Liebeskerze erst halb abgebrannt war, zum Haus seiner Eltern, küsste ihm Lebewohl, sagte ihm all das, was wichtig war, und schon stand Zacharias unter einem missmutigen Oktoberhimmel, der zwingend und zerrissen ihm selbst entquollen schien. Er hatte Laila kein Versprechen geben wollen, hatte ihr nur erklärt:

– Ich will frei sein, will zumindest das Gefühl haben, frei zu sein. Und so kann ich auch nicht von dir verlangen, dass du auf mich wartest ... Wir wussten ja von Anfang an, dass ich gehen würde ... was passiert, das passiert – aber vielleicht passiert ja auch nichts, wenn das Gefühl dagegen spricht ... Wichtig ist nur, dass wir uns alles sagen; und ich werde dich nicht anlügen ... Ich liebe dich. Aber ich muss jetzt gehen.

– Es ist deine Entscheidung, hatte Laila geantwortet. Ich will dich nicht abhalten. Du sollst nur wissen ... ich weiß, du willst das jetzt nicht hören, es ist dir unangenehm, du willst dich nicht festlegen, aber ... ich würde gern was mit dir aufbauen. Ist das nicht Liebe? Denk nur bitte drüber nach. Ich wünsch dir alles Gute.

Zak, wie ihn seine Freunde nannten, erlebte jeden Augenblick zeitverzögert. Lailas Worte tanzten ihm noch durch den Kopf, als das Auto längst abgefahren war. Es waren auch nicht genau die Worte, die gefallen waren, sondern die Essenz aus dem, was Laila und er schon hunderte Male besprochen hatten – so oft, bis sie selbst daran glaubten.

Er hatte sich schon immer auf Ankündigungen verlassen, wenn es darum ging, sich selbst einen Handlungszwang aufzuerlegen.

Wenn zum Beispiel seine Eltern oder Freunde ihn fragten, was der eigentliche Grund für seine Reise sei, antwortete Zak manchmal etwas hochgestochen:

– Ich will eine Welt kennen lernen, die anders ist; weil unsere nicht alles sein kann. Nach dem Relativitätsprinzip kann man ja nicht feststellen, wie schnell und wohin sich das eigene System bewegt, wenn man keinen äußeren Bezugspunkt hat. Man muss erst ausbrechen, um den Käfig zu sehen. Genauer kann ich es euch nicht beschreiben.

Darauf erwiderten einige: – Du hast wohl zuviel in deinen Büchern gelesen ... Das ist doch reine Zeitverschwendung ... Das muss man sich mal vorstellen, du verlierst ein ganzes Jahr mit solchem Unfug! Du musst eine Ausbildung machen oder studieren, du musst arbeiten, musst verdienen, was Vernünftiges machen. Du wirst dich nach einem Jahr in Lateinamerika nicht wieder eingliedern können: Du musst, du musst, bumm bumm, bumm bumm.

Andere warnten ihn, gegen Windmühlen zu kämpfen: – Die Welt ist so, wie sie ist, mein Junge, du kannst sie nicht ändern, das haben schon andere vor dir versucht ... und du siehst ja, was daraus geworden ist!

Aber es gab auch Leute, die ihn besser verstanden, dazu gehörten seine Eltern, die sagten: – Natürlich ist die Welt schön und aufregend. Und du sollst sie dir ja auch erobern. Aber warum Lateinamerika, warum Guatemala? Dort ist es so gefährlich. Sieh doch die Guerilla! Die Überfälle, die Erdbeben, die Krankheiten! Und diese *Armut*! Überleg es dir noch mal, flieg doch nach *Australien*.

Natürlich brachte Zak auch einige Argumente, die selbst vom Standpunkt der anderen für sein Vorhaben sprachen: So eine Reise konnte kein verlorenes Jahr sein, mit all der Erfahrung, die er erwerben würde, vor allem mit einer neuen Sprache. Insgeheim aber wischte er alle Einwände beiseite: Keiner seiner Freunde und Verwandten sprach aus Erfahrung, glaubte er, vielmehr waren es Angst oder Klischees, die aus ihnen sprachen, oder sie konnten einfach nicht loslassen.

Er wollte weg, es stieß ihn und es zog. Voriges Jahr in Südfrankreich hatte es ihn gepackt: Gerade *On the road* gelesen und mit Nadia aus Montreal durchgezecht, eine ganze Nacht durchgeredet, nur geredet – über das Grab von Jim Morrison in Paris, über Nietzsche, Dionysos und den ganzen Rest – noch eine Flasche Wein auf den Klippen – und über das Reisen, die Idee des Reisens. Nadia *war* diese Idee, war es gewesen ... so lange schon unterwegs und so viele Geschichten, und zum Schluss hatten sie immer nur halbe Sätze gebraucht, *of course, of course* – dieses Verstehen mit nur wenigen gemeinsamen Worten.

Seitdem träumte Zak. Wollte high sein von der Freiheit (und dem was in ihr wächst). Wollte fremde Menschen berühren, Staub schmecken und Kokossaft trinken und was man so tut in wilden Straßen, in schattigen Gärten. Er wollte die Anden sehen und die Karibik und unbedingt den Amazonas; und besser noch selbst durch Lateinamerika rauschen, voll und biegsam, alles auf- und mitzunehmen im Oberlauf, um sich schließlich ins Meer zu schütten, braun und fruchtbar.

In Guatemala würde die Reise beginnen und in Caracas enden, darauf hatte er sich festgelegt – mehr nicht; der Rest würde sich ergeben. Nur wenig hatte er gelesen über Lateinamerika, ohne Urteile wollte er durch die Welt ziehen. Und seinen Spanischkurs an der Volkshochschule hatte er in alter Schultradition verschlampt, die Freunde und das Feiern waren wichtiger gewesen. Er fühlte sich also schlecht vorbereitet, aber sich darüber Sorgen zu machen, lohnte nicht. Der Rucksack war gepackt und viel zu schwer von den vielen Büchern, und er musste das jetzt durchziehen: Liebe und Freundschaft zurückweisen, wofür auch immer.

Laila, seine Lola wenn es heiß wurde – jeden Tag ihrer kurzen Beziehung hatte er ihr neue Namen gegeben, und dieser war geblieben – Lola also war dazwischengekommen vor drei Monaten, als sein Entschluss schon lange feststand. Es war einfach passiert, obwohl er sich gegen diese Liebe gewehrt hatte.

Und nun stand er hier: eine gewöhnliche Straße im Ruhrgebiet, seine erste Straße. Laila hatte nicht mit hinein kommen wollen zu seinen Eltern, aber er würde jetzt nicht nachgeben. Sein Gesicht

verzerrte sich, konnte sich nicht wieder entkrampfen, so wie das ist, wenn man um jeden Preis die Tränen zurückhalten will.

Zu viele Worte zum Abschied tun weh.

Auf der Vergangenheit liegt glühender Staub.

Alles war gut, und nichts wird mehr, wie es war.

Küss mich, als wäre es das letzte Mal.



Die Rücklichter von Lailas Wagen schwimmen fort, und ein aquatischer Druck legt sich auf seine Ohren, die Zeit verdichtet sich zu einem Kloß in der Kehle. Atemlos sieht Zak am Dortmund-Flughafen seine Eltern im Eck einer reflektierenden Glasscheibe verschwinden. Der Zubringerbus rollt über Fahrbahnmarkierungen hinaus auf das Flugfeld, wo der Himmel grenzenlos wird und die Schwerkraft nichts gilt. Hier läuft man Gefahr, durch einen unbedachten Schritt den Halt zu verlieren und sich überschlagend und schreiend gegen die aschige Wolkenmasse zu stürzen.

Erste Zwischenlandung, der Schiphol-Airport in Amsterdam: Geschäftsleute und Stewardessen tragen ein Lächeln, der Rest der Reisenden ist duty-free-nervös oder wartet souverän, schläft auf Gepäckstücken und braunen Plastiksitzen. *Keine Zigarette!* Dieser Versuchung würde er nicht nachgeben. Nur nicht nachgeben jetzt!

Zak wirft einige Münzen in den Schlitz eines Telefons, um mit Laila zu sprechen. Natürlich gibt es nichts zu sagen, was nicht schon gesagt worden wäre, aber sein Magen ist so flau, er hat das Gefühl all die unverdaulichen Worte auskotzen zu müssen. Ihm antwortet nur das Besetztzeichen, ein gleichmäßiges Tuten, dessen Rhythmus sich bei jedem neuen Versuch beschleunigt, bis es in ein langes Fiepen übergeht, das sich hartnäckig in seinem Ohr festsetzt und erst über Grönland wieder abflaut.

Zweiter Stopp, Mexiko-Stadt: Aus der Luft besehen eine mit exotischen Makrobausteinen bestückte Platine. Durchstoßen von den Kegeln der Vulkane wie von den Buchsen eines Plastikgehäuses ohne Deckelstück. Überhitzt, bedrohlich qualmend, Systemab-

sturz programmiert ... Sein Sitznachbar verabschiedet sich. Viele geplatze Äderchen im Gesicht, den ganzen Flug über hat Zak mit dem Mann kein Wort gesprochen, nun zwingt er sich an Zaks Beinen vorbei, holt seine Tasche aus dem Ablagefach und verneigt sich leicht.

„It was a pleasure“, sagt er höflich und lässt sich von der Stewardess ein Erfrischungstuch geben, ehe er das Flugzeug verlässt.

Keine Zigarette, kein klebriger Rauch, den Schmerz zu binden. Noch nicht ... Stattdessen sitzt Zak in einer silbernen Maschine, die (getrieben von der Kaufkraft ihrer Insassen) als Speerspitze einer Abgaslanze durch den Himmel stößt. Es ist einfach so dermaßen *unwahrscheinlich*. Sein Kopf ist leer, die Luft so dünn hier oben. Er kommt nicht klar, glaubt nie mehr nah heranzukommen an dieses Leben, das unter ihm ameisenhaft seinem System folgt. Wie vermessen auch, sich in eine solche Höhe emporzuschwingen, sich herausheben zu wollen. Vielleicht war da doch etwas gewesen, Zuhause, dass er sich als ein Bestandteil des Ganzen hatte fühlen können ... verbunden ... so etwas wie Einheit? Und hier oben ... ist er ein Nichts.

Plötzlich scheint ihm, er würde schwer und trotzdem körperlos und diffundiere auf unbehagliche Weise durch seinen Sitz hindurch, fiele blind seinem Ziel entgegen.



Guatemala-Stadt drängt auf Zak ein, sobald er aus dem Flughafengebäude trat, beschrie ihn mit feuchtem Atem.

Taxi, mista, taxi! ... Shoe shine, shoe shine! ... Cheap, very cheap, mista! ... muy barrato ... hey mista! Señor! Señor?

Eine warme, feuchte Wand, durch die er sich hindurchzwängte, um leer und ohne Wissen von dieser neuen Welt auf einen Parkplatz zu stolpern. Schweiß überall. So wollte er nicht anfangen: sich gleich von diesen Bauernfängern abzocken lassen. Zusammenreißen jetzt! Den Flug, den Abschied abschütteln.

Schließlich gelang es ihm mit seinen paar Brocken Spanisch, nach einem Bus zu fragen. Richtung Antigua, dort würde er gleich morgen mit der Suche nach einer Sprachschule beginnen.

Fast stürzte Zak beim Einsteigen, da sein Rucksack sich im Türrahmen verkantete. Der Fahrer trat schon das Gaspedal durch, da packte der Beifahrer ihn am Arm und zog ihn hinein. Belustigt sahen die übrigen Passagiere zu, wie Zak im Mittelgang ungeschickt seinen Rucksack abstreifte, wie er in gebückter Haltung stehen blieb und sich alle drei Schlaglöcher den Kopf stieß. Bis hinter ihm noch weitere Fahrgäste zustiegen und ihn in den hinteren Teil des Busses zwangen.

Das Flackern der Leuchtreklamen durchdringt die Großstadt-dämmerung: Motorengeheul, Gase, unscharfe Gesichter, leidend in Neonglut. Geduckt und eilig vor dem schonungslosen Licht der Röhren, in Ahnung eines künftigen Armageddon.

Nach einer Weile beginnt Zak zu zweifeln, ob dieses Gefährt ihn jemals nach Antigua bringen wird: An jeder zweiten Ecke wechselt der Bus wütend die Spur und bremst scharf, um den winkenden Leuten Gelegenheit zu geben, während der Fahrt aufzuspringen.

„*Antigua?*“ – Zaks Frage löst Gelächter und eine Diskussion aus. Schließlich fragt ein Schuljunge auf Englisch, ob Zak nicht lieber ein Taxi nehmen will ... nein?

„*Rapido! Rapido!*“, ruft der Junge, und sie springen aus dem Bus und hetzen durch diese große Endzeit-Disco von Stadt. Musik von Maschinen, die Straßen tanzen vor Menschen, jeder Stroboskopblitz lang gezogen zu einer ganzen Nacht ... Bis der Junge vor einer langen Reihe von Holzbuden stehen bleibt und mit beiden Armen winkt, um einen Bus anzuhalten oder wenigstens auf Schrittgeschwindigkeit zu bremsen. Er ruft dem Beifahrer etwas zu und stößt Zak hinein, ohne ihm Gelegenheit zu geben, sich zu bedanken.

Zak findet Platz auf der Kante einer Sitzbank, neben ihm ein ebenso unglücklich Platzierter, sie beide Schulter an Schulter. Aufkleber mit blühenden Rosen und dem leidenden Jesus, Blinklichter und undenkbarer Bömmelkram schmücken das Cockpit,

das hätte Laila gefallen. Ein Plastikkondor, über dem Fahrersitz aufgehängt, zuckt wild herum wie das Pendel einer Standuhr, wenn die Zeit aus den Fugen gerät.

Das Licht flackert und fällt schließlich völlig aus, die Ergebenheit der Insassen kann man nur mehr riechen; das Gemurmel ihrer Lebensgeräusche geht unter im Dröhnen dieses Rennens. Draußen aber arrangieren sich die Objekte mit dem neuen Koordinatensystem: Scheinwerfer, Fenster und Reklamen dehnen sich zu den geschwungenen Linien einer zu lange belichteten Fotografie. Losgelöst von ihren bisherigen Bezügen, beginnen die Dinge sich zu drehen und winden. Haarscharf weicht der Fahrer immer wieder Ecken und Kanten aus, die ihrerseits völlig unerwartete Manöver fahren. Blind vom Tränenfluss der Ranchero-Musik rauschen die Geisterbusse zitternd und stöhnend, Bobs im Eiskanal, durch die immer enger werdenden Kurven.

Zak schaut auf den Schoß seiner linken Nachbarin, die gerade die korrekte Menge an Quetzalscheinen aus einem Socken pellt – ja, aus einem Socken. Er zählt ebenfalls sein Fahrgeld ab – sieben Quetzales – und realisiert dabei zum ersten Mal, dass es sich um fremdes Geld handelt, nicht um Mark oder Dollar oder Pfund, sondern um vergilbtes Pyramiden-Tukan-Bananengeld, und er händigt es dem Beifahrer aus.

Nach einer Zeit, die er nicht einschätzen kann, hält plötzlich der Bus, und die Hälfte der Fahrgäste steigt aus.

„¿*Antigua aqui?*“ – Ein alter Mann runzelt ihm auf diese Frage bejahend zu.

Draußen ist die Luft kühl und unverbraucht. Menschen wie Mäuse verschwinden blitzschnell in ihren Löchern, und der Bus rappelt davon, in eine beängstigende Stille hinein. Zak schnallt seinen Rucksack um und stiefelt los. Die Gebäude sind flach und klotzig, die Fenster vergittert, von den Wänden blättert der Putz, und das Kopfsteinpflaster schluckt alle Farben. Ihm ist unwohl: Zu seiner Müdigkeit kommt das bedrohliche Gefühl, alles von Wert bei sich zu tragen. Nur ein Hotel jetzt, egal ob Palast, ob Bretterbude. Ein sicherer Ort und erst mal eine heiße Dusche.

Sturm und Drang. Tropischer Zucker, tropisches Salz (Ja!, lieber Jack K.)

Das *Rainbow-Café* war ein sanfter Einstieg. Hier trafen sich vor allem die Rucksack-Leute, die in Antigua Spanisch lernen wollten, kaum Guatemalteken, was an den Preisen lag. Sterne über dem Patio, die Wände berankt, Bob Marley und immer wieder Bobby.

Zak wollte einen Brief schreiben, aber er fand keinen Anfang. Bilder von Freunden drängten sich auf, ihre Gesten und Stimmen und Frisuren, Nasen und Münder – aber es bereitete ihm Schwierigkeiten, das Puzzle zusammenzufügen. Schon nach einer guten Woche löste sich die Erinnerung von den Sinnen und wurde ganz abstrakt. Einzig Laila stand da als eine pur sinnliche Erscheinung, groß vor seinem Herzen, winzig gegen sein Ego ... Zak nahm sich vor, nicht über sie zu schreiben, über Liebeskummer und all das. Vielleicht würde sein Brief trotzdem an sie gehen, vielleicht auch an niemanden.

In der ersten Nacht habe ich mich übers Ohr hauen lassen: 20 Dollar für ein Zimmer. Aber ist es nicht schrecklich, so mit dem Geld anzufangen? Nun bin ich bei einer Familie untergekommen – schrieb er. Der Vater leitet meine Spanischschule. Es ist seltsam mit dieser Familie zu wohnen – Javier, seine Frau, drei Kinder und die Großeltern – und man kann kaum mit ihnen reden; außer mit Javier natürlich, der spricht Englisch. Nett, aber geschäftlich. Im Grunde ist mir nur der Opa sympathisch. Wie er sich hinter einer Tür versteckt, um die kleine Isabella zu überraschen. Oder wie er mit Jorge, dem älteren Sohn, auf einem Bein durch die Garage tanzt.

Ich wohne in einem Anbau auf der Dachterrasse. Von meinem Bett aus, durch ein kleines Fenster, über Wellblech, gekalkte Fassaden und Bäume hinweg, kann ich den Vulkan Agua sehen: Ganz Guatemala ist lavaunterspült.

Auf der Marktstraße dann verkaufen braungesichtige, braunhändige Männer Cashews. Kinder gebückt vor Schuhen, Indianerfrauen balancie-

rend unter Körben voller Stoffe. Und die Bettler sind faulenden Körpers darauf angewiesen, dass die Fremden sich zu einer unbeabsichtigten Gabe hinreißen lassen.

Nur kurzes Mitleid hier, besser Hochstimmung wegen der duftenden Luft. Aber die schlägt allzu rasch wieder um in Bedrücktheit und Sehnsucht: Ich will weiter. Alles zieht mich und drückt mich von allen Seiten auseinander und zusammen und fort. Doch ich muss verharren. Und so kommt es, dass ich auf Bänken sitze, um zu beobachten, um zu lesen oder zu schreiben, und aller Saft verdunstet; innen werde ich ganz trocken. Wo stehe ich, wohin gehe ich, wie funktioniert die Welt? Jede Bewegung, jeder Gedanke wird übergroß, weil im luftleeren Raum alles auseinanderstrebt.

Eine Situation, die ich verrückterweise gewollt und herbeigeführt habe. Nichts sehnlicher gewünscht, und tatsächlich finde ich nun in gewissem Sinn Gefallen daran. Ich hier! In einem fremden Land, ohne Laila oder einen anderen Plan für dieses Jahr. Riders on the storm, into this world we're thrown, wie ein Stöckchen ohne Hund, Baby, mach's mir mit ... ja! Ich bin bereit für ein heiliges Ja, ein eiliges Drauflos, bereit auch für die Konsequenzen. Ach! lieber Jack K., du weißt doch am besten, wie es in mir aussieht.

Irritiert schaute Zak auf – eine zerlumpte Alte kam hereingetipelt. Sie hatte keine Zähne mehr und keine Schuhe. Nachts konnte es empfindlich kalt werden. Zak gab ihr Kleingeld, als er an der Reihe war, aber es verschaffte ihm kein gutes Gefühl. Er sah ihr nicht in die Augen. Dann schrieb er weiter:

Ein kleines Abenteuer ist mir tatsächlich schon zugestoßen. Anfang der Woche habe ich Petra kennen gelernt: Einsneunzig groß und stämmig, Münchnerin, Typ Oktoberfest, studiert Romanistik. Seit drei Wochen ist sie hier, um Spanisch zu lernen. Hat einen guatemalteckischen Liebhaber namens Roberto, anderthalb Köpfe kürzer als sie.

Nach einigen Bieren im Rainbow, einem Cuba Libre im Chimenea und zwei doppelten Tequilas im Macondo kramte Roberto – in seiner Eigenschaft als Fremdenführer – einen rostigen Schlüssel hervor und winkte uns, ihm zu folgen. Vor einer mit Stuckrosen berankten Fassade machte er Halt. Nuestra Señora de la Merced – so hieß die Kirche, und Roberto öffnete eine Tür in ihrem Portal. Durch hohe kahle Säle, einige Treppen

hoch, und wir standen auf einem Flachdach. Oder vielmehr im zweiten Stock, dem seit zweihundert Jahren Decke und Wände fehlen; hier und da ragten Mauerreste auf.

Im Nachbargebäude, hinter hellen Fenstern, saßen junge Guatemalteken und lernten. Roberto sagte, er komme öfter hierher abends, um sich einen zu rauchen, mit ein paar Freunden vielleicht. Dann bläst er den Rauch in Richtung Abendschule – symbolisch, wie er sagt. Was immer er damit meint.

Der Himmel leuchtet selbst in der Nacht, ein invertiertes Glühen, und die Schatten der umgebenden Berge stehen scharf dagegen. Darüber gewaltige Wolkentürme. Ein fernes Gewitter. Wir bleiben stehen, legen die Köpfe in den Nacken, sehen Sterne, Sterne, Sterne, atmen, drehen uns im Kreis ... übermütig von Alkohol und ewigem Frühling. Der Agua über uns, von langsam sterbenden Blitzen inszeniert. Und wir im Rausch. Und ich wusste, dies ist wirkliches Erleben, irgendwie Freiheit. So glücklich kann ein Tier nicht sein!

Wir machten Pläne, am Wochenende etwas zu unternehmen: Roberto meinte, er habe Freunde in Livingston an der karibischen Küste, und wir könnten dort umsonst übernachten.

Schließlich stiegen wir hinab in den Innenhof, turnten auf dem Brunnen der Fische herum und wollten gehen. Von außen hatte jemand abgeschlossen. Wir mussten rufen, und ein alter Mann machte uns auf. Er sagte nichts, aber vor der Tür lagen Menschen in Fetzen, die zu uns aufblickten, ein Stück zur Seite rollten, um uns durchzulassen. Still und schnell gingen wir, ohne uns umzudrehen.

Zak stockte: Da kam Roberto. Fast jeden Abend ließ er sich im Rainbow blicken, und jetzt grüßte er Zak mit seinem Schmuggel-Englisch – immer ein paar spanische Worte darin, ohne dass man es recht merkte.

„Nächste Woche habe ich meinen ersten großen Auftrag“, sagte er, „einen ganzen Reisebus. Von dem Hotel aus, wo ich arbeite. Schau: Ich hab mir extra eine neue Uhr gekauft!“

Roberto hielt ihm stolz eine vergoldete Taschenuhr vor die Nase.

„Hübsch, wirklich! Deine Uhr ist was Besonderes. Bist du aufgeregt wegen des Busses? Weil’s dein erster ist, mein ich.“

„Ja, so ein Bus voll mit Touristen, das ist schon was anderes als eine Gruppe von fünf Leuten, jedenfalls wenn man gut sein will ... Aber weißt du, mein Vater war Fremdenführer. Von ihm habe ich alles gelernt, was ich brauche, um auch einmal ein guter Führer zu werden. Meine Mutter sagt, als Kind sei ich ein guter Lügner gewesen. Mein Vater sagt, das sei eine gute Voraussetzung.“

„Ich denke, Lügner ist das falsche Wort. Vielleicht bist du ein guter Schauspieler, oder was meinst du?“

„*Gracias amigo*. Das mit dem Schauspieler gefällt mir. Weißt du, Zak, wenn ich mich so fühle, als sei ich ein Schauspieler, wenn ich nach einem langen Tag nicht mehr ich selbst bin, dann setze ich mich hinter mein Haus und rauche eine Tüte. Ich wohne bei meiner Familie, wir sind acht, aber ich habe zum Glück mein eigenes Zimmer. Vielleicht sitze ich auch einfach nur da und träume und spüre, dass ich lebe.“

Roberto hatte große Augen und ein Gesicht, das er ähnlich eindrucksvoll knatschen konnte wie der späte Joschka Fischer. Zak dachte, dass Roberto gut zu seinen Freunden in Deutschland gepasst hätte.

„Wie wär's mit einem Tequila, *vos?!*“, fragte er. Und sie tranken einen gesalzenen Klaren.

Kurz darauf erschien Petra. Eine Weile unterhielten sich die drei, bis Roberto einem Freund zuwinkte, der sich suchend zwischen den Tischen umblickte.

„Das ist Edgar, Fremdenführer wie ich, aber er macht Bergtouren und hat bereits sämtliche Vulkane Guatemalas bestiegen. Stimmt's Edgar?“

Eddie nickte, er sprach nur wenig Englisch und in der Folge fast gar nichts, aber das schien auch seinem Charakter zu entsprechen. Er war klein, kleiner noch als Roberto, aber ungleich drahtiger. Die Haut eine Nuance dunkler und gröber sein Gesicht, auch mehr indianisch – lavaunterspült.

„Wie steht's Freunde?“, rief Roberto: „Ich denke wir sollten einen Tequila Sunrise trinken – gibt's hier so was, ja? An manchen Tagen, wisst ihr – manchmal – da braucht man schon einen Tequila Sunrise ... Übrigens sollten wir uns über Livingston unterhal-

ten. Stellt euch vor: Die Sonne scheint heiß von oben, und eine *mamacita* geht mit einem Korb Papayas auf dem Kopf über die Straße und ihre Hüften, ihr Popo, ihre Papayas ... So einen Takt habt ihr noch nie gesehen.“

Roberto stand auf und imitierte die von ihm beschriebene Szene, indem er einmal den Tisch umtänzelte und sich dann selbst auf den Hintern schlug – worauf Petra ihn böse ansah. Er blieb am Kopfende stehen, stützte sich mit beiden Armen auf und flüsterte in den Kerzenschein:

„Und Mangos – oh! und Fisch und frischer Hummer. Und das Kokosbrot, das die dort backen. Das müsst ihr probieren! Und abends, überall *sweet reggae music*, sag ich euch, und dicke Mamis sitzen in den Bars. Wenn du die siehst, denkst du dir: *Dios*, sind die dick! – und dann schleppen sie dich zum Tanz, und du machst dicke Augen, *wie* die tanzen können ... Wir könnten in einem Drei-Sterne-Hotel schlafen, sag ich euch, mit Jacuzzis unterm Sternenhimmel. Ein guter Freund von mir arbeitet dort, der kann mir das gar nicht abschlagen, so viele Gäste hab ich ihm schon vermittelt. Leute, wir müssen unbedingt nach Lívingston! Wir müssen!“

Wie Roberto sprechen konnte mit seinem lustigen Englisch! Wie er sich über den Tisch beugte mit funkelnden Augen, sein Gesicht wundersam geglättet. Wie er mit seinen Händen runde Dinge aus der Luft griff und ihnen vorknetete. Zak wollte plötzlich alles wissen über diesen sagenhaften Ort, und er hörte sich rufen: „Dann lasst uns doch fahren! Jetzt sofort. Noch heute Abend!“

Petra verzog die Miene, aber Roberto nahm die Steilvorlage an.

„Ja, wenn wir den Nachtbus von Guatemala-Stadt nehmen, dann sind wir morgen früh schon in Río Dulce. Ein Freund von mir kann uns von dort mit seinem Boot nach Lívingston bringen. Und dann Freunde ... *Reggae-Time!* Leute, Leute! Lívingston, ich sag euch: LÍVINGSTON! Wenn ihr das wollt, wenn ihr das wirklich wollt – dann lasst uns los, aber jetzt sofort!“

Roberto kam über solche Reden ins Schwitzen, und die neuen Freunde tranken noch einen Tequila, um das Feuer des Augen-

blicks zu schüren, und noch ein Bier, um nicht zu verbrennen, und noch einen Tequila, um die Glut nicht erlöschen zu lassen. Und so schmolz der Widerstand und sie beschlossen, den Spanischunterricht oder ihre Jobs in den nächsten Tagen sausen zu lassen.

Roberto rotierte. „Zak und Petra, ihr müsst Edgar und mir das Geld auslegen, aber es ist nicht viel, zwanzig Dollar vielleicht. Schau her Zak, ich gebe dir meine neue Uhr – und wenn du das Geld nicht zurückbekommst, dann darfst du sie behalten ... Gut?! Wie kommen wir nach Guate? ... Vielleicht kann uns dein Vetter fahren, Edgar ... Sicher, er wird es machen. Passt auf, ihr lauft schnell nach Hause und holt eure Sachen, und Edgar und ich werden uns um alles kümmern!“

So lief Zak aufgeregt zum Haus seiner Gastfamilie. Vorbei an dem Quartier aus Pappe und Wellblech, vor dem tagsüber Frauen saßen und ihre Babys stillten, eingehüllt in nicht mehr leuchtende Stoffe. Schnell, schnell, allein mit tequilaschwerem Atem. Nur an einer Mauer mit Stacheldraht und Scherben blieb Zak stehen um zu pinkeln. Ein alter Baum, der über die Mauer hinauswuchs – der Anblick seiner nach Freiheit strebenden Äste – erzeugte ein wohliliges Brausen über seinem sauren Magen.

Angekommen schrieb er eine Nachricht für die Familie und raffte das Nötigste in einen Handrucksack: Badehose, ein Handtuch, Regenschutz und hundert Dollar, sein Tagebuch und eine Sonnenbrille, mehr nahm er nicht mit. Dann stellte er sich auf die Straße vor die Friedhofsmauer und wartete auf die neuen Freunde, während es zu nieseln begann.

In der frischen Luft wurde er ein wenig nüchtern, aber der Alkohol hatte nur einen kleinen Teil zu seiner Begeisterung getan. Alles lag deutlich vor ihm: Es gab keine Sicherheit, keine Gewissheit, und er fühlte sich wohl dabei.



Ein Wagen fuhr vor. Zak zwängte sich auf die Hinterbank, und ein Lockenkopf mit Schnauzbart (Robertos Vetter) stiefelte aufs

Gas. Kurz hinter Antigua tankten sie noch mal und holten Bier und Kippen.

Nun regnete es heftig. Bald waren die Straßen überspült, und wie Lametta hing der Regen im feierlichen Himmel. Doch Don Lockenkopf trat durch, und durch das halb geöffnete Fenster sprenkelte warmes Wasser in Zaks Gesicht und auf seine Hose und auf seine Zigarette. Es lief innen an der Tür hinab und bildete eine Pfütze im Fußraum. Es war wundervoll, es war gigantisch. Er fühlte sich frisch und war nun sicher, dass er lebte, wirklich lebte. Er atmete den feinen Regen und rief, wie alle riefen:

„LÍVINGSTON! Yeah, vamos a Livingston! Das ist es, Freunde! Das ist es!“

So taumelte ihr Wagen durch die Nacht, mäandrierte wie ein reißender Strom, wie eine feuchtfröhliche Champagner-Flut durch die grünen Kurven, durch die Vororte von Guatemala-Stadt. Über Brücken brauste der Wagen, über die *barrancos* hinweg – jene Schluchten, die das Hochplateau von Guatemala durchziehen wie die Arme eines Kraken, mit ihren schrottbefleckten Steilhängen, und unter dieser Lage aus Schrott krabbeln kleine Menschen ... und auch über die schäumte der Wagen hinweg.

Erst am Busterminal in der Zone Eins machte Lockenkopf Halt und Roberto sammelte zehn Dollar von Petra und zehn Dollar von Zak ein, um ihn zu entlohnen. Dann fuhr Locke davon, und sie standen im Regen. Es war noch vor elf, aber kein Bus fuhr mehr – nicht nach Río Dulce, nicht nach Antigua zurück. Regenschnüre zuckten im Licht der Laternen.

Zone Eins war um diese Zeit eine üble Gegend: Misstrauische Gesichter, traurige Häuser, armselig und nass. An den Ecken lungerten Huren und Transvestiten, Krüppel schleppten sich umher. Doch dann waren da wieder Inseln der Wärme, wo sie Planen über den gebrochenen Gehsteig gespannt hatten, wo die Leute miteinander aßen: Fleischbrühe aus großen Töpfen oder dampfenden Reis mit Bohnen und Hähnchenkeule.

Petra und Zak trugen ihre Rucksäcke vor der Brust unter ihren Regenjacken, aber das nützte nichts. Alle Blicke folgten ihnen,

schon weil sie Regenjacken trugen. Sie flüchteten in eine Spelunke namens *Oasis*.

Auf einem Podest über der Tanzfläche standen einige Instrumente herum, entlang der Wände flitzten daumendicke Kakerlaken. Sie waren die einzigen Gäste, aber die Stimmung stieg mit dem Pegel: Bald tanzten Petra und Roberto zärtlich bis wild, was bei ihrem Größenunterschied sehr komisch wirkte. Und Zak sprang an die Bongos, um unsachgemäß darauf herumzutrommeln ... bis der Wirt ihn ärgerlich zurückpuffte.

Immer wieder schauten zwielichtige Typen rein, um im *Separee Koks* zu dealen oder die Toilette zu bekotzen. Die Freunde tranken weiter Tequila und malten sich die Karibik in den schönsten Farben aus. Um drei Uhr waren Eddie und Roberto eingeknickt, Petra und Zak hingen erschöpft auf ihren Stühlen.

„Die beiden haben ganz schön reingehauen“, sagte Petra. „Für sie war es ja umsonst! Ich hoffe, dass das nicht so weiter geht. Wir können doch nicht alles für sie bezahlen.“

Zak zuckte mit den Schultern. Das Geld war ihm gerade egal.

Petra rüttelte Roberto wach, sie wankten zur Busstation und fanden einen Warteraum, nass, stinkend und mit Pelz im Mund. Auf groben Säcken (Stoffe und Mais darin) lümmelten einige Bauern. Ausgestreckt auf den Sitzen lag eine Frau, den Kopf mit einem bunten Tuch umwickelt. In der Ecke stillte eine Indianerin ihr Kind. Der Bus fuhr um halb fünf morgens, ein Ticket kostete sechzehneinhalb Dollar.



Den ersten Teil der Reise verdöste Zak, aber als es aus dem Hochland in die Tiefebene ging, wurde es zu heiß dafür. Er wischte sich den Schweiß von den Lidern und sah verstrahlt auf die vorbeiziehenden Bananenstauden und die Kokospalmen und die Straßenkreuzungen mit den Bruchbuden unter dieser harten Sonne: *Los Amates* und *Río Hondo*, wo Softdrinks in Plastikbeuteln und Papayastücke in Plastikbeuteln und überhaupt alle Dinge in Plastikbeuteln verkauft wurden.

Plastikbeutel lagen auch im Gras und zerfetzt auf der Straße, im Graben und in den Gärten der Hütten. In Bananera wohnten die Menschen auf einem Plastik-Erde-Gemisch, der Müll stapelte sich vor ihrer Haustür. Die verlassenen Schienenstränge der US-Fruit-Company, eiserne Fesseln einer vergewaltigten Stadt, lagen verborgen unter Plastik, und Aasgeier stolzierten sadistisch darüber hinweg. Ein junger Mann saß im Schatten und zerstörte gelangweilt eine Plastikkiste mit seiner Machete.

Zak wunderte sich: In der allgegenwärtig vor sich hingammelnden Folie bildeten sich Wasserpflützen, Brutstätten für Krankheitserreger und Moskitos, aber niemand machte Anstalten aufzuräumen, wenigstens vor seiner Haustür ... Vielleicht, ja, wahrscheinlich waren die Menschen einfach von den Plastikverpackungen überrannt worden wie von einer biblischen Plage. Von kleinen Parasiten, die sich einnisten in den Haaren, in den Hautfalten und im Schambereich der Stadt.

An einer Raststätte deckten sie sich wieder mit Dosenbier und Chips ein. Und trotz des exotischen Geschmacks der Reise kam Zak plötzlich das altbekannte Gefühl zu einem Fußballspiel zu fahren: Sich genüsslich mit Freunden einen ballern, falsch singen und sich einen Dreck um den Rest der Welt scheren: Ja, das wollte er jetzt.



Es regnete wieder, als sie gegen Mittag in Río Dulce ankamen. Im Nu waren sie pitschnass und suchten Unterschlupf in einer einfachen *Cantina*. Unter der Decke drehten sich zwei altmodische Ventilatoren, und neben der Eingangstür befand sich eine Musikbox, auf der alle englischen Titel falsch geschrieben standen.

„Edgar und ich werden jetzt unseren Freund Carlos suchen“, verkündete Roberto. „Der bringt uns nach Lívingston. Ihr werdet sehen, ab jetzt wird alles gut laufen.“

Und tatsächlich: Als es aufhörte zu regnen, kamen Roberto und Edgar mit Carlos wieder: Schwarzes gelocktes Haar, Lederbänder mit Holzperlen und Haifischzähnen um Hals und Handgelenke,

sein buntes Hemd flatternd im Wind. Carlos mochte um die zwanzig sein, ein freches Lächeln hatte sich in seinem zartbraunen Gesicht festgesetzt. Er sprach flüssiges Karibik-Englisch, als er alle zu sich nach Hause einlud

Der Markt am Kai war mit einer schwarzen Plane überdacht, in der sich schwer der Regen gesammelt hatte. Hier kauften sie Gambas, Krebse und Gemüse, dann sprangen sie auf einen Pick-Up zu Hühnern und Säcken mit Futter. Carlos wohnte bei seiner Familie im Hinterland. Es war das erste Mal, dass Zak auf der Ladefläche eines Pick-Ups mitfuhr, und der Wind, der wieder einsetzende Nieselregen, diese Plötzlichkeit berauschten ihn.

Zu beiden Seiten wuchsen Palmen und Obstbäume, Bananen wie grüne Sterne auf flachen Hügeln. Doch das Erstaunliche war die Konsistenz des Lichtes: Er konnte es fühlen, so weich und mild, gedämpft durch die Wolken; und weiter hin zum Horizont, wo die Wolkendecke aufgerissen war, wehte Sonnenschein wie Seide über das Land. Zak stand und hielt sich am Überrollbügel fest, und jedes Mal, wenn sein Magen über einer Bodenwelle leicht wurde, gackerte ein Huhn zu seinen Füßen. Es ging ab von der asphaltierten, mathematisch geraden Straße und über Holterdipolter-Wege und Brücken aus Baumstämmen und durch Schlammlöcher, und schließlich waren sie da. Petra bezahlte den Fahrer.

Carlos Mutter besaß einen Kiosk an der Straße, dahinter zwei einfache Häuschen. Geflochtene Hängematten hingen zwischen Verandapfosten und Palmen. Drinnen wie draußen – da gab es keinen großen Unterschied – liefen die ewigen Hühner herum.

Während die Mutter und eine Schwester von Carlos das Essen zubereiteten, flegelten sich die unerwarteten Gäste im Garten und öffneten Kokosnüsse mit einer Machete, ließen sich die Milch aus den Mundwinkeln laufen. Was ein Land, welch ein Leben! Einfach gewiss, aber nicht arm.

Es gab *sopita de camarón*. Aber beim Essen bemerkte Zak, wie Petra und er mehr und mehr von der Unterhaltung ausgeschlossen wurden, die nun in Spanisch verlief. Er störte sich nicht weiter daran.

Nachher zog Petra ihn jedoch zur Seite: „Immer wenn ich etwas sage, tut Carlos so, als würde er kein Englisch verstehen. Wir bezahlen hier das Essen, und der macht sich lustig über uns ... zumindest über mich. Ich bin ziemlich enttäuscht von Roberto, dass er dieses Spielchen mitmacht.“

Zak nickte, aber er wusste nicht, was er sagen sollte. Es gefiel ihm einfach ... dieses Treiben, alles zuzulassen.



Petra und Zak drängten zum Aufbruch, aber es dauerte noch eine ganze Weile, bis sie sich auf den Weg zurück nach Río Dulce machten. Zak hatte seine Zweifel, weil es schon Nachmittag war und weil Carlos zu Hause blieb – dabei war er es doch, der sie mit seinem Boot nach Livingston hatte bringen sollen.

Wolkenmasse drängte schwarz über den Horizont. Bald klatschten ihnen einzelne dicke Tropfen ins Gesicht, in ihrer Wucht verstärkt durch die Fahrgeschwindigkeit. Also setzte Zak sich um und sah die mathematische Straße hinter ihnen zurückbleiben. Parallel dazu lief eine Stromleitung wie eine Telegrafienlinie aus alter Zeit. Zum ersten Mal auf diesem Trip musste er an Laila denken; es regnete, dann wieder nicht ...

Eddie tippte ihm auf die Schulter und zeigte nach vorn, schweigend wie immer. Ein Regenbogen stand dort solide hinter dem nächsten Hügel: eine leuchtende Wachsstiftzeichnung im recycelt-grauen Raum. Die Straße führte genau darauf zu.

Schneller! Schneller! So schnell konnte also das Gemüt umschlagen, wenn es auf ein Jahr befreit war von allem Haben und Soll. Von Nachdenklichkeit in höchste Erregung, ins Jubilieren mit nur einem Blick. Der Regenbogen dort vorn wird ihm plötzlich Symbol und Déjà-vu, irgendwie das Tor zu etwas Großem. Dies ist das Abenteuer seines Lebens, na klar. *Das ist die Karibik!*, denkt er. Immer wieder: *Das ist die Karibik! ... Tropischer Zucker, tropisches Salz ... Ja. Ja. Ja!* Und es ist kein Problem sich fallen zu lassen in den Moment, denn nichts Unerwartetes wird unerwünscht sein und anders herum. Oh Livingston!

Regen verfängt sich in seinen Wimpern, und vor den zusammengekniffenen Augen bricht sich das Bild: In jedem Wassertropfen ein farbiger Stern. Unwirklich dieses Spiel, wie auch die Hügel und die Wolken und der Griff, an dem er sich festhält – unwirklich und ungreifbar auch die Menschen.



Es dämmerte bereits, als sie um fünf Uhr in Río Dulce eintrafen. Alle blickten auf Roberto.

„Es ist wohl zu spät geworden für Lívingston“, sagte der. „Wir sollten das auf morgen verschieben.“

„Wir hatten nur eine Übernachtung geplant“, warf Petra ein.

„Und Carlos wird uns fahren mit seinem Boot?“, versicherte sich Zak.

„Die Sache ist die ...“, druckste Roberto herum. „Carlos hat kein richtiges eigenes Boot, er fährt im Auftrag von jemandem, und wir müssen ihm schon etwas zahlen.“

„Und wie teuer wird das?“, fragte Petra.

Roberto überlegte. „Ungefähr zehn Dollar“, sagte er dann. „Maximal.“

„Für jeden?“

„Für jeden.“

Petra ging hoch: „Du hast uns doch gesagt, wir würden von hier aus umsonst nach Lívingston kommen! Vertraut mir, vertraut mir! Schon die Busfahrt hat das Dreifache gekostet von dem, was du uns versprochen hast. Genau wie das Vetterntaxi nach Guatemala. Und die Rückfahrt kostet noch mal soviel. Und wir beide müssen das ganze auch noch für euch mit bezahlen!“

„Aber wir schlafen doch bei Carlos, oder?“, mischte sich Zak ein.

„Er wird gleich nachkommen, dann können wir ihn noch mal fragen.“

„Was soll das heißen?“

„Es sind ja auch gar nicht so viele Betten da ... und seine Mutter hat erst vor kurzem ein Baby bekommen.“

Petra weinte. „Das hättest du uns aber früher sagen müssen! Jetzt stehen wir da. Und was kostet ein Hotelzimmer überhaupt?“

„Hör mal Petra, ihr kriegt unseren Teil auf jeden Fall wieder. Das verspreche ich Euch!“

„Ach ja? Schon wieder eines deiner Versprechen! Bis jetzt hast du ja noch nicht so viele eingelöst.“

„Immerhin sind wir doch in Río Dulce ...“

„Da wär ich ohne dich aber auch hingekommen – und billiger auf jeden Fall.“

Auch Zak war die Ausflüchte leid, sein Hochgefühl angesichts des Regenbogens hatte sich ins Gegenteil verkehrt. Er hatte gerechnet und erkannt, dass sein Geld keinesfalls bis Livingston reichen würde. Und da ärgerte es ihn plötzlich doppelt, dass er soviel Geld für eine halbe Sache ausgegeben hatte. Gleichzeitig lief sein Spanisch-Unterricht weiter, und er hing in diesem Río Dulce rum ... Er fluchte und war nahe daran, Roberto und den unbeteiligten Eddie und die verheulte Petra einfach stehen zu lassen. Aber es fuhr kein Bus mehr, und wohin sollte er schon gehen.

Kopflös liefen sie also die schlammige Hauptstraße hoch und runter, wütend aufeinander und enttäuscht. Petra und Zak vorne, die beiden Guatemalteken weiter hinten. Die Betonbauten zu beiden Seiten: Mintgrün und Pantherpink – die einzigen Farben, die es hier zu geben schien.



Am Ufer des Río Dulce gab es die Bar *Hollymar*. Dahinter hatte Roberto ein vergammeltes, aber billiges Zimmer gefunden, und hier, so hatten sie schließlich beschlossen, wollten sie ihr restliches Geld vertrinken. Roberto und Edgar hielten sich an die Theke, Petra und Zak setzten sich an den Steg und ließen ihre Beine übers Wasser baumeln. Vor ihnen lag der braune Fluss wie ein See; weit entfernt das andere Ufer, wo er die knorrige Mangrove unter-spülte.

Petra sagte: „Ich bin froh, dass diese Sache geklärt ist, Zak. Vorhin war ich richtig wütend auf Roberto, aber im Grunde ist es mir jetzt gleich.“

„Ja“, erwiderte Zak, „mir ist es auch egal. Ich war, glaub ich, nicht wirklich wütend, sondern nur enttäuscht ... auch über mich selbst. Weil es irgendwie genauso gelaufen ist wie immer.“

„Wie meinst du das?“

Sie schwiegen einen Moment – dann sagte Zak: „Weil ich mir eben vorgenommen hatte, nicht so zu reisen. So – was kostet die Welt?! Hast du die Gesichter der Leute gesehen, als wir uns schon heute Morgen im Bus betrunken haben? Die haben das nicht verstanden. Ich habe das selbst nicht ganz verstanden.“

Petra prostete ihm zu und lächelte. „Also, ich will hier nur Urlaub machen und mein Spanisch für meine Prüfungen aufbessern. Aber was suchst du eigentlich hier – in Guatemala, in Amerika?“

„Ich weiß nicht“, sagte Zak. „Ein Ziel eben ... Das Abenteuer des Zufalls.“

„Das hört sich für mich nach einem ganz grundlegenden Zielkonflikt an: Ein Ziel suchen und sich gleichzeitig dem Zufall überlassen – das schließt sich doch irgendwie aus.“

„Vielleicht ... Na, dann sagen wir, ich suche eine andere Einstellung zum Leben.“

„Wie sieht denn die bisherige aus?“

Zak überlegte – „Zwischen vierzehn und achtzehn erschien es mir noch vollkommen einleuchtend, dass der Sinn darin besteht, mit Freunden zu feiern, in Clubs zu fahren, um zu rauchen und zu trinken und einfach dabei zu sein ... Das war die Zeit, in der man üblicherweise die *Doors* kennen lernt: Was zählt, das sind die Höhe- und Tiefpunkte und nichts dazwischen – so ähnlich hat Jim Morrison das mal gesagt ... Aber irgendwann dazwischen hab ich doch die Augen aufgemacht und bemerkt, dass unsere nächtlichen Straßen gepflastert sind mit Bierdosen, Trinkbechern und Strohhalm, mit halbgegessenen Dönern und ausgespuckten Peperonis. Mein Gott, jede Nacht verkleckern wir Herden von Lämmern auf dem Bürgersteig.“

Petra unterbrach ihn: „Wenn du so unzufrieden bist mit deinem Lebensstil, warum änderst du ihn nicht einfach?“

„Ich finde das nicht so einfach. Vegetarier bin ich seit einem Jahr, rauchen tue ich nur noch auf Feten, und meinen Wagen hab ich für diese Reise verkauft. Aber ich glaube nicht, dass das wirklich etwas ändert.“

Petra nickte. „Zuhause denke ich auch oft: Es lohnt sich nicht, zum Beispiel für etwas zu spenden, das ist doch nur ein Tropfen auf dem heißen Stein. Wenn, dann möchte ich was Richtiges bewegen. Hier dagegen, im Urlaub, verschiebt sich meine Wahrnehmung, und ich finde plötzlich, dass durchaus die Kleinigkeiten zählen. Gerade die. Denn die bestimmen ja mein eigenes Leben. Und jedes Mal im Urlaub nehme ich mir vor, diese Einstellung mit nach Hause zu nehmen: Dass es eben nicht um Alles oder Nichts geht, sondern um die kleinen Dinge ...“ Sie blickte sich um. „Und darum sollten wir jetzt vielleicht zu den anderen gehen. Was meinst du?“



Roberto und Eddie kippten rückwärts in ihre Betten. Petra und Zak dagegen lagen noch lange wach, wegen der Moskitos und weil sie sich vor den speckgeschwärtzten Matratzen ekelten. Schließlich wickelte Zak sich in sein Regenzeug und zog sich sogar die Kapuze über den Kopf – es half alles nichts.

Um Mitternacht klopfte es plötzlich an der Tür. Petra öffnete. Es war Carlos, der einen Rucksack für Roberto abliefern wollte. Petra nahm und öffnete ihn, er war voll mit Gras. Sie schubste Carlos zur Seite, schleuderte den Rucksack an ihm vorbei und knallte ihm die Tür vor sein nächtliches Grinsen. Roberto war so betrunken, dass er dabei kaum ein Auge aufmachte. Auch Zak war sich nicht sicher, ob er nicht träumte.

Am nächsten Morgen sprangen sie in den schlammbraunen Río Dulce und wuschen sich den Schweiß der Nacht von den Körpern, dann fuhren sie zurück. Am späten Nachmittag, einige Kilometer vor Antigua, gab Zak das Pfand, die vergoldete Uhr, an Roberto

zurück. Er wollte sie nicht behalten, das Geld war ihm egal. Die beiden Guatemalteken verabschiedeten sich mit dem Versprechen zum Abend ins *Rainbow* zu kommen – sie erschienen nicht.

Drei Tage später traf er Roberto auf der Straße. Zak sagte ihm, das ausgelegte Geld könne er behalten, es sei nicht so wichtig. Roberto aber bestand darauf, ihm alles zurückzuzahlen, und sie verabredeten sich ein zweites Mal im *Rainbow*. Roberto versetzte ihn erneut, doch damit hatte Zak gerechnet.

Lotos. Oder der Versuch, ohne Urteile durch die Welt zu ziehen

Als seine dritte Woche in Guatemala anbrach, wurde Antigua ihm schon zu klein und zu touristisch, obwohl es sich doch gar nicht geändert hatte in der kurzen Zeit. Aber sein Blick war schärfer geworden. Zak fokussierte auf die bewaffneten Wachleute vor den Gringokneipen, auf die ausländischen Kellner. Der Einheimische wird sogar als Dienstleister verdrängt, zur Kulisse degradiert.

Und Zak kamen Zweifel, ob er tatsächlich sein altes System verlassen hatte, das er doch von außen hatte betrachten wollen. Waren das am Ende gar keine verschiedenen Welten, die erste und die dritte? ... Antigua jedenfalls bot ihm vor allem das Angenehme und Gewohnte.

Deshalb hatte Zak am vergangenen Wochenende den Atitlán-See besucht, mit den Dörfern Panajachel, Santiago und San Pedro. Aber hier wimmelte es nur so von Aussteigern und Reisenden, die so lautstark auf der Suche nach sich selbst waren, dass sie nur ihr eigenes Echo finden würden, egal wohin sie gingen ... Zugegeben: Es war verführerisch, hier für einige Wochen oder gar Monate hängen zu bleiben: mit all den interessanten Typen zu rauchen, in der Überzeugung, dass nichts sinnvoller wäre, als einfach gut zu leben. Aber irgendetwas störte ihn. Es war so ... unecht.

Das Echte jedoch war auch die Woche darauf in Chichicastenango nicht zu finden, trotz oder wegen der Marimba-Bands, der barock duftenden Kopalharz-Pfannen und der Weihrauchschwenker vor den Kirchen. In Zaks Reiseführer stand, sie würden vom Tourismusministerium bezahlt ... Auch der prächtige Markt rief nur ein leises Gefühl der Exotik in ihm ab – aber nein, er wollte nicht kaufen und kiffen und gaffen und zu Hause davon erzählen; er wollte mit seinem Herzen erfahren. Das hatte er beschlossen im Kater nach dem missglückten Livingston-Rausch. Darum ging er für eine Woche an die Pazifikküste nach Monterrico.

Hier gab es nichts außer dem Strand und einer Dépendance seiner Spanischschule mit fünf Lehrern und ebenso wenigen Schülern.

Lars, ein hünenhafter Däne, langweilte ihn mit seinen ständig gleichen Reden: „*Es muy importante practicar y hablar el español.*“ Er war sehr stolz auf seine Grammatik, die er brauchen würde, um in Guatemala *business* zu machen; er kam aus der Textilbranche.

Monika, eine Deutsche, hatte sich von ihrem Mann getrennt, ihren Job aufgegeben, alles verkauft und war ausgewandert.

Ronald, ebenfalls deutsch, hatte gerade ein halbjähriges Architekturpraktikum auf Haiti hinter sich.

Claire kam aus Quebec und sprach kein Englisch.

Aúra, die Chefin der Schule, war wie die anderen Lehrer sehr jung; eine halbe Indianerin. Ronald bezeichnete sie scherzeshalber als *astuta, impertinente y increíble* – schnippisch, frech und einfach unglaublich.

Trotz dieser Gesellschaft fühlte Zak sich nach dem Ortswechsel zunächst allein und leer. In der ersten Nacht ging er nicht zu der großen Fiesta zu Ehren des örtlichen Schutzheiligen, vermutlich das größte Fest des Jahres. Stattdessen lag er unter seinem Moskitonetz und lauschte verzweifelt der schamlosen Lebensfreude, wälzte sich in kaltem Schweiß und Schuldgefühlen gegenüber Laila.

Erst das Tageslicht machte alles erträglicher, und er nahm wieder Anteil an den neuen Bildern: Auf den staubigen Wegen liefen Schweine herum, unter den wenigen Laternen saßen doppelfaustgroße Kröten. Der vulkanische Sand brannte heiß unter den Füßen, und jeden Abend fuhr die letzte Sonne so glutig und rot in die Wolken wie Wind in die Asche eines Lagerfeuers. Nur am Wochenende sollte es voll werden, hatte Aúra ihn gewarnt: neu-reiche Yuppies aus der Hauptstadt, die mit Strandbuggies den Sand aufmischen und ihre Bierdosen liegenlassen ... Eines Mittags fand Zak den Leichnam eines Hundes mitten auf einem Weg – zwei Rabengeier hatten säuberlich ein winziges Loch hineingepickt und bedienten sich daraus.



Im Mondlicht glitzerte der anthrazitfarbene Strand, während Zak die schwarz und ungeheuer hereinrollenden Wellen beobachtete. Immer wieder das gleiche Spiel: Die Stiere stürmen heran, glänzend wie Presskohle, bäumen sich auf, dass ihre Muskeln schwellen und ihre Mäuler schäumen, erbrechen ihre ganze Kraft, ihr weißes Fleisch nach außen und stürzen dann verhalten in sich zusammen wie eine gesprengte Häuserreihe. Die letzten Blasen platzen über dem Sand, und wenn das Wasser sich zurückzieht, hinterlässt es nur eine feine Linie.

Er saß schon lange hier und sah, wie die Linie sich auf ihn zuschob. Dieser Strich, für den die Welt soviel Kraft aufgewendet hatte. Alle Wirbel reduziert, und man glaubt zu erkennen, was das alles bedeuten soll: Wellenberg, Wellental – beides unter einer Wasserhaut.

Irgendwann würde die Linie ihn erreichen, und bei diesem Gedanken gab es keinen Rückhalt mehr. Lolas wundervoll geschwungenes Becken; Lola, mit einem Stück Wassermelone durch Nürnberg trotzend, sie beide, Taxifahrer nach Sex-Shops fragend ... ach, und in der Schule: ihre Lolalöwenlocken leuchten in der Raucherecke ... Zak erinnerte sich ihrer gemeinsamen Einkäufe: das Ein- und Ausladen der unendlich vielen gekauften Dinge; Tigerbettwäsche, müde nach Hause getragen und ohne Zeit ausprobiert: Lola, sei zahm! Mit einem Kloß, zu groß, um ihn hinunterzuschlucken, auf der Straße stehen ... in Holland – auf dem Damm, in den Dünen, auf der Toilette einer Tankstelle: vereint – Musik hörend, Mojo, Reggae, unser Song, mal verliebt, dann genervt, entmutigt, nicht sicher, verheult und wieder vertragen. Nach dem Flohmarkt die indische Liebesnacht ... so kitschig wie die Sonnenuntergänge und die Milchstraße über Monterrico.

Heute noch hatte er mit Laila gesprochen; für dieses Telefonat war er fast den ganzen Tag unterwegs gewesen. Monterrico lag hinter einem Mangrovenreservat: Mit einem Boot über das Brackwasser, anschließend per Bus nach Chiquimulilla, wo das nächste Büro der *Guatel* hockte.

Auf dem Deck der *lancha* quiekten zwei Ferkel in der Sonne, beide in ein Netz gewickelt und mit allen Vieren an einen Tragstil gebunden. Schwärme weißer Reiher, fremdartige Vögel, flüchtige Gedanken an Lola. Im Bastkorb einer faltigen Bäuerin wand sich ein gefesselter Hahn zwischen zwei gigantischen Papayas.

Die pazifische Küstenebene war flach und heiß. Immer wieder hielt der Bus, um zähe Campesinos mit Cowboyhüten und groben Leinensäcken oder Bündeln mit Zuckerrohr zusteigen zu lassen, oh staubige endlose wunderschöne Fahrt! Chiquimulilla lag höher, im Kaffeegürtel am Fuß der vulkanischen Kordilleren. Die Bürgersteige waren in ihrer unbequemen Höhe für die starken Regengüsse ausgelegt. Handgemalte Pepsi-Reklamen an den Häusern in der einen Straße – Coca-Cola-Banner über der anderen. Um jede Straße wurde hart gekämpft. Vor jeder Bank Wächter mit Maschinenpistolen. Obst, Krach, Gerüche.

Zak hat den Tag über nur wenige Worte gesprochen, und wie das ist, wenn man sich eigentlich viel und wichtiges zu sagen hätte, bringt er, bringen sie beide – Laila und er – nur ein stockendes Gespräch zustande:

– Wie geht's? Was machen Sven und Hendrik denn so? Ja, mir geht's auch gut, mmhm. Selbst die Kokosnüsse schwitzen an den Palmen, ach, es gibt so viel zu erzählen. Ich vermisse dich. Ja ... ich dich auch! Und bitte weine nicht, die Zeit ist so kostbar, und ja ... was soll ich sagen, das wird wohl das Beste sein. Grüß schön, und ... ich liebe dich!

Verwirrt macht Zak sich auf den Weg zurück.

Flammen verzehren wie jeden Abend die dünnen Wolken, als er die letzte *lancha* nach Monterrico besteigt. Und bald sieht er die Sterne. Zuerst schwach, dann so stark, dass sie sich im Wasser spiegeln, das wie ein bleierner Spiegel unter ihm liegt. Kaum bewegt durch das langsam tuckernde Boot.

Ab und an streift es eine Art Seerosen mit lila Blüten; zu denen hat Aúra ihm eine Geschichte erzählt: Der Sage nach handelte es sich um Nymphen, die einem Wanderer einen Wunsch gewähren, wenn er sich wie sie der Strömung aussetzte ... Als Zak sich weit

hinauslehnt, kann er ihre sanften Finger über die seinen streichen fühlen.

Die Mangrove wirkt abwesend, aus dem noch glimmenden Himmel geschnitten. Und je dunkler es wird, desto deutlicher klafft dieses Nichts zwischen Himmel und Wasser. Pioniere auf ihrer Reise zum Mittelpunkt der Erde. Er sucht nach Strukturen, nach Blättern und Stelzwurzeln, einfach nach einem Halt, doch da ist nichts, nur ein Riss in der Welt. Er beginnt zu fallen, wird angesogen ... von einem leuchtenden Punkt. Und noch einer und plötzlich hunderte, tausende Sterne, die aufblitzen und wieder vergehen. Ein Flug ins Mangrovenuniversum, das explodiert aus einem Punkt hoch verdichteter Sehnsucht; es breitet sich aus, und der dimensionenlose Raum gewinnt eine neue Tiefe ... Raumgleiter, Traumsplitter, einsamer Ritter ... Die Mangroveninseln, die das Boot umschiffen, funkeln nun tatsächlich wie Christbaumdekoration, nur nicht so aufdringlich, viel diskreter, konzentriert in sich selbst.

Lucieros hatte *Aúra* die kleinen Leuchtkäfer genannt, *Zak* solle sie nicht berühren, er würde sich sonst die Finger verbrennen.



Während *Zak* also wie eine Schwimmpflanze am Strand hockte, im Lotossitz die Wellen auf sich zurollen ließ, da riss es ihn plötzlich los von seiner Erinnerung und vom Konkreten. Und im Geiste trieb er hinaus aufs Meer der Abstraktion, fühlte sich fernsichtig und seekrank zugleich.

Ich liebe dich – hatte er das etwa nicht gesagt! Und dennoch war er hier – wie ließ sich das auflösen? Der Zielkonflikt, von dem *Petra* gesprochen hatte: Sich dem Zufall überlassen oder sich ein Ziel stecken? Freiheit oder Sicherheit wählen, Reise oder Liebe. Aber da waren nicht nur diese zwei Seiten: Aus jedem Winkel seines Lebens flüsterten ihm kleine Männchen Erklärungen, Ansichten, Einstellungen ins Ohr. Und alle versuchten sie, sich gegenseitig zu widerlegen.

Die Eltern sagen: Geld verdienen, eine Familie gründen, denn du sollst zufrieden sein. Die Freunde fordern: Komm! Das ziehen wir uns rein. Bob Marley singt: One Love. Jim Morrison: Gib Gas! Die Ökos: Autos machen keinen Spaß. Die Punks: Haste mal zehn Cent! Der Fernseher: Kauf mich! (... implodiert und brennt.) Der Pfarrer: Gott ist das Licht! Die Atheisten: Stimmt ja nich' ... Licht aus! Kommen die Rechten, singen: Ausländer rrraus! Und der Intellektuelle: Sieh das mal differenzierter, hey, lass uns das mal ausdiskutieren ... und just hier erscheint Albert Einstein und doziert, Zeit und Masse eines Objekts verhielten sich relativ zu seiner Geschwindigkeit oder so ähnlich. Wie ist das, haben Dicke dann mehr Zeit oder bewegen sie sich einfach langsamer? ... Scheiße, wie soll man sich denn *für* etwas entscheiden, wenn alles so gottverdammst relativ ist?!

Vor einigen Tagen erst hatte Zak *Siddhartha* von Hermann Hesse gelesen – die Geschichte von Buddha, der auszog, um die Erleuchtung zu finden. Doch es braucht viele Umwege und gegensätzliche Erfahrungen, bis Siddhartha an sein Ziel gelangt und sein inneres Nirvana findet, eine unstörbare Gelassenheit vor allen Wünschen. Aber davor hat er eben all diese Umwege gehen müssen, musste Bettler, Kaufmann, Liebhaber, Mönch sein, um sich zu finden ... Und war das nicht auch die Idee von Jack Kerouac und Henry Miller, von Bruce Chatwin und Charles Bukowski, die Botschaft aller begnadeten Flüchtigen und Süchtigen? ... So hatte auch Zak sich vorgenommen, von den Gegensätzen zu leben und ohne Urteile durch die Welt zu ziehen.

Er löste seine überkreuzten Beine und ließ sich in den kühlen Sand fallen.

Der Gedanke, dass alle Erfahrungen wichtig und richtig waren, egal ob gut oder schlecht, gab ihm ein leichteres Gefühl, nahm etwas Verantwortlichkeit von seinen Schultern. Aber das löste nicht sein Problem: Er musste sich ja trotzdem für oder gegen eine jede Handlung entscheiden. Und wie sollte das gehen ohne Urteile – wo doch der Instinkt versagen musste unter dem Anprall dieser ungeheuren Datenflut. Wo doch jeder wusste, dass seine kleinste Handlung (vermutlich katastrophale) Folgen hatte, die auf der

ganzen Welt zu spüren waren. Sei es der Kauf einer Aktie, eines Liters Benzin oder einer Banane.

Konnte er das einfach ignorieren? Gab es tatsächlich keinen Maßstab?

Es war niederschmetternd, aber er fand keine losgelöste Wahrheit. Alles, jedes Urteil, jedes Handeln sah er an Interessen und Standpunkten festgemacht ... Was war Moral anderes, als eine mehrheitliche Übereinkunft zum Selbstschutz des Bürgertums – eine in Zwänge überführte Angstvorstellung? (Und galt das nicht besonders für die Treue?) Dabei brauchen wir uns nicht zu sorgen: Es gibt keine Sünde, keine Strafe, nur Konsequenzen.

Manchmal wünschte er seine Logik zum Teufel. Es wäre so viel beruhigender gewesen, hätte er sich die Welt in Gott getaucht vorstellen können. Aber Zaks Weltbild ließ das nicht zu. Gott – war das nicht der Versuch, eine kategorische Antwort zu geben auf eine nicht zu beantwortende Frage? Bis hierhin mein Sohn und keinen Schritt weiter! Gott war den meisten nur ein simples Basta. Dabei müsste er als permanente Frage definiert sein.

Im Grunde sehnte Zak sich danach, einfach etwas glauben zu können, aber das war nicht möglich. Da war die naturwissenschaftliche Sozialisation davor. Ein paar philosophische Schinken vom Onkel geerbt, Biologie und Physik die Lieblingsfächer. Die Gewissheit, dass alle Erkenntnis vorläufig war. Ein Häuflein Sand rann durch seine Finger ... die Zeit ... die Wellen ... die Wiedergeburtstheorie des Buddhismus – totaler Quatsch. Aber den Energieerhaltungssatz, den konnte er akzeptieren, ja. Der Sand hier war größtenteils zerriebene Lava, doch ein Teil mochte von einem Korallenriff stammen, mochte einmal das Skelett eines Kopffüßers gewesen sein. Und es war gut möglich, dass einzelne Mineralienmoleküle eines bestimmten Sandkorns einmal ihren Weg in eine organische Zelle finden würden. Der Kopffüßer als Bestandteil einer Palme. Nichts geht verloren.

Ging es nicht auch hier und jetzt darum, etwas umzuwandeln? Konkrete Sehnsucht in abstrakte Liebe. Ein Leiden in etwas Positives. Tiefes Empfinden ist kein Masochismus mehr.

Du musst Geduld haben, dachte er. Und jedenfalls fürs Erste weigerte Zak sich, die Liebe und die Freiheit gegeneinander auszuspielen, denn er hatte das Gefühl, dass dies ein Streit um Begriffe und Mythen war, die nach Belieben gefüllt werden konnten. Warum sollte Freiheit immer einen Riss im Leben erzeugen? ... Er wollte forschen, was hinter den Ideen steckte, bevor er sich entschied. Und weiter treiben über die See, um sicher wieder in der Mangrove zu stranden.



Am ersten November hatte Ronald Geburtstag. Zak hatte kleine Geburtstagskerzen aufgetrieben, drehte eine gelbe Kokosnuss von einer Palme und bastelte zusammen mit Claire und Aúra eine Geburtstagsnuss für Ronald ... Das vielfarbige Wachs der abgebrannten Kerzen hing bald von der *coco loco* herab wie Stalaktiten.

Am darauf folgenden Abend wurde Claire bei einem Strandspaziergang überfallen. Der Mann hatte ein T-Shirt vors Gesicht gebunden, griff sie von hinten und drückte ihr ein Messer an den Hals. Als Ronald herbeigelaufen kam, flüchtete der Mann.

Mais. Oder Heimat ist dort, wo deine Rollen definiert sind

Zaks Weg führte von Monterrico über Antigua und Huehuetenango nach Todos Santos Cuchumatán. Es war das erste Mal, dass er sich frei in diesem Land bewegte, wirklich frei, ohne Rückhalt, ohne Verpflichtung. Keine Schule mehr, und er genoss die ruppige Busreise ins Hochland, die für die anderen Passagiere eher Zwang und Beschränkung bedeuten mochte. An einem Rastplatz auf einer baumlosen Hochebene kaufte er wie viele andere eine Orange bei dem Indianermädchen vor dem einsamen Lehmhaus.

Das Mädchen schälte die Orange um ihren Äquator herum bis auf das Weiße. Dann teilte es die Kugel und bestreute die Hälften mit Salz und Gewürzen, so dass man gut hinein beißen und sie auslutschen konnte.

Der Saft war kalt und köstlich. Noch nie hatte Zak eine solch gute Orange gegessen.

Er trat einige Schritte zurück und schaute über das wellige Grasplateau hinweg. Das Lehmhaus machte sich klein und verloren aus in dieser Weite, zwischen den Büschen, unter diesem weiten Himmel. Der Himmel war fantastisch. Die Wolkenformationen. Und das reine Blau dazwischen wild. Die Orange in seiner Hand, der fleischige Saft auf der Zunge, zwischen seinen Zähnen, im Mundwinkel, auf seinem Handrücken, war Ausdruck der absoluten Freiheit, das glaubte er.



Der Hauptplatz von Todos Santos gegenüber dem Postbüro wirkte wie ein Spielplatz ohne Gerätschaften, irgendwie gerodet. Sein Sitznachbar im Bus hatte Zak erzählt, von hier aus seien früher die Einheimischen zusammengeschossen worden. Politik der verbrannten Erde und so.

Die Dorftracht kannte Zak von Fotos, für seine Hosen war Todos Santos berühmt. Aber dass tatsächlich noch alle Männer so herumliefen, hatte Zak nicht gedacht. Rot-weiß gestreifte Hosen fuhren Schubkarren über den Platz, den Berg hinauf. Rot-weiß gestreifte Hosen pflegten den Schnack auf dem Heimweg. Rot-weiß gestreifte Hosen (mit ein bisschen grün, orange und blau in den Streifen) torkelten betrunken durch die Gassen.

Es war nicht schwer, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Zak freundete sich sogar mit einer Ausnahme-Hose (ohne Streifen) an. Sie stellte sich vor als: Rodriguez, nicht von hier, Leiter eines Entwicklungsprojektes. Rodriguez trug eine Brille und bewegte sich nervös bis verlegen. Es war seine Aufgabe, den Frauen Grundkenntnisse im Rechnen, Lesen und Schreiben beizubringen und ihnen ihre Rechte zu erklären. Aber natürlich sei das schwierig, erklärte er, denn gerade die Frauen hätten kaum Zeit, müssten die Kinder hüten, kochen, Ordnung halten. Und viele wohnten zu weit außerhalb oder kamen nicht, weil ihre Männer eifersüchtig waren.

Rodriguez zeigte Zak den Ort. Todos Santos war einen Hang hinaufgewachsen, und entsprechend steil verliefen die Schotterstraßen und die lehmigen Wege. Nur wenige Häuser hatten ein Steinfundament, der Rest war aus Holz gebaut.

Sie spazierten über den Friedhof. Die Grabsteine waren mit Bonbonrosa, Hariboblau und Mint überzogen, als seien sie aus Lakritz. Holzkreuze, Jesusbilder, Marienfiguren, der ewige Nippes an den Gräbern. Dazwischen welke Blumen, leere Flaschen und Brotreste – vergängliche Überreste des ersten Novembers, Allerheiligen, Tag des großen Pferderennens. Da hatte Zak mit Ronald Geburtstag gefeiert, und er bedauerte es nicht, das Spektakel verpasst zu haben, das von allen Reiseführern wegen seiner Radikalität empfohlen wurde. Auch dieses Mal hatten die Reiterhosen sich dermaßen unter die Hufe geöffnet, dass der Friedhof um zwei Plätze erweitert werden musste.

Es wurde früh dunkel. Sie hatten ein Bier getrunken und liefen Richtung Hauptplatz, als sie von weiter unten bizarre Geräusche

und Musik hörten. Zak schaute Rodriguez fragend an, aber der grinste nur.

Je näher sie der Quelle kamen, desto sicherer wurde Zak, dass hier eine ziemlich psychedelische Party im Gange war.

Der Krach wurde ohrenbetäubend, als sie ein abgelegenes Steinhaus erreichten. Boxen hingen draußen unterm Dach, aber was sie verstrahlten, konnte Zak noch immer nicht einordnen. Bretter waren über Schlammfüßen gelegt, darüber pirschten Rodriguez und Zak sich bis zur offenen Tür.

Drinne saßen gut zwanzig Hosen und sahen sich einen Bruce-Lee-Streifen an.

Im Raum war die Lautstärke erträglich, denn die Lautsprecher waren tatsächlich nur nach außen gerichtet. Als gehörte es zu den Eitelkeiten der Technik, möglichst vielen Menschen ihre Vorzüge aufzudrängen. Der Fortschritt kennt keine Scham.



Diese Einsicht sollte sich am folgenden und an allen weiteren Morgen in Todos Santos bestätigen. Zak wachte regelmäßig um fünf Uhr auf, weil ein leiernder Laienprediger seine Karaoke-Nummer über das „Megaphon“ abzog (wie Rodriguez das Kino am Vorabend genannt hatte). Im Hintergrund orgelten die Busse und Pick-Ups, die zu dieser Zeit gesammelt aufbrachen.

Trotz des Lärms stand Zak nicht sofort auf. Die Wände seines Zimmers waren nur aus dünnem Sperrholz, und sein Atem hielt sich darin wie Zigarettenqualm, so kalt war es. Er schlief voll bekleidet in seinem Schlafsack unter einem Haufen Wolldecken, und trotzdem wollten die Füße nicht warm werden. In diesen frostigen Morgenstunden träumte er von warmen Körpern, die sich an ihn schmiegen. Und fast erschreckte es ihn, wie automatisch diese anonymen Leiber Lolas Anfühlen annahmen.

Erst als die Sonne kräftiger wurde, stand er auf. Von der Terrasse seiner *posada* hatte Zak einen Blick über die verschachtelten Wellblechdächer hinweg, das lange Tal entlang. Der Rauch der Schornsteine zitterte in der kalten Luft, Wolken rieben sich an den

gegenüberliegenden Hängen. Die Hausherrin und ihre vier Töchter saßen schon früh auf der Terrasse und machten Handarbeiten, wenn sie nicht die Gäste bedienten. Mittlerweile hatten Kinder das Megaphon übernommen. Ihr Kichern und Gibbeln kam über das Dorf wie ein Heuschreckenschwarm.

Rodriguez hatte ihm erklärt, was es mit dem Megaphon auf sich hatte: Es gab im ganzen Land Hunderte von Freikirchen. Seit Jahrzehnten bauten amerikanische Missionare ein entsprechendes Netz auf. Unterstützt von US-Regierung und Wirtschaftsstiftungen mit dem Ziel, die katholische Kirche zu entmachten, die in Lateinamerika eine Art politisierter „Befreiungstheologie“ hervorgebracht hatte.

Teile und Herrsche! Das Megaphon jedenfalls war eine furchtbare Axt.



Zak freundete sich leidlich mit Kimberly an, einer australischen Tierärztin, und mit Hirsch, einem schweigsamen Israeli. Sie machten Spaziergänge und tranken am Abend zusammen, aber richtig warm wurden sie nicht miteinander. Rodriguez traf Zak noch zwei oder drei Mal auf der Straße, doch blieb es bei Belanglosigkeiten.

Am dritten Tag in Todos Santos unternahm Zak also allein eine Wanderung. Eier, ein Bananenbrot und Wasser packte er in seinen Rucksack, bevor er die Straße bergauf nahm.

Kinder piesackten ein angebundenes Schwein am Wegrand, und vor jeder Hütte lag ein dürrer Hund, knurrend wie ein dicker, wenn man sein Aufgabenfeld streifte. Bald hatte Zak Lehm unter den Schuhen, und die braunen Spitzen des Mais wogten unter und neben ihm.

Hier, inmitten steiler Felder, nahe der Grenze des Mindestertrags, begegnete er den Maismenschen. Sie trugen die gleichen gestreiften Hosen wie unten im Dorf, es mochten sogar dieselben Personen sein. Aber man musste ihnen einfach hier oben begegnen, um sie als Maismenschen zu erkennen. Mit einem Stirnrie-

men schleppten sie große Bündel Holz auf ihren Rücken, Wellblech oder Stoffe. Riesige Bündel, steile Wege. Sie mussten eine gewaltige Kondition in den Beinen und im Nacken haben. Und Mais im Bauch.

Der Mais trieb hier die Menschen an, war der Stoff, aus dem sie geschaffen waren: Muskeln wie Kolben, die Zähne weiß wie junge Körner, das Herz wie ein *tamal* in ihrer Brust, wie eine dieser Maismehlpasteten, die eingewickelt in ein Bananenblatt an jeder Straßenkreuzung verkauft wurden ... So etwa hatte Asturias, der Literaturnobelpreisträger, seine Landsleute beschrieben. So etwa erzählte es ihre Schöpfungslegende, das *Popol Vuh*.

Zak hatte darin gelesen. Für die, die an dieses Buch glaubten, war die Welt noch mythisch, und alles ist mit allem verknotet. Da sind Zahlen auch Götter und Menschen auch Tiere. Und die Welt ist ein Netz, das ihn immer auffangen wird, den Maismenschen.

Es lag Wäsche auf den Dächern der Hütten. Und alle Welt grüßte ihn: lachend zwischen diesen unglaublich steilen Feldern. Eine Schafherde graste schräg unterhalb seines Rastplatzes, schon einige hundert Meter über dem Dorf. Ein Maismädchen mit langen glänzend schwarzen Haaren und lilafarbener Tracht kam hinter einem Baum hervor und warf mit Steinen nach einem Schaf, das sich von der Herde hatte lösen wollen.

Ohne Zweifel ein schweres Leben, dachte Zak: die Felder mit der Machete bearbeiten, in Hütten aus Reisig, Bambus, Palmen oder Mangrove leben und sich den Rücken krumm schleppen. Und der Krieg, natürlich. Ein Leben zwischen Kolben, so oder so. Aber dann auch wieder beneidenswert: die Früchte der eigenen Arbeit essen und lachen, wenn man gemeinsam in einem der simplen *comedores* am Tisch sitzt – das hatte Zak so gesehen, und er war gerührt. Ein schweres Leben, natürlich – aber eines ohne Identitätszweifel. *Le maïs c'est moi!*

Zaks Beine zitterten auf dem Rückweg. Er hatte seinen Körper stark vernachlässigt in letzter Zeit und fragte sich, ob er diese Reise unternommen hätte, wenn er jemals in einem Verein Fußball gespielt hätte – in einer Mannschaft, mit Kameraden ... Da unterbrach ein Bauer seine Arbeit und lief auf ihn zu:

„*Hola*. Woher kommst du?“

„Aus Deutschland.“

„Wo liegt das?“

„In Europa.“

„Mhm – Europa ... ist es dort warm oder kalt?“

„Eher kalt, *depende*.“

„Und wo gefällt es dir besser, hier oder dort?“

„Dieses Land ist sehr schön, aber in Deutschland habe ich meine Familie und meine Freunde.“

„Wie lange hat denn der Bus bis hierher gebraucht?“

„Ich bin mit dem Flugzeug gekommen.“

„Oh! Mit dem Flugzeug ... Und wie teuer war das denn?“

„Nun ja, recht teuer.“

„Wie teuer?“

„Fünfhundert Dollar.“

Für eine Strecke! – aber das sagte er nicht. Große Augen, dicke Puste.

Und Zak schämte sich. Wie war es zu verstehen, dass jemand soviel Mühe und Kosten auf sich nahm, nur um zwischen fremden Maisfeldern wandern zu dürfen? Nur um weit weg zu sein von Zuhause, wo das Geld wächst. Musste so eine Reise nicht zwangsläufig missionarischen Charakter tragen? Eine Botschaft in den riesigen Nylonrucksäcken, die er und alle auf dem Rücken trugen ... Er sah es in den Augen des Bauers – kein Neid, eher eine Sehnsucht.

Wenn dieser Mann die Wahl hätte – würde er sein Feld nicht für einen guten Preis verkaufen? Diese verbrannte Erde verlassen. Versiegelte Erde vorziehen. Würde er weiter in der weihrauchigen Kirche zu der toten Jesuspuppe beten, die dort blutverschmiert und bleich in einem Glassarg aufgebahrt lag? Würde er nicht lieber zum nächsten Supermarkt fahren, den Wagen voll machen? Maiskolben kaufen statt anbauen.



In der vierten Woche seiner Reise wuchs in Zak die Distanz zur eigenen Person. Seine Wünsche und Ziele, selbst die Liebe zu Laila – das war auf ungewohnte Art nicht mehr so wichtig; überhaupt nicht. Und plötzlich wurde es noch mühsamer, das eigene Tun, diese ganze Reise, jeden Tag aufs Neue begründen zu müssen und sich hinauszuwagen.

Aber es blieb keine Wahl, und weil ihm nichts Besseres einfiel, wanderte Zak ziellos durch die Straßen von Quetzaltenango (auch Xela genannt). Die zweitgrößte Stadt Guatemalas war für europäische Verhältnisse überschaubar – kein Vergleich mit der monströsen Hauptstadt. Auf einem dieser Spaziergänge landete er bei den Schuhputzjungen auf der *plaza central* und brachte ihnen die englischen Zahlen bis zwanzig bei. Die würden sie gebrauchen können, umzirkelt vom endlos knatternden Verkehr zwischen mächtigen kolonialen Klötzen.

An einem anderen Tag fielen ihm hinter einer hohen Mauer die verschnörkelten Spitzen einiger Grabmäler auf; so landete er auf dem Friedhof von Xela.

Eigenartig, aber er genoss die trübe Stimmung dieses Nachmittags.

Grüfte wie Häuser, düster-europäischer Pomp. Die stolze Zeit Xelas war längst vorbei, aber noch im Grabe konkurrierten die großen Familien miteinander um Status und Macht: Ein griechischer Tempel stand neben einer Pyramide, bewacht von zwei Sphinxen, daneben eine gotische Kathedrale im Miniformat.

Das war der eine Teil: das Bonzenviertel, abgesondert durch eine Mauer. Und darin eingelassen ruhte die Asche des Mittelstandes, der es geschafft hatte, sich einen Mauerplatz in der Nähe der Prominenz zu sichern.

Jenseits dieses Zentrums, in den wilden Vororten der Totenstadt, lagen die Slums mit den überwucherten Holzkreuzen und namenlosen Massengräbern – braune Brache, über die man achtlos hinweg sah.

Fast hätte Zak gelacht: Monumente – ein netter Versuch, sich die Ewigkeit zu kaufen. Einen Platz im kollektiven Gedächtnis.

Ziellos lief er umher, ohne jemals bewusst die Richtung zu wechseln. Wie ein Planet, der geradeaus fliegt und im Kreis zur selben Zeit. Kein Widerspruch, nur eine Frage des Bezugssystems. In einem Physik-Buch hatte er mal eine Grafik gesehen, die erklären sollte, wie Einstein sich die Schwerkraft vorstellte. Da war ein Sonnensystem, durchzogen von Gitterlinien: ein Netz aus Raumzeit. Und in diesem Netz lastet schwer die Sonnenkugel und beult es aus. Ein Planet, der sich nun geradlinig an der Sonne vorbei bewegen will, wird in diese Mulde gezogen, wie eine Kugel ins Roulette. Der Witz ist, dass der Planet nur scheinbar seine Richtung ändert, denn tatsächlich sind Raum und Zeit selbst gekrümmt.

So ein Netz dachte Zak sich auch über dem Friedhof von Xela, nur stellte es nicht die Raumzeit dar, sondern die Erinnerung: Jeder Mensch sammelt in seinem Leben eine gewisse Masse an Bedeutung, die schließlich das Netz über seinem Grabe beult. Das kollektive Bewusstsein gekrümmt wie die Raumzeit. Ein eigenartig verworfenes Relief ergibt sich dann über dem Friedhof (wie über einer beliebigen Stadt) ... Und der willenlose Besucher wird mal hierhin, mal dorthin gezogen von der Masse an Bedeutung, die an bestimmten Steinen und Namen hängt. Von außen betrachtet mag er schlingern, in einem höheren Koordinatensystem hält er Kurs.

Letztes Jahr in Paris, das war auch so ein Fall gewesen. Da hatte sich ein richtiges Schwarzes Loch über den Friedhof gelegt. Hier ruht: Opfer X ... in Frieden. Oscar Wilde ... unvergessen. Jim Morrison! – Wegen dir allein sind wir doch hier! Warst du nicht immer der einzige, der mich verstand? Und wo liegst du nun, alter Freund, Pfeifenbruder, Bettgenosse? – Schaut nur nach den Graffiti auf den anderen Gräbern. Sie weisen euch den Weg, ihr könnt mich nicht verfehlen!

Doch die Graffiti weisen kreuz und quer. Und alle irren sie umher auf Père-Lachaise, denn die öffentlichen Pläne sind geschwärzt.



Erst als Zak vorm Spiegel stand und sich die Haare abschneiden wollte, wurde ihm klar, was der Begriff Heimat für ihn bedeutete.

Den ganzen Tag lang hatte er über seine Frisur und ihre Funktion nachgedacht zwischen grasbewachsenen Hügeln, in denen die Überreste ehemals wichtiger Gebäude staken. Utatlán, die Ruinen der ehemaligen Hauptstadt der Quiché-Indianer. Auf dem Rückweg nach Santa Cruz del Quiché, der neuen Stadt, deckte er sich mit ausreichend Bier, Zigaretten und orangefarbenen Käseflips ein, um einer solch schwerwiegenden Entscheidung – schnipp, schnapp, Fransen ab! – den passenden Rahmen zu verleihen.

Es ging ihm auf die Nerven, von allen Leuten wegen seiner Dreadlocks angestarrt zu werden. Dabei hatte er Zuhause dieses Gefühl genossen: außergewöhnlich zu sein, ein bisschen zu schocken. Da bedeutete es ein Stück Freiheit, sich wenigstens äußerlich den Regeln, Erwartungen und Verpflichtungen zu verweigern.

Zwischen den Fragmenten von Utatlán dachte Zak an Zuhause, und er glaubte zu wissen, was Laila und was seine Freunde gerade taten. *Heimat ist der Ort, den du am besten verstehst.* So geregelt war das Leben dort, so scheinbar vorhersehbar in seiner Beschränkung. Schüler, Sohn, Freund, Geliebter, Arbeitnehmer. Hier dagegen spielte er keine Rolle. Nichts und niemand spielte eine Rolle. Es gab keine Zuschauer, keine Bühne, es gab kein Stück. Das war der Unterschied. *Heimat ist da, wo deine Rollen definiert sind.*

Und dennoch spielte er hier weiter nach dem alten Muster. Vielleicht vermisste er die gewohnte Bühne mit all ihren Anweisungen, mit dem Applaus und seinen Mitspielern. Vielleicht hatte er noch nicht gelernt zu improvisieren. Jedenfalls glaubte er, sich selbst etwas vorzuspielen. Und um das zu ändern, war es nötig, einen Schnitt zu machen oder auch mehrere. Die alten Zöpfe abzuschneiden, diese Klischees der Rebellion, diese Schubladen.

Die Gelegenheit war überdies psychologisch günstig, denn seit ein paar Tagen juckten ihn Insektenstiche im Nacken: Wahrscheinlich von Bettwanzen, die in Xela nun den nächsten Fremden piesackten, möglicherweise aber auch von Flöhen, die bei einer

dreitägigen Wanderung zum Atilán-See aufgesprungen sein mochten. Wie auch immer – die Haare mussten ab!

Mit der Schere in der einen, einer Flasche Bier in der anderen Hand fand Zak sich also vorm Spiegel seines Hotelzimmers wieder und betrachtete sein schmales Gesicht: Da war der nicht abzustellende Schlafzimmerblick, mit dem eine Exfreundin ihn immer aufgezogen hatte („Du guckst ständig bekifft, selbst wenn du nüchtern bist.“), eine ziemlich große Nase und darunter ein voller Mund („Neeein, ganz die Mutter!“ – Anm. der Nachbarin).

Er setzte an und ... ließ die Schere wieder sinken, betrachtete seinen Kopf von allen Seiten, rauchte eine Zigarette, öffnete ein neues Bier, schob Käseflips in sich hinein und konnte sich zu nichts entschließen. Mit kurzen Haaren, hätte dieses Gesicht doch irgendwie komisch gewirkt, so brav und jung. Die schulterlangen, braunen Dreadlocks verliehen seiner Erscheinung etwas Verwegenes, fand Zak, den würdigen Rahmen. Außerdem waren sie seit fast drei Jahren Teil seiner Identität.

Andererseits nein, er hatte die Dreads nicht mehr nötig, um irgendwas darzustellen, wenn das überhaupt jemals der Fall gewesen sein sollte. (Dessen war er sich nicht sicher – und auch um sich zu vergewissern, wollte er sie abschneiden.) Noch einmal setzte er an und ... ach! ... es war so feige und trostlos!

Statt den Schnitt zu machen, stieg Zak über seine auf dem Boden ausgebreiteten, mit Insektenpulver bestreuten Klamotten in die Dusche und wusch sich schon zum zweiten Mal am heutigen Tag die Haare mit Anti-Floh-Shampoo. Dann legte er sich, die Entscheidung verschiebend, frisch geduscht und leicht angetrunken ins Bett, obwohl es erst Nachmittag war. Und er nahm ein Buch von Henry Miller zur Hand, das er schon viel zu lange mit sich herumschleppte.

Er mochte Miller: Diese trostlose Aneinanderreihung von Ficks und Fickabenteuern, Einsamkeit und Ekstase, zusammengeleimt von Millers Besessenheit, Schriftsteller zu werden und von seiner unbezwingbaren Heiterkeit. Für gewisse Sätze liebte er Miller: *Wir haben die Frage nach der Existenz Gottes noch nicht gelöst – Und ihr wollt essen?*

Mit einem Buch, schien es, konnte es ein gegenseitiges Verstehen geben. Das daraus entspringende Gefühl ließ Zak unter die Bettdecke krabbeln und mit den Gliedern zucken und Grimassen ziehen. Als wolle, als müsse er sich verformen. Doch die Haare blieben dran, noch gehörten sie zu ihm.



Vorne an der Leinwand klebte eine Fledermaus und verhielt sich wie ein Loch. Die Sitze waren aus Leder und die Wände mit Maya-Symbolen bemalt – das Kino musste mal ein Theater gewesen sein in besseren Tagen. Den ganzen Film über entführen den Bengeln in den hinteren Rängen abwechselnd Rülpsen und Gelächter.

Zak hatte sich eingedeckt mit vier Dosen Bier (0,5l), einigen Tüten Nachochips (50gr) und Massen dieser orangenen Käseflips, die ihn daran erinnerten, dass er sich nicht getraut hatte, sich die Haare abzuschneiden. Schon den ganzen Tag über hatte er versucht, sich abzulenken. Zuerst bei einem Fußballspiel, dann, indem er sich auf den Märkten von Cobán herumtrieb ohne die Absicht etwas zu kaufen ... Und nun, der Film war einfach schlecht.

Als Zak aus dem Kinosaal auf die Straße trat, war es bereits dunkel und es nieselte leicht. Er fühlte sich der Wirklichkeit auf unangenehme Weise entrückt, die Scheinwerfer der Autos und Motorräder blenden ihn, und die Welt ist ausgeschlossen, als säße er selbst in einem Wagen, hinter einer beregneten, schmierigen Autoscheibe. Der Film hatte Zak an eine Schulkameradin erinnert, die an Krebs gestorben war ... Manche Menschen sind wie eine Sternschnuppe, die das Firmament erleuchtet, so dass alles andere hinter ihr verblasst; und selbst wenn ihr Leben kurz ist, hat es mit diesem Blitz doch seinen Sinn gehabt – soweit die Botschaft aus Hollywood. Alles Scheiße!

Verstört und unsicher stolpert er eine viel befahrene Straße entlang. Die Motorengeräusche und die Stimmen der Passanten verziehen sich untrennbar zu einem dumpfen Brüllen: Im Regen

mitten auf einer Autobahn stehen, ein Geist, und die Strahlenkegel kreischen mit der Wut einer Horde Büffel durch einen hindurch. Woher nehmen sie die Gewissheit, dass die Straße heil und frei weiterläuft, dass sie nicht abgeschnitten im leeren Raum endet? In Deutschland hat noch alles seine Ordnung. Aber hier? Weggeworfene Kippen verglühen beim Eintritt in die Erdatmosphäre.

Seine Schritte verfehlen manchmal den Bordstein und patschen in die Rinne. Ein Hund überholt ihn rechts. *People are strange ...when you're a stranger ...* ja, das hat Jimmy wohl gemeint. An diese kleine Melodie kann man sich halten.

Dort, in der Kathedrale von Cobán hängt der Kreuzgang Jesu Christi in vierzehn bunten Holztafeln, wie er am Mittag gesehen hat, halbplastisch herausgeschnitzt. Über dem Altar ein goldener Engel. *Jupp! Du alter Obermotz der Märtyrer! Sie tun es immer noch. Wärscht du nicht stolz, wenn die Menschen das Geschenk deines Leidens von sich wiesen und für ihren Bockmist selber geradestünden?*

Auf dem dreieckigen Hauptplatz ein futuristischer Pavillon wie eine fliegende Untertasse. Vor den fahrbaren Holzbuden hängen lange Reihen von Chipstüten, Kästen mit Zigaretten und Kaugummis – Krimskrams, alles Krimskrams! Unbrauchbar und überflüssig! Er hat das alles schon probiert. Einige Grillstände laden ein zum gemütlichen Miteinander. (Fürs leibliche Wohl ist gesorgt, das Tanzbein wird geschwungen.) Und wie überall starren die Leute ihn neugierig an. Alle Gesichter sind offen, geradezu offensiv offen und nur darauf aus, ihn zu mustern, zu durchleuchten, abzuschätzen.

Welch seltsame Gestalt: weißer, jugendlicher Rasta mit himmelblauer, viel zu weiter 70er-Jahre-Trainingshose, Burning-Spear-T-Shirt, irgendwie verirrt, aber hauptsächlich wegen der Dreadlocks. Es ist ihnen nicht zu verdenken. Und eigentlich hat er doch genau das gesucht: offene und interessierte Menschen. So wie Juana, die alte Pachamama in Nebaj, mit deren Familie er drei Tage getafelt und gelacht hatte. Sie war die Wäschefrau in seiner Trucker-Herberge gewesen, ihren Mann hatte der Bürgerkrieg verschlungen. Aber welche Herzlichkeit! So noch gar nicht kommerziell, auch wenn sie natürlich Geld genommen hatte fürs

Essen. Das Freundschaftsband um sein Handgelenk ist jedenfalls echt, weil auch er sich echt gefühlt hatte in Nebaj; im Glauben, er sei angekommen.

Das selbstentfremdete Ich betrachtet sich von außen ... faces are ugly, when you're alone ... Nicht so viel Interesse! Keine Neugier bitte!

Also schnell ins nächste Kino: *Predator II* – Lust auf bunte Bilder. Hier werden sie ihm schon die Zeit wegballern. Versprochen ist versprochen.

„Hey Freundchen, erst wird bezahlt!“

Ja natürlich, die Kasse ist am Eingang. Im Vorraum hängen Bilder von der *Bundesrepublik Deutschland*. In Cobán haben bis zum zweiten Weltkrieg die deutschen Kaffeebarone regiert. Es sind touristische Plakate von der Alm und von Heidelberg und Frankfurt, eigentlich kein Anlass Wert irgendeiner Reaktion – und doch ... gerade diese Klischees ... *Deutsche Sprache, deutsche Gesichter, das verdammt Gewohnte, Gewöhnliche, zum Kotzen Alltägliche – wo seid ihr, meine Freunde? Wo stehe ich, zwischen deutschem Schwanengesang und technischer Kälte? Oh Werther!, geschätzte Schullektüre, du steckst tief in mir, und wenn ich nicht aufgebrochen wäre, hätte ich mir gleichsam eine Kugel durch den Kopf jagen müssen – oder hätte bestenfalls mein Leben gefristet wie ein durchgeknallter Papagei: in einem Käfig immer dieselben Worte stammelnd. Amazonas, Amazonas! Aber ich bin hier, das sag ich dir, um dich zu überwinden ... Wie war das? Heimat ist dort, wo alle Rollen definiert sind ... ach ja?*

Als zur Pause das Licht angeht, fahren alle Köpfe in dem fast leeren Saal zu ihm herum – *zwischen, zisch!* – in einer einzigen, konzertierten Bewegung. Die Bösewichter des Films tragen alle Dreadlocks (wie Zak) und sind überwiegend damit beschäftigt, ihren Opfern in bester Voodoo-Manier die Herzen bei lebendigem Leibe herauszureißen! Ein kleines Kind zeigt auf ihn und beginnt in Zeitlupe zu weinen.

Zak verlässt das Kino entgegen seiner Gewohnheit noch bevor der Nachspann beginnt.

Das Hotel ist ein Loch. An den Wänden der Gemeinschaftsdusche kleben lange, schwarze Würmer, und aus den Nebenzimmern sickert ein dreckiges, kaum verhaltenes Stöhnen in seinen unruhigen Halbschlaf.

Libido. Drei unbedachte Worte, und man ist gebunden

Nackt stand Zak auf einem Felsvorsprung und betrachtete die Gischt des Flusses, wie er tosend in die Unterwelt eintauchte. Der Wasserstaub wallt hoch, dehnt und sehnt sich verzweifelt, sich dem Unvermeidlichen zu entziehen, bevor der Luftzug der Wassermassen ihn gewaltsam in den Fels saugt. Erst dreihundert Meter weiter kommt der Fluss wieder ans Licht. Vor zwei Monaten, so hatte man ihm in Lanquin erzählt, sei ein Franzose von eben dieser Stelle herabgestürzt; es sollte Tage gedauert haben, bis er wieder auftauchte, zerschlagen in zweiundsechzig Teile.

Zak schaute sich um: Semuc Champey, das Weltnaturerbe. Der Fluss hat sich einen Tunnel durch den Kalkstein geleckert und so eine natürliche Brücke geschaffen. Kurioserweise kann man diese Brücke nur schwer trockenen Fußes überqueren, denn auf ihr kreuzt der Fluss sich selbst, hier fließt ein Nebenarm des unterirdischen Laufes. Darum sieht die Brücke auch gar nicht wie eine aus, denn ihre Oberfläche besteht aus einer Treppe sanft geformter Becken. Lianen verhängen die hohen Wände zu beiden Seiten. Und er: allein und nackig in dieser paradiesischen Badephantasie, ein Stockwerk über dem Hades.

Verträumt balancierte Zak über einen Kalksteinwulst, der zwei Sinterterrassen voneinander trennte, und beobachtete die Fische, die unter ihm wie Wünsch-Dir-Was-Groschen glitzerten, da quoll zwischen den Bäumen am Uferrand eine Wagenladung Besucher hervor. Aus seinem selbstgenügsamen Zustand gerissen und besorgt, die unfreiwilligen Zuschauer durch seine Nacktheit zu provozieren, hechtete Zak in das tiefer gelegene Becken und schwamm rasch zu der Stelle, an der er seine Badehose abgelegt hatte. Als die anderen ihm lachend winkten, planschte er verlegen hinüber.

Er traf vier Guatemalteken und eine Deutsche, die als Anhalterin mitgefahren war. Wie er war Judith allein unterwegs.



Sie fuhren gemeinsam zurück nach Lanquin. Judith und Zak saßen auf der Ladefläche des Pick-Ups zusammen mit einem der vier Jungen. Unterwegs hielten sie an, um ein altes Bauernehepaar aufzunehmen.

Nebel hatte sich zwischen den grünen Karstkegeln verfangen. Dabei war die unbefestigte Straße schon schlammig genug vom Regen. Auf einem steilen Stück drehten die Räder durch, und der Wagen begann rückwärts zu rutschen.

Der Fahrer zeichnete sich nicht durch besondere Geistesgegenwart aus, sonst hätte er das Gas weggenommen und wäre kontrolliert hinabgerollt. Stattdessen ließ er den Motor aufheulen, Schlamm spritzte zu allen Seiten, und der Wagen schlitterte mit beängstigender Zielstrebigkeit auf die Böschung zu. Im letzten Moment, der Pick-Up drohte zu kippen und seitlich den Hang hinunterzupoltern, sprang Judith sehr sportiv über die Reling. Zak und der Junge saßen auf der falschen Seite und konnten nicht mehr reagieren. Bevor der Wagen sich jedoch überschlug, wurde er von einem Busch gestoppt.

Perplex befreite sich Zak aus dem Gestrüpp und kletterte von der Ladefläche. Erst jetzt wurde er gewahr, dass die beiden Alten, mit dem Rücken zur Fahrerkabine sitzend, während des ganzen Hergangs keine Miene verzogen und sich nicht gerührt hatten. Nun erhoben sie sich gelassen: Die schrumpelige Bäuerin klopfte ihre Kleider aus, nahm kommentarlos ihr Bündel und ließ sich von ihrem Mann vom Wagen helfen.

So standen sie denn alle auf der Straße und diskutierten (mit Ausnahme der Indianer) über den Unfallhergang, über den entstandenen Schaden und wie man das Auto wieder auf die Straße bekommen könne. Das Gesicht des Fahrers, vormals von der Farbe einer Kakaobohne, hatte sich jetzt umgestülpt und wabbelte weiß auf seinem Hals wie das Fleisch der halbierten Kakaofrucht,

die er eine halbe Stunde zuvor den Deutschen zum Kosten gegeben hatte.

Judith war von oben bis unten mit Schlamm besudelt. Zak zog sie ein wenig auf: „Hey Jody, dein Colt schleift!“ – eine Reminiszenz an den unbekannteren Stuntman, Colt Sievers, TV-Held seiner Kindheit und aller Kinder aus den letzten Tagen der drei Kanäle. (Jody, seine erste und einzige Bildschirm Liebe.)

„Ja, lach nur, kleiner Hui“, rief Jody – sie hatte verstanden. „Du wirst nie ein Stuntman sein!“



Lanquin bestand im Wesentlichen aus drei Straßen, so dass es kein Wunder war, dass sie in derselben Herberge wohnten.

„Hast du gesehen“, fragte Zak, „wie locker die Oma geblieben ist?“

„Ja. Echt süß, wie sie nachher dastand und die Arme in die Seiten gestemmt hatte. Als wäre das mal wieder typisch.“

Jody lachte, und es klang herzlich und unbeschwert. Ihre braunen Haare waren kinnlang und kringelten sich um die Ohren. Den Nachmittag verbrachten die beiden damit, im Patio Bier zu trinken und sich gegenseitig in ihr Leben einzuweihen. Wie Zak erfuhr, hatte Jody vor vierundzwanzig Jahren eine glückliche Kindheit in einer ostfriesischen Kleinstadt angetreten und unter Einbeziehung aller legitimen Verlängerungsfristen erfolgreich abgeschlossen. Schließlich war sie nach Hamburg gezogen, um das Schreinerhandwerk zu lernen. Über das Holz hatte sie ihre grüne Ader entdeckt und machte sich nun bei Greenpeace stark; ansonsten wohnte Jody am Kiez und war zum St. Pauli-Fan mutiert, wie sie sagte. Sie hatte zwei Monate lang Chile, Peru und Bolivien bereist und noch zwei Wochen drangehängt, um Guatemala zu sehen. Morgen Abend wollte Jody eine Reisefreundin aus Südamerika in Río Dulce treffen – im Hollymar, wo Zaks Karibiktrip mit Petra, Roberto und Vulkan-Eddie abgesoffen war. Noch immer war Zak heiß auf Livingston. Sie beschlossen, es gemeinsam bis Río Dulce zu machen.

Eine Stunde vor Einbruch der Dämmerung gingen mit einem fernen Krach das Licht und der Fernseher an. Lanquin bezog nur drei Stunden täglich Strom von einem Generator, wie die herbeieilende Herbergsmutter freudig erklärte – eine heilige Zeit, die auf die zwei beliebtesten Seifenopern im guatemaltekischen Fernsehen zugeschnitten war.

„Hier soll es riesige Tropfsteinhöhlen geben“, bemerkte Zak nach wenigen Minuten, als ihm wieder einmal klar wurde, dass er nie, nie, nie in seinem kurzen Erdenleben diese *Telenovelas* verstehen würde.

„Der Eingang ist nicht weit“, sagte Jody. „Ich war schon da. Aber es wird gleich dunkel.“

Sie machten sich trotzdem auf den Weg. Der Pfad führte an das Ufer desselben Flusses, der Semuc Champey durchbohrt hatte ... Ein bedrohlich wirkender Schlund klaffte in einer Felswand. Schwärzer noch als die Nacht, die plötzlich über Lanquin gefallen war.

Die beiden stiegen einige Stufen hinauf und berieten unentschlossen. Ein Schauer durchlief Zak, etwas hatte seine Wange gestreichelt – vielleicht nur ein Luftzug, der Atem des Berges?

Klick. Der Lichtkegel der Taschenlampe enthüllte ein zuckendes Gewimmel: Hunderte, Tausende von Fledermäusen schwärmten aus der Höhle, legten sich als warmer, flirrender Strom um ihre Körper. Jody und Zak standen still, wagten nicht, sich zu bewegen. Versuchten sich zu beherrschen. Zentimeter vor ihren Nasen, vor den Händen und den Beinen und ihren Bäuchen lenkten die Fledermäuse ein und flossen um sie herum wie um zwei Tropfsteine. Den Sinnen der Tiere überlassen, gewannen sie langsam Vertrauen. Keine Maus würde sie antasten.

Dieser muffige Luftzug, durchzogen von Biomasse – es war sogar ein angenehmes Gefühl: Aktivierungsenergie. Bestrahlt mit Leben. Durch einen Schwarm Makrelen tauchen.

„Das nimmt ja überhaupt kein Ende“, stieß Jody zwischen den Zähnen hervor. Aber tatsächlich schwirrten die Vampire nur noch vereinzelt aus ihrer Gruft.

„Möchtest du noch immer hinein?“, fragte Zak.

„Natürlich, jetzt erst recht.“

Vollkommene Finsternis und die Wärme des Tages hatten sich drinnen gestaut. Der Weg in der Höhle war teilweise mit Geländern und Laufbohlen gesichert, an vielen Stellen aber unbefestigt. Es roch nach Fledermausscheiße, und das Echo ihrer Schritte vermischte sich mit einem hohlen Plätschern, das sie mit ihrem schmalen Licht zu verorten suchten.

Auf einen Wink der Taschenlampe huschten bizarre Formationen an ihnen vorbei, wie geschmolzenes und in der Schwerelosigkeit erstarrtes Wachs. Zak dachte an die Geburtstagskokosnuss, die er mit Aúra für Ronald gebastelt hatte. An einigen auffällig geformten Steinen blieben Jody und Zak stehen, um ihre Assoziationen auszutauschen: Pferdekopf, Elefantenrüssel, Minarett, Piratenschiff und Cola-Flasche – sie mussten lachen, doch darin klang eine gewisse Vorsicht oder Andacht mit.

Es hätte der Sinne einer Fledermaus bedurft, sich die Höhle plastisch vorzustellen, aber die Phantasie füllte den schwarzen Raum mit Formen und Geschichten, ja sogar mit Augen. Nachdem sie eine kleine Holzleiter emporgeklettert waren, entdeckten sie in der Felswand eine künstliche Nische, in der sich Kerzenstummel, verwelkte Blumen und ein Marienbild befanden.

„Ob das ein Altar ist – was meinst du?“, fragte Jody.

„Irgendwie so was, ja. Wir stehen ja auf einer Art Kanzel“, bemerkte Zak in diesem speziellen Ton, wenn man bemüht ist, den Moment ganz aufzusaugen und ihn gleichzeitig mit jemandem zu teilen.

„Lass uns doch eine Zigarette opfern“, schlug Jody vor. „Möchtest du auch eine?“

„Danke. Was hältst du davon, wenn wir das Licht ausschalten?“

„Das ist bestimmt ein komisches Gefühl. Nur zu.“

Sie stürzten in Watte: weich und voluminös die Dunkelheit, unbegrenzt der Klangraum. Mit jedem Plitsch und Platsch wandelte sich die Form der Höhle, und überdeutlich, von überall her, war es jetzt zu hören – die Höhle wucherte und wand sich, sah

bestimmt schon ganz anders aus als noch vor wenigen Sekunden. Sie rauchten schweigend.

Ohne Sinne verschwimmen die Grenzen des Körpers; ungehindert hätte das Ich sich ausgedehnt, all das Undefinierte umschlossen; doch da waren die glühenden Punkte der Zigarettenspitzen: übergroß, das einzig Vertraute, eine rettende Zweisamkeit. Es war einer jener Momente, in denen es alles und nichts bedeutet hätte, sich bei den Händen zu nehmen oder einander zu umarmen.

Nach einer Weile des Schweigens sagte Zak: „Heute morgen hätte ich nicht gedacht, dass der Tag so viele spezielle Momente bringen würde. Allein zu reisen hat sicher seinen Reiz, aber es macht auch müde.“

„Ja, ich finde es auch schön, dass wir uns kennen gelernt haben ... Du hast mir ja vorhin erzählt, dass du eine Freundin zu Hause hast. Das muss ziemlich schwierig sein für dich. Meine zwei Monate sind ja noch überschaubar. Und auf mich wartet auch keiner zu Hause, mit Ausnahme meiner chaotischen Mitbewohner ... Wie lange seid ihr eigentlich schon zusammen, du und ...?“

„Laila ... Wir kennen uns seit zwei Jahren. Wir waren Freunde in einer Gruppe von Freunden und haben viel Unsinn miteinander gebaut. Drei Monate vor meiner Abreise ist es dann passiert.“

„Und du bist trotzdem geflogen.“

„Mein Entschluss stand bereits fest, als wir zusammenkamen. Ich hatte alles monatelang vorbereitet. Da gab es kein Zurück; dann wäre ich eingegangen und die Beziehung wahrscheinlich gleich mit. Uns beiden war also von Beginn an klar, dass ich gehen würde. Wir hatten uns eine freie Liebe vorgestellt unter dieser Voraussetzung, etwas Freundschaftliches ... Und dann bin ich direkt am ersten Tag bei ihr eingezogen. Das heißt: Ich habe es nicht gleich gemerkt, aber ich bin einfach dageblieben für Tage und Wochen ... Es war irgendwie gegen meinen Willen – oder besser: gegen meinen Verstand; aber so ist das wohl mit der Liebe: Plötzlich ist sie da, und man kann nichts dagegen tun.“

Die letzten Worte hatte Zak halb scherzhaft dahergesagt; aber nach einer kleinen Pause fuhr er fort. „Ich schätze, man zwingt

sich gegenseitig zu einer Beziehung. Das schaukelt sich gewissermaßen hoch. Bei mir gab es da ein Schlüsselerlebnis ...“

„Lass hören“, sagte Jody sanft. Ihre Stimmen waren das einzige, was sie voneinander wahrnahmen – nun, da die Zigaretten erloschen waren – und damit auch das einzig Wahrhaftige in diesem Raum, der nur mehr in ihrer gemeinsamen Vorstellung existierte.

„Wir sind in den Urlaub gefahren. Nur ein Kurztrip, zuerst nach Nürnberg, eine Freundin besuchen, und zum Wochenende weiter nach Prag. Wir waren schon in der Tschechei, knapp hinter der Grenze, als Laila anfang zu weinen und ich anhielt, um sie zu fragen was los sei. Sie wollte es mir nicht sagen, und schließlich war ich es, der aussprach, dass es wohl um meine bevorstehende Reise ging. Das Thema belastete unsere Beziehung von Anfang an, aber bis dahin nannten wir sie nur ein Abenteuer.“

Sie fragte mich: Wirst du andere Frauen haben? Und ich sagte: Ich kann dir nicht sagen, was sein wird. Und noch weniger kann ich dir etwas versprechen. Sie fragte: Liebst du mich? Und ich druckste herum, denn bis dahin hatten wir uns das nicht gefragt oder gesagt. Ich antwortete: Ja, ich liebe dich *jetzt und hier!* Und dann hielt sie mir eine Predigt: Liebe bedeutet zusammenhalten, gemeinsam etwas aufbauen, die Zukunft gestalten und so weiter.

Ich wurde ein wenig ärgerlich, glaube ich. Das kann alles sein, sagte ich. Aber dafür ist jetzt nicht die richtige Zeit, und außerdem gibt es auch andere Definitionen von Liebe ... Darauf sagte sie: Es hat keinen Zweck. Ich will so nicht mit dir nach Prag. Ich kann das nicht.

Soll ich etwa umdrehen und zurückfahren oder wie stellst du dir das vor?

Warum nicht, heulte sie, es ist doch sowieso nicht wichtig; ein Zeitvertreib. Also lass es uns lieber gleich beenden.

Aber ich liebe dich! Rief ich, wirklich und aufrichtig. Einerseits weil ich es so meinte, aber auch, weil ich sie nicht weinen sehen konnte, weil ich nicht einfach umdrehen wollte, so kurz vor Prag. Ich wünsche mir, dass wir zusammenbleiben, aber ich kann dir nichts versprechen, was willst du denn noch hören, was kann ich dir mehr sagen? ... So ging es eine Weile hin und her.

Schließlich schaute Laila mich mit ihren verweinten Augen an und sagte: Ich weiß, dass ich es könnte. Ich könnte so lange warten. Und ich würde es auch tun, aber nur wenn ich mir sicher sein kann, dass du es auch wirklich willst.

Ich will dir kein Versprechen geben, das ich am Ende nicht einhalten kann.

Schau mal, das weiß ich doch, gab sie sich einsichtig. Ich möchte nur, dass wir es versuchen. Wenn es nicht klappt, wenn du eine andere kennen lernst – dann möchte ich es nur wissen, dann musst du es mir sagen, damit ich weiß, woran ich bin.

Und das war es, worauf wir uns am Ende einigten ... Im Nachhinein glaube ich fast, dass ich nur nicht umdrehen wollte, so kurz vor dem Ziel.“

„Und ... bereust du es?“ Jodys Frage schwebte im Nichts.

„Nein. Ich glaube, die Liebe hat zwar viel damit zu tun, dass man versucht, sich gegenseitig zu fesseln, während man gleichzeitig um die eigene Freiheit kämpft. Aber am Ende ist das nicht mehr wichtig. Die drei Monate mit Laila waren ein ganzes Leben. Gerade das Bewusstsein, so wenig Zeit zu haben, hat alles so viel intensiver gemacht. Vielleicht hat es auch nur deswegen so lange gehalten. Ich weiß es nicht. Alle meine vorherigen Beziehungen waren nach drei Wochen oder drei Monaten vorbei. Irgendwie ist es Liebe.“

Jody legte ihre Hand auf seine Schulter und strich seinen Arm hinunter: „Es ist schön, dass du so denkst ... Wollen wir gehen?“

Als sie aus der Höhle kamen, war das Rattern des Generators längst verklungen; das Dorf schlief bereits.



Río Dulce auf ein Neues. Von Lanquin in den Morgenstunden zurück nach Cobán, umsteigen und vorbei an den schäbigen Kreuzungsdörfern Los Amates und Río Hondo, klarer und auf beschwingte Weise freier als noch vor ein paar Wochen vorstellbar. Irgendwie auch gemeinsamer, lachend mit Jody. Dann endlich: verschwitzte Gesichter, Hotelsuche, Kneipentour.

Jody's Reisefreundin ließ auf sich warten, dafür machten sie im Hollymar die Bekanntschaft eines abgedrehten Österreichers. Der Blondschoopf hatte sich offenbar an einem komplizierten Trip verschluckt: Honda und LSD seien die Schlüssel zum Verständnis der verdammten Realität, verkündete er und berief sich auf *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten* von Robert Maynard Pirsig. „Die Bibel ist *bullshit!*“, wiederholte er ständig.

Als es gerade peinlich wurde, tauchte überraschend Carlos auf und setzte sich zu ihnen an den Tisch, was den Wirrkopf veranlasste, sich an andere Gäste heranzumachen.

Das letzte Bild, das Zak von Carlos hatte, war mit seinem unrühmlichen Rausschmiss durch Petra verbunden, als Carlos versucht hatte, ihnen einen Rucksack voll Marihuana unterzujubeln. Seine Erscheinung war unverändert: Schwarze lockige Haare über zartbrauner Haut, ein jugendlicher Flaum über den unverschämten Lippen. Er wechselte einige Worte mit Zak, der sich reserviert gab, und widmete sich dann ausschließlich Jody.

„Was ich mache, fragst du?! ... Du musst wissen: Ich bin ein Doktor“, sagte Carlos.

„Ein Doktor?“

„Ja, ein Doktor der Liebe, ich heile gebrochene Herzen.“

„Tja, tut mir leid, kein Bedarf; im Moment bräuchte ich eher einen für die Leber“, parierte Jody seine kleinen Anzüglichkeiten, eine um die andere, bis Carlos das Interesse verlor und zu seinem Unglück beim Bierholen an den verpeilten Österreicher geriet, der ihn gleich in Beschlag nahm. Jody und Zak nutzten die Gelegenheit, sich dünne zu machen. Da kein Bus mehr erwartet wurde, war es unwahrscheinlich, dass Jody's Freundin noch kommen würde.

Im Laden nebenan feierte eine Punta-Rock-Combo aus Belize ihr Instrumentarium: Eine E-Gitarre, drei Bongos und ein Schildkrötenpanzer, auf dem sich prima Soli spielen ließen. Der Sänger benutzte eine Muschel als Trillerpfeife, wenn er nicht gerade verzückte Schreie oder Tanzanweisungen von sich ließ.

Der Raum war groß und schmucklos, die Rückwand offen, so dass man über die Köpfe der Menge den Nachthimmel über dem

breiten Fluss sehen konnte. Zak verkroch sich in einen hinteren Winkel: Über den zerzausten Kronen der Palmen hing der Mond wie ein blank gewaschener halber Dollar – wünsch dir was! – die einzig harte Währung in Zeiten emotionaler Verknappung.

„Komm, häng da nicht so rum! Ich will tanzen“, forderte Jody.

Etwas unwillig, weil unsicher und aus seiner Melancholie gerissen, folgte Zak ihr auf die Tanzfläche. Sie überragten die übrigen Paare um gut einen halben Kopf. Der rohe Rhythmus war außerdem schwer umzusetzen, und darum war Zak froh, als die Band eine Pause machte: Zeit für Schnulzen aus der Konserve, sie rückten enger zusammen.

Ihre braunen Haare streiften sein Gesicht, rochen lebendig. Es ist tröstlich, ihre Nähe zu spüren – eine Frau im Arm, eines dieser flüchtigen Wesen. Sanft drückt er sie an sich, will alles, berührt wie zufällig ihren Nacken mit seinem Kinn. Ihren Hals mit seinen Lippen ... aber Jody entzieht sich – so beiläufig, als hätte sie den Hauch seines Atems nicht bemerkt.

Auch Zak lässt sich nichts anmerken, doch innerlich erschreckt er. Es ist, als würde eine Sicherung herausfliegen: Er schaltet ab und sucht in sich nach dem Bild Lailas, nach den Erinnerungen, die ihn bisher vor solchen Aktionen bewahrt haben. (Wie im Vorbeifahren sieht er noch dieses Mädchen im Bus nach Xela, das sich an ihn gelehnt hatte und an seiner Schulter eingeschlafen war.) Dann findet er eine idealisierte, etwas verschwommene Laila – eher ihre sexy Seite: Lola, nur wenig mehr als ihr Name ... ein Echo im Kopf ... Lo la la, la la ... Der geliebte Mensch geschrumpft auf Sex und Klang. Aber was könnte auch sonst bestehen hier in der Dancehall?

Vielleicht hat das auch Jody gespürt und sich erinnert, was er ihr über Laila erzählt hat in der Höhle. Ja. Ich liebe dich, hört er sich flüstern. Und das heißt nun einmal nicht *Ich mag dich* oder *Ich begehre dich*. Es beinhaltet ein Versprechen – das größte nur denkbare, wenn man sich ernst nimmt ... Ach, wie schwer ist es doch, den Mund nicht zu weit aufzureißen! Drei unbedachte Worte, und man ist gebunden ... Als sei es eine Schande oder überhaupt ein Ding, wenn zwei Körper zusammenkommen.

Was macht ein Pferd, wenn man ihm die Freiheit gibt? ... Gras fressen, über die Prärie preschen, andere Pferde lieben. Und was tut ein Mensch, der sich die Freiheit nimmt? Er wagt es nicht, den Stall seines Gewissens zu verlassen. Und wenn er sich doch für einen Moment hinausraut, hat er Angst, dass sein Stall ihn einholt. Weil er spürt, dass seine Fessel nur nachgibt, aber niemals reißt. Er bleibt gebunden an Vergangenheit und Zukunft.

Zak tanzt weiter mit Jody. Es ist ihr letzter Abend; sie will ja am Morgen zurück nach Antigua, und er will nach L'ivingston. Später schieben sie die Betten zusammen, um Zaks Moskitonetz zu teilen. Sie küssen sich gute Nacht, umarmen sich kurz und schlafen jeder auf seiner Seite den flüchtigen Traum des Bedauerns.

Das Dorf. Oder jeder Käfig sucht sich seinen Vogel

Ein englischer Diplomat kniet nieder vor dem Fürsten Tafari, dem obersten Ras von Äthiopien, Negus Negusta, dem König der Könige. Haile Selassie: der einzige unabhängige schwarze König in der weißen und kolonialen Welt der Dreißiger Jahre.

Dieses Bild gelangt auch nach Kingston, Jamaika. Hier verkaufen sie das Foto von der Krönung des abessinischen Königs als Fahrkarte nach Afrika, die ganz große Sehnsucht. Hier laden sie ihn mit Bedeutung auf – blind vor seinen politischen Fehlern und seinem Despotentum – machen ihn zum Messias in absentia, bis er strahlt wie eine biblische Leuchtreklame auf der steht: *Jah Rastafari, the lion of judah*, kurz: Rasta. Die rot-gelb-grüne Flagge Äthiopiens wird auf Jamaika gehisst, noch über dem Union Jack, und Bongos rufen zur Verschwörung. Ein Löwe wacht vor dem Eingang zu Trenchtown.

Seine Mähne wird gefürchtet in Babylon, der Sklavenhaltergesellschaft: Dreadlocks – ein Zeichen der Unabhängigkeit. Doch überraschenderweise brüllt der Löwe nicht, auf seiner Bongo spielt er den fetten Arschgroove.

Reggae ist eine ausgestreckte Hand. Und tatsächlich verbinden sich unter dem heiligen Stern Bob Marleys zwei und mehr Welten. Rasta kommt im Westen an, wird übernommen, interpretiert, mit neuen Inhalten gefüllt, verwässert, verfremdet, verkauft, wieder zurückerobert und als Allgemeingut deklariert ... Heute kann jeder Rasta sein, egal ob weiß, ob schwarz, ob Idealist oder Hedonist, egal welche Nationalität, und sei es nur für drei Tage – jeder hat seine eigene Vorstellung von diesem Glauben ohne Kirche; die einzige Institution ist die Musik.

Rasta ist diffus wie Rauch, dezentral wie das Internet, aber definitiv eine Bewegung. Vielleicht muss man ein Reggaefestival

erlebt haben, um die Kraft dahinter zu begreifen: Die Musik ist zwischen unseren Ohren und ein Anker im Leben, liebe Wochenende-Hippies! Eure tanzenden Körper werden das erinnern. Was wichtig ist und was zurück bleibt, ist ein spezieller Stolz oberhalb der kratzigen Kehle und die Idee von einer besseren, von Einer Welt. Wir sind verschieden, aber gleichwertig. Gesten und Gedanken, die im Nachhinein kitschig erscheinen mögen, aber sie waren da, und es war schön.

Auch wegen dieser Erfahrung hatte Zak sich vor drei Jahren Dreadlocks wachsen lassen. Und in Lívingston hoffte er nun, ein Dorf zu finden wie ein Reggaefestival.

Hier, auf einer Landzunge im Golf von Honduras gelegen und nur per Boot zu erreichen, leben die Garífunas: Nachkommen von geflohenen oder schiffbrüchigen Sklaven, deren rotes Afrikanerblut sich über die Jahrhunderte mit rotem Indianerblut und dem ebenfalls roten Europäerblut zu einem ganz eigenen Wein vermischt hatte. Längst nicht alle Garífunas sind Rastas; aber Sklaverei und Unterdrückung ist ihre Geschichte – und so findet die Bewegung hier guten Nährboden und bestimmt die Spielarten des menschlichen Zusammenlebens.

Man findet Garífuna-Dörfer entlang der Karibikküste von Belize bis hinab nach Nicaragua, aber Lívingston ist etwas Besonderes. Denn Lívingston ist auch Guatemala mit all seinen Gegensätzen, mit seinen Widersprüchen und seiner Magie. Lívingston ist nicht leicht zu verstehen, es hat seine wohl gehüteten Geheimnisse und Wunder, die es demjenigen entzieht, der unachtsam und hastig daran vorbeiläuft.

Das Dorf ist gebaut um zwei im rechten Winkel angeordnete Straßen, gesäumt von Bars, Restaurants, Hotels und Souvenirläden, an denen der gemeine Wochenende-Tourist hängen bleibt wie an einem Fliegenfänger. Die Shops und Kneipen halten ihn fern der stillen Seitengassen und unzähligen Schleichpfade, die alle unweigerlich ins Meer münden. Der Hafen befindet sich am Anfang der ersten Straße, der Friedhof am Ende der Zweiten – und erst dahinter stehen die Hütten der Einheimischen, ein stilles

Dorf für sich, versprenkelt bis ins Hinterland, jenseits des durch die Besucher verursachten Trubels.



Von seinem Platz an der Bar konnte Zak den pladdernden Regen sehen, der von den Korbstühlen und Sonnenschirmen auf der Terrasse abprallte und den Sand dunkel färbte. Hören konnte er das Prasseln nicht, denn Bässe und schwere Rhythmen – Roots, Raggamuffin und Merengue – versiegelten die offene Halle, so dass nichts von draußen hereindringen konnte.

Martin drückte ihm ein viertes oder fünftes Bier in die Hand und plapperte munter weiter, wo er vor fünf Minuten aufgehört hatte. Martin war 35 Jahre alt und kam aus Duisburg-Rheinhausen. Zak hatte ihn auf dem Boot kennen gelernt, das sie beide und drei Neuseeländer von Río Dulce nach L'Ívingston gebracht hatte.

Sie mussten die Fahrt den Fluss entlang unterbrechen, weil Martin eine schlimme Entzündung an der rechten Hand hatte. Ein Tropenkrankenhaus lag auf halber Strecke in der Mangrove, dort bekam Martin Antibiotika. Auf seine Frage, was die Medikamente denn kosten sollten, hatte die Ärztin erwidert, das Krankenhaus sei auf Spenden angewiesen. Es stehe jedem frei, einen angemessenen Betrag zu zahlen. Martin, eine ganz und gar unzeitgemäße Erscheinung mit seinem Tropenhut, mit der kurzen Hose, mit den Hosenträgern und den säuberlich hochgezogenen Socken warf fünf Dollar in die dafür vorgesehene Box. „Glauben Sie, das ist genug?“, hatte er Zak gefragt.

Und nun redete Martin wie der Regen: „Ja, und auf Jamaika war ich auch schon mal. Wir hatten ein schönes Hotel in Montego-Bay, und dann haben wir beide, mein Freund und ich, uns Motorräder ausgeliehen und sind mit zwei schwarzen Mädels um die Insel gekurvt. Wir haben die am Strand kennen gelernt. Das hat denen ja auch mal Spaß gemacht, mit zwei deutschen Jungs ...“

Zak hörte nicht weiter zu. Er konzentrierte sich auf die Tanzenden, und seine Gedanken schwangen in ihrem Rhythmus. Für die

Männer schienen Sex und Tanz dasselbe zu sein, doch die Frauen wichen gekonnt ihren Stößen aus. So tanzten sie ineinander verschlungen, und doch um einen unüberwindbar scheinenden Abstand ringend. Ach was Abstand! – da war Berührung überall. Es war eng und schwül.

Was Zaks Phantasie fliegen ließ und ihn mehr als alles andere fesselte, war jene dunkle Frau, die dort allein über den Beton spielte. Zeitlupe, leicht, kontrollierte Leidenschaft. Sie ist schlank und hat bunte Tücher wie Federn in ihre kurzen Rastalocken geflochten. Sie dreht sich barfuß, dirigiert Blicke mit den Fingerspitzen, wirft den Kopf in den Nacken und lässt ihn kreisen, vor und zurück. Ganz in sich und ignoriert von den Pärchen, in deren Mitte sie diesen Beschwörungstanz aufführt, bis all die Aufmerksamkeit, die gedankenverloren irgendwo im Raum schwebt, sich um sie herum zu einer lüsternen Aura verdichtet ... einfach nur so.

Sie ist ein Filter, der alle Geräusche dämpft, und er nimmt die Musik nur noch über den Takt ihrer Bewegungen auf. Alle Sinne in ihr ... Es ist ihr Bauchnabel, der tanzt, und die Welt dreht sich um die Mitte ihres Leibes. Sie ist Dynamit, lässt die Farben explodieren; die ungekrönte Dancehall Queen: Ein Paradiesvogel, der in seinem Käfig flattert und seine Betrachter bezaubert, so dass sie glauben, sie selbst seien gefangen zwischen goldenen Gitterstäben. Sie tanzt ihre Freiheit, ihr eigenes kleines Paradies ... Martin hatte ein neues Bier geholt ... Ein Augenblick der Unachtsamkeit, und der Paradiesvogel verschwand so unbemerkt wie er aufgetaucht war.

Zak nahm das Gespräch wieder auf: „Ich würde mir jetzt so richtig gerne einen rauchen. Immerhin sind wir in der Karibik. Was meinst du?“

Martin schien keine Lust zu haben. Es hatte aufgehört zu regnen, und bald machten sie sich auf den Weg zurück in ihr Hotel. Das *Abyssinian Palace* war im mauretanischen Stil erbaut, mit weißgekalkten Burgmauern und Minaretten, mit Säulengängen und einem gepflegten Garten. Es wirkte wie von einem Lampengeist aus einem fremden Land herübergewirkt und hingeklotzt.

Auf der Straße kurz vor dem Hotel wurden sie von zwei jungen Männern angesprochen; beide trugen Baseballkappen und schlabberige Netzhemden.

„Hey psst, wanna buy ganja? ... No? ... Yes? So what, coochie! Entscheide dich ... ist es dir zu gefährlich? Haha ... pass auf, wir machen das so: Du gibst mir das Geld und wartest hier, und ich bring dir dann das Zeug ... Nein? ... Nur fünf Dollar hast du ... na, dafür bekommst du schon eine Menge Ganja ... Also gut dann komm mit, Coochie. Mein Name ist Dennis.“

Zak und Dennis ließen Martin und den anderen stehen und bogen in eine Seitengasse ein, nutzten einige Schleichpfade und liefen querfeldein durch einen Garten.

„Ist es noch weit? ... Hey, da. Schau mal!“ Zak zeigte auf ein weißes Kaninchen, das unter einem Strauch hockte.

„Oh Coochie“, freute sich Dennis. „Den schnappen wir uns!“

Er schlich in weitem Bogen um den Strauch herum und trieb dann das Kaninchen auf Zak zu, der vergeblich versuchte, es zu greifen. Es wich aus, hoppelte einige Schritte weiter und blieb sitzen. Noch einmal versuchten sie es, diesmal andersherum. Dennis verfehlte den Burschen ebenfalls, er schlug einen Hacken und rannte Zak genau in die Arme. Er wusste nicht, welchen Sinn das haben sollte, ein Karnickel zu fangen, aber er übergab es an Dennis, der es an den Ohren fasste und fröhlich weiter schlenderte.

„Und was jetzt? Willst du es etwa mitnehmen?“

„Natürlich, ich habe ja schon eins, das braucht Gesellschaft, Coochie, haha!“

Zak konnte nicht mit ansehen, wie Dennis das Tier an den Ohren hin- und herschlenkerte, also nahm er es ihm ab und klemmte es sich selbst unter den Arm. Bald erreichten sie eine Hütte.

„Du musst leise sein, Coochie, meine Großmutter schläft schon.“ Sie schlichen durch den dunklen, mit Gerümpel verstellten Flur und gelangten in ein chaotisches Zimmer. Es gab einen kleinen Tisch; jede Menge Müll und eine zerfetzte Matratze lagen in einer Ecke. In der gegenüberliegenden hockte zwischen etwas Salat tatsächlich ein weiteres Kaninchen.

„Das ist ein Männchen, schau mal nach, was wir da mitgebracht haben, Coochie ... ja, schau ruhig mal nach.“

Ungeschickt hielt Zak das Tier hoch und versuchte, im trüben Licht der Glühbirne etwas zu erkennen.

„Also gut, Coochie, lass mal sehen.“ Dennis nahm es ihm ab: „Jahaha, das ist ein Weibchen, das wird sich hier wohl fühlen! Und du wirst auch deinen Spaß haben, Bunny Wailer.“

Er schickte den Hoppler zu seinem Kollegen, dann holte er unter dem Tisch einige Klumpen Gras hervor, eingewickelt in braunes Packpapier, wie eine Rolle Geldstücke. Dazu eine Zigarre; von der wickelte Dennis einige Tabakblätter ab und drehte daraus einen knorrigen Wurzeljoint, der sich gewaschen hatte.

„Weil du es bist, Coochie, will ich dir was verraten.“ Dennis stieß eine gewaltige Wolke aus und senkte die Stimme zu einem Ganja-Flüstern. „Die meisten Touristen merken nicht mal den Unterschied zwischen Shit und Karnickelscheiße, wenn sie schon rauchen.“



„*RASTAFARI! Selassie-I the first! Pay respect, man. Yeah, double respect to de king of kings, lord of lords ... JAAAHHH! Rastafari! A lot of mercy, man! I and I say me a de Rasta. ... Hey Bruder, wie geht's dir?*“

Zak konnte dem Schreihals nicht mehr ausweichen. Mit einem flapsigen „*Yepp, one love brother!*“ erwiderte er den Gruß und ging flugs weiter. Der Typ aber folgte ihm und ließ sich nicht mehr abwimmeln. Und das vorm Frühstück!

„Hey Bruder, brauchst du irgendwas ... Ganja, gutes Ganja? ... Ein Ausflug in den Wald? ... Nein?! Lobster ist mein Name, so nennt man mich hier. Wenn du was brauchst, dann frag nach Lobster, jeder kennt mich hier ... nicht wahr?“ Der Filou machte eine Handbewegung in Richtung eines Passanten; dieser antwortete mit einem wissenden Lächeln ... „Siehst du, jeder kennt mich, ich bin Lobster. *Rastafari!* Komm, ich werd dir ein nettes Restaurant zeigen ... Du willst nichts essen?! Du hast doch bestimmt

noch nicht gefrühstückt ... Na, du könntest mir vielleicht eine Soda spendieren, und ich werd dir dafür ein gutes Restaurant zeigen ... *I and I am a rastaman*, und du bist auch ein Rastamann, oder etwa nicht? *One love*, also lass uns was essen gehen!“

Zak gab sich abweisend, aber ein klares Nein galt hier als ein vages Ja. Und es war eine schlechte Idee, in den erstbesten Laden zu flüchten, weil Lobster ihn genau hier haben wollte.

„... dieses Restaurant gibt's erst seit kurzem, musst du wissen. Cervantes heißt es, ein wenig teuer vielleicht, aber das Essen ist vorzüglich. Sie haben den besten Koch der Stadt. *Healthy food: ital is vital* – wenn du weißt, was ich meine, haha.“

Zak war tatsächlich fischessender Vegetarier, was Lobster als *ital* bezeichnen mochte – vielleicht mit dem Zusatz, dass man nur mir unbedingt frischem Futter große und starke Dreadlocks bilden könne.

„... aber wenn's dir hier zu teuer ist, dann können wir Fisch am Strand kaufen, guten Fisch sag ich dir. Ich bekomme ihn billiger von den Fischern. Und dann zeig ich dir meine Hütte, und wir kochen dort *ital food*, du wirst sehen. Ich hab ein Stück Land und baue dort Mangos an und meinen eigenen Tee und Cashew. Aber vorher zeig ich dir noch das Dorf ... Ich hätte gern ein Wasser, wenn's dir nichts ausmacht.“

Vielleicht war eine kleine Führung gar keine schlechte Idee. Als sie das Lokal verließen und in Richtung Strand gingen, wunderte Zak sich über einen weißen Mann, der zusammengekauert mitten auf der Straße hockte: sich den Bauch haltend, als habe er große Schmerzen und müsse sich übergeben. Sein Gesicht hatte der Mann zwischen seinen Knien vergraben, aber soweit Zak sehen konnte, war es von einem krankhaften Rot, das in krassem Gegensatz zum farblosen Haar und dem schneeigen Bart des Mannes stand. Dazu trug er ein T-Shirt mit einem Muster aus überdimensionalen Dollarnoten. Zak wollte auf ihn zugehen, doch Lobster hielt ihn zurück.

„Lass ihn! Der Konsul will es nicht anders. So nannte er sich, als er hier ankam: der Konsul – und redete wirres Zeug, der Himmel sei die Hölle und umgekehrt. Der Konsul will leiden und büßen.“

Ich glaube, er will sterben, es gibt so Menschen. Deshalb ist er hier. Also lass ihn.“

Über staubige Wege führte Lobster ihn zu einem Pfad, der einige Meter parallel über dem Strand verlief. Lobsters Gehweise war leicht schleppend und irgendwie verzogen. Zak bemerkte seinen leichten Buckel, und er fragte sich, ob dieser schalentierartige Gang etwas mit Lobsters Spitznamen zu tun hatte.

„Du bist Deutscher, nicht wahr Zak?! Ich werde dir jetzt Mama Africa vorstellen. Sie ist auch deutsch. Sie wohnt direkt hier.“

Lobster klopfte an die Tür einer Hütte und eine bullige Frau mit Boxernase öffnete: Ihr Kopf war würfelförmig, die Haare trug sie kurz geschnitten, rot gefärbt und streng nach hinten gekämmt. Sie hatte nur ein Tuch um ihren feisten Leib geschwungen und gab sich etwas verwirrt und überrumpelt.

„Ah Lobster, äh, nun, *come in, come in!*“

Die Hütte war hübsch, aufgeräumt, neu gestrichen, und auf einem Stuhl stand ein Koffer mit Kassetten, hauptsächlich Punk und New Wave.

Lobster stellte vor: „*So, Mama Africa, this is Zak.* Er ist neu hier ... hast du was von Marika gehört?“

„Nein, sie spricht ja nicht mit mir, angeblich denkt sie ja, dass wir ... na, aber das ist ja absurd.“

„Ja ... ich muss mal mit ihr sprechen.“

Als er saß, wirkte Lobster mit einem Mal erschöpft und wesentlich älter als noch vor wenigen Augenblicken. Zak bemerkte nun die grauen Streifen, die sich am Ansatz seiner Dreadlocks mit dem wolligen Schwarz mischten. Mama Africa schien seinen Blick zu bemerken.

„Äh, Marika war Lobsters Freundin. Er ist ganz schön fertig deswegen, obwohl es schon so lange her ist“, erklärte sie auf deutsch. „Wie alt schätzt du ihn? ... Fünfunddreißig?! Ha! Er ist sechsundvierzig. Sieht noch verdammt gut aus für sein Alter ... wenn man bedenkt, was er mit seinem Körper so anstellt. Weißt du, es ist nicht mal das viele Kiffen, er trinkt wie ein Loch! Er ist wirklich ein guter Kerl, hat ne Menge auf dem Kasten, aber er trinkt. Nüchtern kann man gut mit ihm auskommen, aber wenn er

besoffen ist, dann ist er unausstehlich; kümmert sich dann einen Scheiß um die anderen. Er nimmt einfach Sachen mit und so was. Und das Schlimme ist: Du wirst ihn selten nüchtern erleben – dafür ist er Alkoholiker ...“

Mama Africa hatte sich ein wenig in Stimmung geredet. Lobster lag in einer Hängematte, die quer durch den Raum gespannt war und hatte aufmerksam zugehört; auch wenn er nur wenig oder nichts hatte verstehen können, war ihm klar, dass über ihn geredet wurde.

Ernst mischte er sich ein: „*Yeah, she is right* ... Ich bin Alkoholiker, ich bin süchtig ... aber ich halte meinen Körper in Schuss: Jeden Morgen laufe ich am Strand, zehn Kilometer, und ich ernähre mich gesund. Niemand kann Lobster von hinten überfallen. Ich bin geschmeidig wie eine Katze und stark wie ein Löwe.“

„Ja, man sollte nicht meinen, was für eine Kraft in diesem Kerlchen steckt“, lachte Mama Africa und sagte dann, während sie sich eine Zigarette ansteckte: „Du wirst sehen, dass viele Leute hier ein bisschen zu viel feiern ... wirklich schlimm sind die harten Drogen, es gibt sogar ein *crackhouse* ... Es ist noch gar nicht lange her – vier, fünf Jahre vielleicht – da strandete kurz vor der Küste ein Drogenkurier. Die hatten Unmengen von dem Zeug an Bord, zu der Zeit wurde einem das Koks nachgeschmissen. Und als die Vorräte erschöpft waren, stellte sich die Nachfrage von ganz alleine ein ... Nun, du wirst es noch sehen.“

Lobster wurde unruhig; er begann auf dem Tisch herumzuwühlen, diverse Fläschchen zu öffnen und Gegenstände hochzuheben.

„Lass das sein!“

„Kannst du mir nicht ein bisschen Geld leihen, Mama Africa, ich habe Hunger.“

„Dann iss was, hier ist Brot!“

„Drehst du einen, Mama?“

„Siehst du, Zak, jetzt wird er rotzbengelig! ... Na gut, lass uns einen rauchen. Willst du auch etwas Brot?“

Während Mama Africa ein Stück Papier aus einer Zigarettenschachtel riss, um daraus einen Filter zu drehen, machte sich Lobster über das zweite Kokosbrot her.

„Uau!“, rief Zak. „Du hast ja sogar richtige Blättchen, gibt’s die hier irgendwo zu kaufen?“

„Mmm ... nein, das heißt: Ich glaube nicht, die habe ich mitgebracht. Die Leuten hier nehmen Tabakblätter dafür oder Silberpapier aus Zigarettenschachteln oder sogar Packpapier – total ekelhaft, außerdem können die alle nicht richtig drehen ...“

„Jou, der sieht ja richtig professionell aus: wie von Muttern quasi.“

Schweigend rauchten sie, Zak streckte sich auf dem Bett aus, etwas benommen von der ungewohnten Sorte.

„Woher kommst du eigentlich, Mama Africa, und wie heißt du wirklich?“, fragte er.

„Aus Frankfurt. Ich wohne da in einem besetzten Haus, aber mein richtiger Name ist zu grässlich ...“

„Ach, komm!“

„Nein wirklich ... also: Gisela.“

„Verstehe.“

„Das können die hier sowieso nicht aussprechen, da hab ich Glück gehabt. Deswegen nennen sie mich Mama Africa. Eigentlich haben hier alle einen Spitznamen ... Lobster heißt in Wirklichkeit David.“

Lobster/David wurde noch aktiver, nachdem er sich den Magen voll geschlagen und seine THC-Akkus aufgeladen hatte. Er wibbelte in der Hängematte herum, stand schließlich auf, und seine Floskeln begannen wieder zu blühen wie Orchideen nach der Trockenzeit.

„Yes, I and I am de Rasta. Quick as a cat, strong like a lion. I tell you, I and I had locks until de ground ...“

Seine Lippen bewegten sich kaum, dafür blähten sich die Nasenflügel; Lobster sprach eindringlich und akzentuiert und bewegte sich dabei so sicher wie ein Schauspieler. Zak konnte nicht umhin, sein selbstzentriertes Auftreten zu bewundern. Lobster war Darsteller, Regisseur und Produzent in persona und lebte

seinen Film auf dem Grat zwischen Selbsterhalt und Selbstzerstörung; diese Rolle war sein Halt in der Welt, bedeutete seinen Lebensunterhalt ... Lobster war auch ein großer Politiker: Es kam gar nicht darauf an, was er sagte – die Art wie er polterte, wie er Sympathie erzeugte und im nächsten Moment jedes Gegenwort mit einer kleinen Handbewegung deckelte, musste einfach beeindrucken und einschüchternd wirken auf jeden Unerfahrenen.

„Ich hatte Locken bis zum Boden, ich musste sie in den Arm nehmen um zu laufen und dann ... die musste ich mir abschneiden, aber die wachsen mir so was von schnell nach ...“

Zak fühlte sich plötzlich in ein Spiel verwickelt, dessen Regeln er nicht kannte. Er strengte sich an, den Sinn zu erkennen. Herauszufinden, worum gespielt wurde in diesem Dorf: Ob es um Geld ging, um den Spaß, ums Überleben? Ob sich überhaupt jemand dieses Spiels bewusst war – dass er eine Rolle ausfüllte und Züge tat? Es war kein bedrohliches Gefühl, eher ein Einsinken, ein sanftes Eingewickelt-werden in das Netz eines ihm fremden Beziehungsgefüges.

„Aber bald werde ich wieder die längsten Locken der Stadt haben. Jetzt sind sie noch nur schulterlang, aber bald ... *I and I grow the fastest locks, man!*“



Zak fand, dass Lobster sich fairerweise ein Essen verdient hatte.

Lobster hatte ihm den alten George vorgestellt, der – umringt von Kindern unter einem schattigen Baum – auf seiner Gitarre mit heiserer Stimme einige Liedchen gesummt hatte. Für die Vermittlung hatte Lobster fünf Dollar haben wollen und nicht bekommen. Er hatte Zak auch die Finca Xanadu seiner Ex-Freundin Marika gezeigt: fünf Hütten auf einem urigen Stück Land. Zak nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit, aus dem Abyssinian Palace dorthin zu wechseln. Er war sich sicher, dass Lobster sich bei Marika einen Pluspunkt hatte verdienen wollen, indem er ihr einen neuen Gast brachte, doch Marika war nicht da gewesen.

Überhaupt hatte Lobster bei jeder erdenklichen Gelegenheit versucht, ihn anzupumpen und etwas für sich herauszuschlagen; es war ihm nicht gelungen. Aber am Ende hatte Lobster viel Zeit auf ihn verwendet, hatte ihm einiges gezeigt – und für diese Leistung wollte Zak gerne bezahlen. Am Strand aßen sie also gemeinsam Fisch auf Reis und Bohnen und tranken Bier dazu.

Hier lernte Zak Kika kennen, eine gestrandete Philippina, die ihn gleich fragte, woher er komme? ... Aus Deutschland! Welch ein Zufall, dort habe sie einen Freund, der habe ihr versprochen bald zurück zu kommen – und für immer dann! Ob Zak auch eine Freundin habe? Ja? Sie warte auch auf ihren Freund. Ob Zak treu sei? Das sei wichtig, ja, und sie erst recht: konsequent, jawohl! Ob sie nicht einen Schnaps trinken wollten.



Am nächsten Morgen, nach dem Verlassen seines Zimmers, auf dem Weg zum Waschraum, stieß er im Garten des *Abyssinian Palace* auf Kika; sie musste auf ihn gewartet haben, vielleicht auch auf irgendwen. Ihr Gesicht war schweißnass, ihre Augen blickten glasig.

„Ah, hallo Tom!“

„Hallo Kika, ich heiße nicht Tom ... Zak ist mein Name.“

„Oh, eh, ja Zak. Komm, wie wär's? Lass uns was trinken gehen.“

„Kika, es ist vielleicht zehn Uhr. Ich will mir gerade die Zähne putzen gehen.“

„Ach komm! ... Nur einen kleinen.“ Sie fasste ihn am Arm, er wich zurück. Wie auf Bestellung lief hinten im Garten Lobster durchs Bild. In dieser Anlage sah er aus wie ein als Bettler verkleideter Magier aus tausendundeiner Nacht. Lobster würdigte Kika keines Blickes und rief: „Hey Zak, guten Morgen, hast du Lust auf eine Kanutour, ich habe bereits zwei Leute aus diesem Hotel hier ...“

„Nein, ich will meine Ruhe!“, blaffte Zak zurück. Er hatte sich vorgenommen, nie so barsch zu sein: Dass er sich nun dazu ge-

zwungen fühlte, machte ihn noch aggressiver. Lobster schien das jedoch zu spüren und hakte nicht nach, er hatte schon seinen Fang gemacht. Kika hingegen hatte es dringend nötig.

„Kannst du mir nicht wenigstens etwas Geld leihen, fünf Dollar vielleicht?“ Mit einem aufgesetzten Lächeln versuchte sie, ihn an der Schulter zu berühren; er wich aus.

„Nein, ich werde dir nichts leihen. Und ich möchte, dass du gehst.“

„Wir könnten uns unterhalten, lass uns rein gehen ... komm, wir gehen auf dein Zimmer.“

„Und ich dachte, du hättest einen Freund ...“ – Ein ätzender Ton, den er an sich hasste.

„Ja, der ist weit weg“, sprach der kalte Schweiß auf ihrer Stirn. „Komm schon!“ Sie gab nicht locker.

Die Vorstellung ihres nackten Körpers – gelblich, fröstelnd, Ausdünstungen von Alkohol, tierische Nöte – ekelte ihn an. Aber gerade in dieser Schande lag auch die Versuchung ... Die Schlammschlacht des Klosterschülers um sein Ideal der Reinheit.

„*Fuck off, Kika!*“ Zak klatschte ihr das ins Gesicht, weil er sich nicht mehr anders zu wehren wusste. Er riss sich los, ließ sie stehen und machte sich auf ins Cervantes, um dort zu frühstücken. Ohne sich die Zähne zu putzen.



Der Laden gefiel ihm: Das Essen war gut, und es war sauber. Etwas zu neu vielleicht, aber vor allem ruhig.

Von James und Joseph, den zwei Amis, die das Cervantes betrieben, erfuhr Zak, dass Kika zwei Kinder hatte, die sie sträflich vernachlässigte. Sie war mit einem Amerikaner verheiratet gewesen, der wenige Wochen nach ihrer Hochzeit verstorben war. Er hatte ihr eine für guatemalteckische Verhältnisse üppige Rente hinterlassen, die Kika aber komplett und mit zunehmendem Tempo durch ihre Leber und Nasenschleimhäute jagte.

Gegen Mittag machte Zak sich auf zur Finca Xanadu. James und Joseph hatten ihm nur Gutes über Marika berichten können:

Sie belieferte die beiden mit selbstgebackenen Kuchen und Torten und verdiente sich ihr Taschengeld mit Massagen. Marika war gerade in der Küche beschäftigt, als Zak an ihre Tür klopfte. Ein strenges Gesicht mit leuchtenden Augen, die blonden Haare glatt nach hinten gebunden. Etwas ausgezehrt vom Rauch, vom Leben, aber zugleich frisch und braun. Während sie Zak ihr Land zeigte – vielleicht anderthalb Hektar mit Nutzbäumen und drei Hütten –, erklärte Marika mit Blick auf einen kleinen Bach, der hier entsprang:

„Ein Deutscher segnete meinen Brunnen. Er sagte, Vishnu lebe in diesem Quell. Und ich glaube ihm. Es ist lebendes Wasser. Ich trinke es Tag für Tag, ich koche damit, ich friere es ein, ich benutze es ... Tatsächlich lebt eine kleine Schildkröte in meinem Brunnen; ich nenne sie Vishnu. Andere Leute sagen: Diese Schildkröte scheidet in deinen Brunnen, wie kannst du nur daraus trinken! Aber ich trinke das Wasser seit elf Jahren, und es ist gut. Also kannst du es auch trinken.“

„Und was hast du vorher gemacht?“

„Ich habe mit Computern gearbeitet, auf einem Flughafen, ich habe die Dinger programmiert. Niemand von meinen Freunden dort hat verstanden, warum ich hierhin gegangen bin, um auf der Finca Xanadu zu wohnen. In Kanada, wo ich herkomme, da bringen sie einem Wissen bei, aber hier ... hier lernst du zu fühlen! Ich lebe nicht in diesem Haus dort, ich bewahre Sachen dort auf. Leben tue ich auf meinem Land. Wenn ich der Leute müde bin, dann arbeite ich in meinem Garten, dann spreche ich mit meinen Bäumen. Die Leute denken, ich sei verrückt, aber ich bin verbunden damit ... *connected somehow. Yeah, sometimes I'm tired with people, but right now I'm in the mood for an evil night* ... In Livingston ist jeden Tag Party, aber du brauchst Geld ... ah, ich habe Geld, aber mein Fahrrad lasse ich besser zu Hause. Ich werde es sonst garantiert vergessen!“



In den folgenden Tagen lebte Zak sich besser ein in Lívingston. Immer öfter saß er im Cervantes, um zu lesen und zu schreiben. Hier gab es echten Kaffee und die beste Toilette Mittelamerikas, wie er bald feststellte. Man konnte sich auf die Brille setzen und das Klopapier mit runterspülen. James und Joseph hatten einen Fäkalientank installiert. Nur mit der Musik haperte es noch ein wenig. Zak überspielte James und Joseph zwei seiner Reggae-Kassetten und konnte sich als Stammgast fühlen.

Auch auf den Straßen grüßte man Zak bald. Martin aus Rheinhäusen hatte er zwar nicht wieder getroffen, nachdem er den Palast verlassen hatte. Aber manchmal begegnete er Reisebekanntschaften, die es ebenfalls nach Lívingston verschlagen hatte.

Kimberly, die australische Tierärztin, die er in Todos Santos kennen gelernt hatte, rannte eines Abends auf ihn zu und sprang ihm mit einem Überschwang um den Hals, der ihn überraschte und ihm unangebracht erschien. Sie redete von dem guten Gras, das es hier gab, und dass ein Freund ein halbes Kilo für fünfzig Dollar gekauft hätte, und wie toll und wie viel das sei ... Er sah sie nie wieder. Auch Bernd, ein Schweizer, mit dem er in Antigua mal einige Biere getrunken hatte, lief ihm eines Abends über den Weg. In seinem Arm führte er zu Zaks Erstaunen die Dancehall Queen, die ihn an seinem ersten Abend in Lívingston so bezaubert hatte. Offensichtlich ließ sie sich von Bernd aushalten.

Der Paradiesvogel nannte sich Media Luna, wie sie mit dunkler, rauher Stimme sagte. Sie hatte ihre Dreads hochgebunden wie damals auf der Tanzfläche, und so aus der Nähe fand Zak ihr Gesicht schon etwas verlebt; aber gerade diese Verderbtheit, ihr anmutiger Tanz im Käfig der Armut, beflügelte seine Phantasie, so dass er sich fragte, ob nicht er selbst gefangen sei zwischen den rostigen Gitterstäben heimatlicher Konventionen.

Zak schloss auch Freundschaft mit Jens, einem schmalgesichtigen, langhaarigen Deutschen, der beabsichtigte, vier Jahre in Mittelamerika zu bleiben. Einige Tage später, als Zak und Jens eine Strandwanderung unternahmen, kamen sie an dem Haus vorbei, in dem Media Luna wohnte. Sie spielte gerade draußen mit ihren zwei Kindern und begleitete die beiden ein Stück. Ihre

größere Tochter nahmen Jens und Zak zwischen sich und hoben sie immer wieder – huiwupp! – einen Schritt in die Luft.

Um Lobster machte Zak einen großen Bogen, aber Mama Africa sah er öfters mit verschiedenen Typen rumsitzen. Kika lächelte ihn jedes Mal übergroß an und winkte ihm zu, wenn er ihr begegnete. Manchmal kam sie ins Cervantes in Begleitung von Touristen. Er grüßte zurück und ignorierte sie dann. Unangenehm ohne Grund waren auch die Begegnungen mit Dennis, dem Dealer, der immer nur mit einem breiten Grinsen fragte: „Hey Coochie, willst du nicht was kaufen?“ Nichts weiter, aber Zak wollte nicht.

Es waren die kleinen Augenblicke, die Lívingston so liebenswert machten: einem Mädchen, das mit einem verbeulten Blech-eimer am Wegrand steht, eine geschälte Orange oder *pan de coco* abkaufen. Beobachten, wie Frauen und Männer ihre Ärsche ausführen, den Beat der Karibik in jeder kleinsten Bewegung, genau wie Roberto es versprochen hatte. Er mochte den allgegenwärtigen Reggae-Groove des Dorfes; *Lucky Dube* war im Moment sehr angesagt. Und er berauschte sich an diesem unerschütterlich anarchistischen Glauben, der Lívingston funktionieren machte, dass alle Probleme sich von allein lösen würden. Abends, in einer der Kneipen, konnte es passieren, dass sich ein nasenblutender Trinker an ihn heranmachte, aber gewiss würde er eine halbe Stunde später von ganz alleine umkippen, und auf der Straße würde man über ihn hinwegsteigen müssen.

„Hier in Lívingston ist es ein bisschen Wildwest“, hatte Joseph im erzählt. „Wenn zum Beispiel ein Räuber geschnappt wird, dann schneiden sie ihm die Haare ab.“ – Oh Lobster! – „Aber die Polizei wird nur aktiv, wenn wirklich was Schlimmes passiert. Wenn jemand erschossen wird oder so. Dann wird ein Exempel statuiert, und alles ist ruhig für ein paar Monate. Die schweren Jungs verziehen sich dann nach Belize oder in den Busch.“

Im Cervantes machte Zak auch die Bekanntschaft von Nutty alias Lenny, einem kleinen stämmigen Rasta mit Ansatz von Hasenscharte und kurzen dünnen Dreadlocks unter seiner verblichenen Mütze. Nutty stand am Tresen und amüsierte sich gerade

über die Speisekarte: „*Dulcinea's Delight*: Dieses Frühstück haut jede Windmühle um ... *yeah, I like that!*“

Zak hatte in einem Bücherstapel, der zum freien Tausch bestimmt war, die englische Ausgabe von Hermann Hesses *Morgenslandreise* gefunden und freute sich so darüber, dass er es James zeigte. Nutty bemerkte, dass das Buch früher ihm gehört habe. Er habe es hier eingetauscht, und außerdem bemühe er sich, deutsch zu lernen; was er bekräftigte, indem er ein entsprechendes Wörterbuch aus seiner Tasche zog.

Wenn Nutty solch einen Büchergeschmack habe, antwortete Zak, könne er ihm am nächsten Tag Hesses *Siddhartha* auf Deutsch mitbringen.

Nutty lud ihn daraufhin zum Essen ein. Sie würden Fisch kaufen und alles was dazu gehörte, und Zak würde die *community* kennen lernen, in der Nutty lebte – „alles ehrliche Rastas“.

Zak war von diesem Angebot begeistert, denn die kaltschnäuzigen Schnorrer und das Marktschreiergetue hatten ihn enttäuscht. Aber irgendwo musste es aufrichtige Leute geben, glaubte er, und wenn, dann würden sie im Hinterland wohnen; die Leute, die man nicht jeden Tag im Dorf sah, mussten die sein, die ihr eigenes Ding durchzogen. Vielleicht war Nutty einer von ihnen.

Am Abend war Zak mit Jens verabredet. Als er ihm beim Abendessen von dem Hesse-Rasta erzählte, und dass er Nutty seinen *Siddhartha* geschenkt hatte, sprang Jens auf, rannte in sein Hotel und kehrte mit einem zerlesenen Exemplar vom *Steppenwolf* zurück ... Lächelnd gab er es an Zak weiter.



Die sechs mittelprächtigen Fische waren mit einem Palmenblatt, das durch Maul und Kiemen gezogen war, zu einem Ring geschnürt; Nutty schwenkte sie locker neben sich hin und her, während die Straße zum Pfad verkümmerte.

„Hast du eigentlich Kinder?“, fragte Zak, als sie den Friedhof passierten.

„Oh ja, sieben kleine Sterne!“

„Aber sie leben nicht bei dir ... nein?“

„Sie sind wie die Sterne am Firmament, Mann“, rief Nutty voller Stolz. „Ja, wie Muscheln über die ganze Küste verteilt ... oh schnell, komm, komm! Die Frau da vorne sollte mich besser nicht sehen.“

Die beiden huschten zwischen einigen Palmen hindurch auf einen anderen Weg. Und obwohl besagte Frau sie gesehen haben musste, ließ sie sich nichts anmerken – sie hatte auch genug mit dem Kinderwagen und zwei älteren Balgen zu tun, die sie so demütig und stolz ausführte, wie ein Seemann seine Tätowierung aus einer durchzechten Nacht.

„Dieses Grundstück hier gehört mir“, erklärte Nutty kurz hinter dem Fußballplatz. „Von der Straße bis dort zum Bach hinunter, das ist mein Land! Habe ich dir von Markus erzählt, meinem deutschen Freund? Ein Rasta wie du ... Wir wollen hier einen Campingplatz errichten; er ist gerade in Deutschland und beschafft das nötige Kapital, im Frühjahr will er wiederkommen.“

Nuttys Behausung stand noch einige Hundert Meter weiter: Eine Hütte auf Betonpfeilern, um sich über Sturzbäche und Tiere zu erheben. Das Erdgeschoss zwischen den Pfosten war nur notdürftig mit Bambusstäben verkleidet.

„Das ist unsere Gemeinschaft, hier leben wir“, erklärte Nutty. „Das ist Rasta Benjamin.“ Er zeigte auf einen muskulösen jungen Mann mit knallroten Augen. „Ras David, Ras Elias und der alte Ernesto sind gerade nicht da. Wir leben hier das richtige Rastaleben, trinken keinen Alkohol, essen nur *ital food*, wir bearbeiten unser eigenes Land. *Back to the roots, man. Welcome to the men in the hills!*“

Ben entfachte ein Feuer, und Nutty öffnete mit seiner Machete einige Kokosnüsse, um den Reis in ihrer Milch zu kochen ... dann drehte er eine gewaltige Tüte.

Nachdem er seinen Teil getan hatte, saß Zak einige Minuten im Schneidersitz, rauchte, wartete auf Ben den Bräter und belauerte die triste Wirklichkeit: Da war der Haufen verrottender Kokoschalen in einer Ecke und überall die braune Erde, auf der

vereinsamte Grasbüschel, einige Flechten, hier und da ein paar Sträucher wuchsen – eine karge, ärmliche Kulisse, trotz aller Üppigkeit.

In Zaks Schläfen rauschte es, seine Ohren pochten, die Augen drückten; aber er aß mit großem Appetit den gebratenen Fisch und den Reis aus einer Schale der Jicara-Frucht. Dazu trank er den Saft einer ganzen Kokosnuss. Es war hervorragend. Dann wurde mit Regenwasser gespült, und die drei legten sich auf den Boden und schauten in den wolkenverhangenen Himmel.

Zak dachte einige Momente an nichts. Der unangenehme Druck war verschwunden und machte einem wohligen Schauer Platz, der ihm durch die Glieder kribbelte und ihn die Last seines Körpers vergessen machte.

Er hatte den Fisch selbst nach Nuttys Vorbild ausgenommen. Es war das erste Mal gewesen, dass er so in Kontakt gekommen war mit Eingeweiden, mit glibberigen Därmen und Kot. Auf eine primitive Weise hatte er sich mit dem Tier verbunden gefühlt, hatte er den Fisch als ein Stück Natur erfahren – nicht filetiert und konserviert, gehackt und verpackt, geangelt aus einem Supermarkregal ... Nutty und seine Freunde beteten vor dem Mahl. Zak, der nicht wusste, was und zu wem er beten sollte, hatte sich einfach den Fisch im Meer vorgestellt, wie er sich im Netz verhedderte, seinen einsamen Erstickungstod, zappelnd auf dem Deck des Bootes (vielleicht sogar ein gnädiger Schlag mit dem Ruder), wie ihm der Palmwedel durch Maul und Kiemen gezogen wurde, wie Nutty ihn hergetragen hatte, und wie die Innereien nach ein paar zögerlichen Schnitten herausgefallen waren. Noch nie hatte ihm ein Fisch so köstlich geschmeckt.

Seine Gedanken, wattig wie Wolken, hell wie Tageslicht, sanken wieder hinab in seinen Körper und verdichteten sich dort als ein weiterer Vorsatz unter vielen.

Dann brachen sie auf. Zak drehte sich noch einmal um: Ben schlief zusammengerollt auf der Erde. Nutty ging barfuß, setzte seine hornhäutigen Füße so taktvoll auf Steine, auf Wurzeln, in den Staub neben stachelige Gräser, wie ... eine Raubkatze, beispielsweise ein Löwe. Zak bewunderte ihn für diese Sicherheit, die

angeboren schien. Seine eigenen Beine fühlten sich ungelenkt an, sein Gleichgewicht schien verloren gegangen.

Nutty redete ... erzählte, dass er öfters Wanderungen unternehme und bot sich Zak als Führer an. Sie würden im Busch übernachten, zwei, drei Tage vielleicht, und Zak müsse nur den Proviant besorgen und ihm Geld geben, um seine Schuhe zu flicken, sie seien zerschissen, und die Sohle habe sich abgelöst. Zak war einverstanden, und sie beschlossen, sich in zwei Tagen zu treffen, um alles Notwendige zu besorgen.

Einige hundert Meter weiter, auf einem Hügel, blieb Nutty unvermittelt stehen. Zwischen Palmen konnte man die karibische See sehen.

„Diese Lichtung hier ist ein geheimer Platz, hier trommeln wir die Bongos, und hier rauchen wir das süße Gras. Dies ist ein besonderer Ort, nicht viele Fremde kommen hierher.“

Plötzlich bückte sich Nutty und betrachtete zwei große Käfer, die mit ihren Zangen aufeinander losgingen. Nachdem er eine gute Minute so gegessen hatte, packte Nutty sie vorsichtig mit zwei Fingern und setzte seinen Weg fort, in jeder Hand einen der grünlich schimmernden Käfer. Zak trottete verständnislos hinterdrein.

„Wozu tust du das?“

„*You know*, ich bin ein Wissenschaftler, ja, ein Doktor ohne Ausbildung, ein Gelehrter ohne Titel ... Ich beobachte die Natur, ich lerne von ihr, und dies hier ist mein heutiges Experiment. Ich möchte diese Käfer an einer anderen Stelle wieder freilassen und beobachten, ob sie sich anders verhalten.“

Es war drückend heiß, und Nutty brabbelte dort vorne immer weiter: „Yeah Mann, du musst nur die Augen offen halten, und du kannst viel lernen von Mutter Natur, von der großen Mutter Natur.“

Da waren wieder Hütten, und aus einer kam Lärm. Nutty wurde ganz aufgereggt, und als er die offene Tür erreichte und sah, was im Innern vor sich ging, ließ er seine Versuchskäfer fallen und trat ein. Fünf Männer scharten sich um einen Fernseher, tranken Bier und verfolgten das Fußballspiel Brasilien gegen Spanien. Eines der

Hühner, die der Hausherr im Garten hielt, kam herangewackelt, beäugte misstrauisch die beiden Käfer und pickte sie blitzschnell auf.



Wie er es sich angewöhnt hatte, blieb Zak nach dem Frühstück noch eine Weile im Cervantes sitzen, um Tagebuch zu schreiben.

Der Rastamann kennt keine Zweifel. Es ist diese Gewissheit, die mich beeindruckt, weil sie mir selber fehlt ... Aber vielleicht fühlt sich auch nur deshalb alles so richtig an, weil der Rastamann sich nicht in Frage stellt: Sein Glaube, seine Rolle eignen sich hervorragend als Schild – darauf schreibt er seinen Spitznamen, hinter dem kann er sich ducken ... Doch ich schreibe nur von einem bestimmten Typ – von Lobster, vielleicht auch von Nutty. Die echten Rastas, wie ich sie mir denke, leben nicht auf Kosten anderer, biedern sich nicht an – man muss zu ihnen kommen. Und ich habe ja durchaus einige gesehen: Einen Indianer mit Dreadlocks, der den ganzen Tag schwere Lasten zum Hafen schleppt und mir zulächelt, wenn ich ihn grüße. Wie die beiden Bäcker in den Hügeln hinter Nuttys Hütte, die sich einen Tonofen gebaut haben und das pan de coco backen. Oder der Wirt aus der Strandbar, wo ich mit Lobster und Kika getrunken habe: Eines Abends begegnet er mir auf der Straße, klopft mir im Vorübergehen auf die Schulter und grüßt mit einem: „Take it easy!“ Ich werde ihn nie vergessen!

Sicher maße ich mir zuviel an, wenn ich mich als Freund dieser Menschen verstehe; noch immer unterschätze ich die Barriere meiner Herkunft. Was habe ich getan, um meinen Aufenthalt hier zu verdienen? Sicher, ich habe gearbeitet und gespart; aber steht das alles in Relation: ein Jahr Arbeit – Zivildienst und „Servicehotline“ – ein Jahr Reise? Ich habe das Gefühl, ich fülle meine Rolle als conquistador um so besser aus, je mehr ich versuche, ihr zu entfliehen – schließlich schlage ich bewusst Vorteil aus dem System, das die Bananen bei uns so billig macht ... Es ist so wahnsinnig kompliziert und undurchschaubar: Sorge ich für eine Ausgleichbewegung, wenn ich meine Devisen hier unter die Leute bringe? Oder unterstütze ich das System, verbreite ich Neid und Unzu-

friedenheit, indem ich meinen Reichtum spazieren führe? Es ist egal, wie ich es anstelle: Ich bin und bleibe ein Bananenkäufer!

Allein bin ich unproblematisch. Aber ich und meinesgleichen, wir, die Masse, stören ein empfindliches Ökosystem. Der Tourist hat hier keine natürlichen Feinde. Die einen haben sich seinem Stoffwechsel angepasst, den anderen nimmt er die Lebensgrundlage, indem er sich niederlässt und Kneipen und Hotels für seinesgleichen eröffnet, sich also vermehrt und die Preise in die Höhe treibt. Livingston ist ein fragiler Lebensraum. Alle hier kämpfen um die Balance, um eine neue soziale Nische. Und wenn sie das Ganja ihrer Großmutter verkaufen.

Daraus könnte man nun eine Rechtfertigung für das Verhalten der Schnorrer basteln, aber das lehne ich ab. Eher noch gebe ich zu, dass ich meine eigenen Maßstäbe dort anlege, wo es nicht zulässig ist. Zwangsläufig muss Rasta in Deutschland etwas anderes bedeuten als in Guatemala.



Nutty klopfte früh an Zaks Tür, und der beeilte sich, unter seinem Moskitonetz hervorzukriechen, um zu öffnen.

Nutty begrüßte ihn: „Hey Rasta, gut geschlafen oder was? Morgen wollen wir wandern. Wir müssen einkaufen gehen, schon vergessen? Aber zum wach werden, nimm erst mal dies!“ Er reichte Zak einen Spliff.

„Ein bisschen früh“, murmelte der unwillig, zog dann aber doch und spürte plötzlich ganz deutlich die kühle Morgenluft.

„A good place to stay. Da drüben: Das ist ein Mangobaum und dort: Aus diesem Strauch kann man Tee machen. Und dort: ein Cashewbaum. Sehr gut, hier bin ich verbunden mit Mutter Natur, Mann. Ich kann es fühlen.“ Nutty schüttelte seine Mütze ab und wühlte sich durch die Locken. „Das ist, wo die Energie herkommt, *dis catch de vibes ...*“

„Ja, wie Antennen“, wagte Zak zu unterbrechen. Nutty schaute ihn unergründlich an: abwesend, aber doch, als würde er gerade einen guten Sender reinkriegen.

„Ja Mann, wie Antennen ... in der Luft ... Hast du jemals *Mystery of the Roots* gelesen? Jede Locke hat ihre ganz eigene Bedeutung. Wir haben Locken über dem Ohr und die Stirnlocke natürlich, sogar die Bibel erwähnt die heiligen Locken, Mann. Samson nahm seine Kraft aus seinen Locken ... und die *Warlocks* ...“

„*Warlocks, eh?!*“

„*Yeah right, man*, sie ziehen in den Krieg mit diesen Locken. Du solltest dieses Buch mal lesen!“

Zak schaute ihn skeptisch an.

„Es hat schon seinen Grund, dass die Wurzeln da auf deinem Kopf sitzen“, erklärte Nutty. „Sie füttern dein Gehirn. Die Wurzeln sind das Wichtigste. Stütze den Baum an der Krone, und er wird nachwachsen. Schneide ihn hier unten ab, bei den Wurzeln ... und er wird sterben. *Every tree is Rasta*. Wie lang, meinst du, reicht die Wurzel von diesem Mangobaum?“ Nutty holte weit aus und wippte nach vorn; er war offensichtlich bei seinem Lieblingsthema. „Bis da unten hin, Mann, dreißig Meter bis zum Wasser ... Mit seinen Wurzeln fängt der Baum das Wasser ein, die Energie des Lebens. Und genau deshalb haben auch Tiere ihre Wurzeln am Gehirn, der Hahn, die Kuh, sogar der Hirschhornkäfer ...“

Zak fand Nuttys Vorstellung zunehmend amüsant, aber eine ernst gemeinte Frage hatte er doch. „Also würdest du sagen, dass ich auch ein Rasta bin, obwohl ich weiß bin und so weiter?“

„Natürlich, jeder ist Rasta, der es sein will, egal ob weiß, ob schwarz, ob gelb oder rot!“

Es fing an zu regnen. Sie begaben sich in die Hütte und besprachen die Einkaufsliste für den morgigen Tag: Genügend Proviant und ein kräftiges Seil wären nötig, eventuell eine Hängematte für die Nacht; aber nein, Marika würde ihm bestimmt eine leihen. Und natürlich die Schuhe für Nutty. Zak gab ihm genügend Geld, um diese Sachen zu kaufen, und sie verabredeten sich für den morgigen Tag.



Zak wartete und wartete, aber Nutty erschien nicht. Er war nicht sonderlich überrascht, aber doch traurig. Es war ihm zu dumm, seinem Geld hinterher zu rennen, er würde es sowieso nicht wiedersehen. Und wenn Nutty meinte, er hätte es nötig ... nun, genau die Einstellung mit der dieser Schweinehund rechnete! Sei's drum: Zak beschloss, in seiner kühlen Hütte zu bleiben und den *Steppenwolf* auszulesen, den er von Jens geschenkt bekommen hatte. Er hatte keine Lust auf den Strand oder die Leute in der Stadt.

Auf dem Tisch lagen ein Beutel mit Jocote-Früchten, ein Paket Toast, eine Zwiebel, eine halbe Gurke und Tomaten. Dazwischen, überragend, sehr zentral, stand eine Flasche Ketchup. Die Hütte saß auf einem aufgeschütteten Hügel, damit das Regenwasser abfließen konnte. Wenn er sich weit hinauslehnte, konnte Zak aus dem Fenster pinkeln und sparte sich den Weg zum Plumpsklo; die Pisse floss dann den kleinen Hang hinunter.

Unter seinem Moskitonetz streckte er sich aus und las die letzten fünfzig Seiten des *Steppenwolf* in einem Zug. Dann streckte Zak prüfend seine Glieder, betrachtete seine Arme und Beine. Sein Körper hätte eine größere Disziplin notwendig, um wieder ein wenig zu glänzen. Mehr Training, aber ... *später ... ja, später ... oder ...*

Bin ich vielleicht hier, um das Fühlen zu trainieren, wie Marika es ausgedrückt hat? Oder was war denn mein Ziel, insgeheim? Reisen, um eine schöne Geschichte zu haben, erzählen zu können? Die Aura des Abenteurers erlangen? Jeder soll es wissen, doch ... nur kein großes Aufheben drum machen, sonst verfliegt die Wirkung rasch. Wer nicht besser werden will, der versucht eben, außergewöhnlich zu sein. Egozentrismus, hast du mir das nicht mal vorgeworfen, Laila? ... Ein abgestandener Geschmack im Mund.

Aber vielleicht ist auch das Gegenteil wahr: Und ich möchte ein Jahr allein sein, um den anderen Menschen nicht mehr den Helden vorspielen zu müssen – denn jeder muss heute ein Held sein –, keine Rolle mehr auszufüllen! Nicht mehr das Gefühl zu haben, mich selbst anzulügen. Die Unabhängigkeit eines Steppenwolfes zu erreichen, um der absoluten

Wahrheit, der absolut freien Entscheidung willen? Nicht um Pfennige geht es, sondern um die Sterne!

Ach, es ist so schwer zu wissen, was man denkt, zu glauben, was man fühlt! Ist nicht auch die Verzweiflung, die mich gerade lähmt, von einer heuchlerischen, künstlich überhöhten Art? Wie könnte ich sonst so kühl darüber nachdenken?

Zaks Grübeleien mochten auch mit seiner Lektüre zusammenhängen. Den *Steppenwolf* hatte er nur zwischengeschoben und schnell verschlungen. Aber Hesse schlug in dieselbe emotionale Bresche, die Nietzsche zuvor gerissen hatte; an dem kaute Zak ohnehin schon viel zu lange herum. Es brauchte Ruhe und einigen Masochismus, um sich auf *Also sprach Zarathustra* einzulassen; das Lesen bereitete ihm Qual und Freude zugleich.

Gott ist tot, es lebe der Übermensch! – so lautete Zarathustras Formel: Der Übermensch hat die Fesseln der Religion, der Moral, der Vergangenheit gesprengt. Er hat alles in Frage gestellt, alle Werte und Konventionen überwunden; er ist frei.

Das war so auslegungsbedürftig, dass es Nazis und Hippies gleichermaßen ansprach. Aber sich tief in Frage zu stellen, das war schließlich auch ein Zweck von Zaks Reise, das hatte er sich vorgenommen: Sein Weltbild vom Haken zu nehmen, um zu schauen, was sich dahinter verbergen möge – Wand oder Fenster?

Besonders gefiel ihm Nietzsches Gleichnis von den *Drei Verwandlungen des Geistes*: Das Kamel, das demütig die Last seiner Ideale trägt, zieht hinaus in die Wüste. Dort fallen ihm die Höcker ab, ihm wachsen Mähne, Krallen und Quastenschwanz. Es verwandelt sich in einen Löwen mit dem Namen *Ich-will*. Mehr oder weniger zwangsläufig trifft der auf den goldgeschuppten Drachen *Du-sollst* – und natürlich mögen die Katze und der seit tausend Jahren schwanzwedelnde Drache einander nicht. Aus dem Knäuel ihres Kampfes (sie verschlingen sich schließlich gegenseitig und verschwinden in einem Plopp) rollt dann ein Rad hervor, entrollt sich zu einem Kind, und das kennt nur noch ein Wort: das schöpferisch heilige *Ja* zum Schicksal.

Der arme Nietzsche, dachte Zak, nachdem er die biografischen Daten hinten im Buch aufgenommen hatte. Nietzsche hatte sich in

der Wüste seines Nihilismus verirrt; am Ende war ihm nichts übrig geblieben, als von seinem Leiden selbst zu zehren und sich zu ernähren. *Dabei hat freiwillig zu leiden doch gar keinen Wert ... höchstens, vielleicht ist es ein Gradmesser für die Konsequenz, mit der man sein Denken in die Praxis umzusetzen versucht.* Dies, fand er, war das Große, das Ernstzunehmende an Nietzsche: seine Konsequenz ... obwohl ... Konsequenz mit welchem Ziel?

In der Eignung für das Leben, darin erweist sich doch der Wert einer Lebensphilosophie. Zweifelsohne ein sehr darwinistischer Gedanke; aber wenn alles erwiesenermaßen relativ ist, solange sich kein absoluter Maßstab finden lässt? Was, wenn der Trick darin besteht, flexibel und kompromissfähig zu bleiben? Heißt Kompromiss etwa: mit einer Lüge leben, seine Prinzipien verraten? Ist Kompromissbereitschaft dann: Angst, sich zu entscheiden, Angst, einen Fehler zu begehen, nicht zu gefallen, Angst, die Konsequenzen zu tragen? Lieber nicht urteilen – ist das mein Wesen? Wenn dem so ist – bin ich hier, um Konsequenz zu lernen?

Auf der anderen Seite: Ist nicht alles Kompromiss, wenn man es ins Abstrakte zieht?! Nur der Mensch ist im Stande abstrakt zu denken, alles andere – die Tiere, die Pflanzen, die Sterne – kommt ohne diese Schubladen aus, lebt ohne Ideale und Moral – kompromisslos kompromissbereit.

Diesen wichtigen Hinweis hatte der *Steppenwolf* ihm zu liefern gewusst: Nietzsches Weg, seiner Lehre ... IHM folgen? Einem Mann ohne Humor, der nicht einmal die einfachsten Dinge des Lebens verstanden hatte ... der nicht ohne Pathos, nie wirklich frei auflachen konnte ... über die Welt, mit anderen Menschen, über sich selbst – wozu!? Zak vermochte an diesem Nachmittag nicht, das Buch abzuschließen, aber eines dämmerte ihm: Friedrich Nietzsche war ein fremdartiges Insekt, das mit Facettenaugen auf die Welt blickte.

Die Zeit in der voluminösen Hütte scheint gefroren. Durch Ritzen zwischen den Stäben sehe ich Tageslicht sich strecken, den Zenit überschreiten. Ein unstetes Flackern vor meinem starren Auge. Die Pflanzen bewegen sich, rascheln rasend schnell. Um Jahre altert die Welt hinter den Ritzen und Stäben an mir vorbei. Und im leeren Raum verhallt das

Ticken einer Uhr bedeutungslos. Hier drinnen ist es zeitlos, ätherisch kühl. Der Raum weicht um mich zurück, wie in jenem Traum, den ich schon von klein auf träume ... eigentlich eher ein Gefühl. Die Füße sind ganz weit weg, gehören kaum noch zu mir. So stelle ich mir den Tod vor, vielleicht kann ich dieses Gefühl irgendwann einmal genießen – doch nun empfinde ich gar nichts: Der Raum weitet sich aus, ich falle in eine Ecke ... oder aber ich bleibe liegen, und alles flieht vor mir. Es gibt keine Wand, außer meinem Rücken; über mir, um mich: ein dunkles Gewölbe ohne Sterne, kurz vorm Einschlafen, auf der Schwelle zum Raum, zur Unendlichkeit. Hier fehlt einfach das Bezugssystem; an einem menschlichen Körper könnte ich mich festhalten. Laila, vielleicht ... Laila. Ich bin so klein in einer Ecke. Ich bin ... der Zeit entnommen ...

Als Zak schließlich aufwachte, war es bereits dunkel und ... man musste ... doch noch einmal in die Stadt gehen. Man musste einfach nachschauen, ob es die Realität noch gab ... Als er die Hütte verließ, durch den Garten lief, das Tor aufschob, den Weg entlang ging, auf dem ihn immer die Hunde ankläfften, da kam es ihm vor, als läge über dem Dorf eine Glocke aus Eis. Als müsse er sich mit Gewalt einen Weg durch die gefrorene Luft brechen.



Das Licht war schon aus, einschlafen konnte er noch nicht. In der Stadt hatte er einige Biere getrunken, eine Punta-Rock-Band hatte auf der Straße vor einem Lokal gespielt. Mondlicht fiel durch die Ritzen in den Wänden und blieb in hellen Streifen, kläglich und schlaff, auf dem Boden, auf dem Bett und seinem Körper liegen. Er schwitzte, aber das Nylon seines Schlafsacks wollte die Flüssigkeit nicht aufnehmen.

Erschrocken fuhr er herum, als es sanft an die Tür klopfte. Es war fast nur ein Streichen, eine Katze, die um Einlass bittet. Durch die Bambusstäbe hindurch sah er einen geduckten Schatten.

„Wer ist da?“

„Ich bin es, Media Luna. Lässt du mich rein?“

Ohne zu überlegen, öffnete er die Tür, und der Paradiesvogel glitt hinein.

„Ich wollte einfach mit jemandem sprechen, und ich konnte Bernd nicht finden. Weißt du, wo er ist?“

„Ich glaube, er ist vorgestern abgereist. Willst du dich nicht setzen? Über was wolltest du reden?“

Nun saßen sie beide auf der Bettkante.

„Ich wusste nicht, dass er abgereist ist. Ich hab ihn überall gesucht ...“

Ihre Stimme klang rau, polierte wie Schmirgelpapier seine Seele. So nah ihr Gesicht, von der Nacht selbst gezeichnet, versprach es die Kenntnis aller noch so geheimen Wünsche. Ihr magerer Körper, verführerisch verfügbar ... und seine Lola, die das genaue Gegenteil war: ein glatter blondgelockter Engel. Anschein der Unschuld, einziges Hindernis.

„Du sprichst ein seltsames Englisch“, stellte er verlegen fest. „Du bist nicht von hier, oder?“

„Nein, ich komme aus Brasilien, vor vier Jahren bin ich hier gelandet ... Brasilien ist anders, weißt du.“

Zak nickte. Er wusste, dass Media Luna Geld brauchte.

„Kannst du mir helfen?“, fuhr sie fort. „Ich habe noch keine Lust, nach Hause zu gehen. Ich brauche vielleicht zehn Dollar, du bekommst sie morgen wieder, das verspreche ich dir.“

Während des kurzen Gesprächs, eigentlich schon lange, hatte Zak sich die richtigen Worte zurechtgelegt. Er hatte sagen wollen: *Hör zu, Media Luna, ich mag dich, ich bewundere dich, du bist die schwarze Anmut selbst. Ich möchte nichts von dir, ich werde dir zwanzig Dollar geben. Nur so, und wenn du magst, können wir reden ... Aber wie soll ich, wenn du in die Stadt rennen wirst, um das Geld zu vertrinken. Du hast doch Kinder, wirf dich nicht weg! Schwester, wirf dich nicht so auf mein Bett! Auch wenn ich nur ein Fremder bin, der gleich wieder verschwindet ... Du bist zu schade für diesen Job!*

Er hätte gerne seinen Arm um sie gelegt oder ihren Kopf berührt, und vielleicht hätte sie sich ihm dann geschenkt. Das wäre doch etwas anderes gewesen – geschenkt und nicht gekauft. Wie subtil, aber das wäre es gewesen, vielleicht ... Stattdessen sagte er trocken: „Ich kann dir fünf Dollar geben, ich möchte das Geld nicht zurück haben.“

„Ich werde es dir wiedergeben. Das verspreche ich: morgen oder übermorgen!“

„Es ist gut. Geh jetzt. Auf Wiedersehen, Media Luna.“

Er öffnete die Tür, glaubte ein erleichtertes Lächeln in ihrem Gesicht wahrzunehmen, und katzenleich huschte sie in die Nacht – den Bars, der Promenade, dem Rauch, den Männern, der Musik entgegen, immer auf der Jagd nach Freidrinks.



Es wäre an der Zeit gewesen, Lívingston zu verlassen. Zak verspürte das dringende Bedürfnis nach Bewegung, egal wohin, Hauptsache weg. Andererseits würde in zwei Tagen, am 6. Dezember, das Fest zu Ehren des Dorfheiligen abgehen, die größte Fiesta des Jahres in Lívingston. Da er so lange unsicher über seine Reisepläne gewesen war, hatte Zak Tag um Tag bei Marika verlängert; in der Zwischenzeit hatte sie Reservierungen angenommen – sie hatte ihn vorgewarnt – und nun waren sämtliche Betten über die Festtage ausgebucht; Freunde aus Guatemala-Stadt hatten sich angekündigt. In allen regulären Hotels sah es genauso aus.

Lobster schien Zaks Situation zu kennen. Möglich, dass er ein Netz über Lívingston gewebt hatte und jedes leise Zittern seiner Fäden spürte; vielleicht war es aber auch nur Zufall, als er Zak spinnengleich vor Marikas Grundstück abging und einwickelte. Lobster begrüßte ihn wie einen alten Freund und überschüttete ihn mit dem üblichen Schwall von Floskeln und Anbietungen, um ihm schließlich Kost und Logis anzubieten – beim großen Hummerkönig der Könige, Ras Tafari, *lobster of judah* persönlich.

Just da kam Jens vorbei: Kein Zufall – er war mit Zak verabredet; die beiden waren in einer ähnlichen Lage und wollten sich ein Doppelzimmer suchen, um Geld zu sparen. Zak hatte Jens längst erzählt, was er über Lobster wusste: dass er Alkoholiker sei, ein Schlendrian, ein grenzenloser Übertreiber, unzuverlässig, immer darauf bedacht, ihnen das Geld aus den Taschen zu ziehen – aber am Ende war er vielleicht doch mit einem gesunden Geschäftssinn

ausgestattet, so dass sie eine gewisse Gegenleistung erwarten durften. Was wollten sie mehr, als ein möglichst billiges Dach über dem Kopf? Ihre Wertsachen konnten sie bei Marika deponieren; sie war (neben James und Joseph) die einzige vertrauenswürdige Person in Lívingston, die sie kannten. Also sagten sie Lobster zu. Natürlich ließ der sich als erstes von ihnen zum Essen einladen.

Lobsters Wohnzimmer hatte keine Wände: Ein lang gestrecktes Palmdach, getragen von acht Stelzen schützte die leicht erhöhte, gestampfte Fläche vor Regen. Da die Konstruktion an einem Hang stand, war das Wohnzimmer von einigen Abflussrinnen durchzogen. Die Inneneinrichtung bestand aus einer Hängematte, einem angekokelten Stuhl und einem Haufen Unrat; eine verbeulte Pfanne und ein rostiger Topf lagen um die Feuerstelle. Ihre Schlafplätze befanden sich im Dachstuhl, in einer Art zweigeteilter Dachkammer. Lobster hatte nicht zuviel versprochen: Die kleine Luke, die nach oben führte, ließ sich tatsächlich abschließen, auch wenn ein kräftiger Schlag genügt hätte, ein ganzes Brett aus dem Boden zu hebeln. Das Lager selbst war nur ein Haufen Bananenblätter, über die ein schmutziges Laken gebreitet war. In den vertrockneten Palmwedeln über ihren Köpfen saß eine Spinne, die sich durch nichts stören ließ. So wohnte also ein Hummerkönig; aber in Lobsters Garten wuchsen tatsächlich Mango- und Cashewbäume; auch Ananas und Kochbananen hatte er an seinen Hang gepflanzt, zu dessen Fuß ein Rinnsal floss.

Ein Freund von Lobster, mit Namen Jack, war ebenfalls zu Gast und machte sich gleich daran, ein Feuer zu schüren; Lobster pflückte grüne Bananen. Gebraten mit etwas Reis ergaben sie eine gute Mahlzeit. Gegessen wurde wie bei Nutty aus Jicara-Schalen und Lobster erledigte sogar den Abwasch, indem er seine Teller mit Kokosfasern im fließenden Wasser schrubbte.



Boot um Boot spülte Touristen aus aller Herren Länder und allen Teilen des Landes in den Hafen und die Straße hoch. Bis die

bunten Tanzgruppen und die feierlichen Umzüge in der Masse untergingen, so voll wurde es.

Dennis der Pusher hatte Zak entdeckt und drängelte gleich auf ihn zu: „Hey COOCHIE! Was geht ab, willst du was kaufen? ... Nein!? ... Pass auf, dann musst du wenigstens ein Foto von mir machen ... Na komm schon, Coochie, nur ein Foto!“ Zak tat ihm den Gefallen. *Cheese, ich mag meinen Dealer!* – und Dennis war wieder verschwunden, vom Knipskasten eingesaugt, der gute Drogen-Dschinni. Die unerhörten Trommeln in den Gassen mengten sich mit dem süßen Reggae, der aus allen Kneipen zugleich dröhnte, und der Mob drang immer tiefer in das Dorf, wühlte schwitzend im zuckenden Livingston, bis es dumpf und besudelt dalag im kühlen Sand.

Eine Flasche weiter noch, und ein barmherziger Wind kam aus der Tiefe der versammelten Eingeweide und zerwehte die rauchenden und saufenden Haufen vor verstopften Bars – ach, sie hatten zu früh ihr Letztes gegeben! Und die Fiesta näherte sich der Abhäng-Phase. Jens und Zak, Kern des harten Kerns, machten einen Abstecher ins Cervantes. Marika saß draußen mit einem Freund.

Sie fragte, ob es schon Ärger mit Lobster gegeben habe und freute sich, als Zak ihr nur Gutes zu berichten hatte. Lobster sei nüchtern gewesen, regelrecht ernst, und man habe sich normal mit ihm unterhalten können. – Ja, eigentlich sei er ein guter Kerl, sagte sie: Sechs Jahre waren sie zusammen gewesen. Aber dann hatte er angefangen zu trinken und sie zu bestehlen, und es hatte ständig Krach gegeben. Während Marika so sprach, versuchte Zak, sich Lobster vor einigen Jahren vorzustellen, wie er ausgesehen haben mochte, damals, noch mit langen Dreads und elastischem Gang, verwegen und unschuldig durch die Gemeinde hurend, energiegeladen Witz und Samen versprühend. Wie er angefangen hatte, heimlich durch das Haus seiner Freundin zu schleichen, um noch etwas Geld zu erbeuten, für noch ein Bier und noch eine Fete – welche Gier, welcher Frust! Wie Marika ausgesehen haben musste: eine stolze Frau, nicht so streng wie heute ... frischer, idealistischer. Zak versuchte, sich ihre Enttäuschung vorzustellen, als sie

die Gerüchte hörte. Sie wusste, wie die Dinge liefen. Die vielen Touristinnen ... Ein Streit: Sie stehen im Schein der alten Öllampe in Marikas Küche, umgeben von den Gegenständen, die sie gemeinsam gefertigt oder angeschafft haben, angefangen mit den bemalten Tüchern über die Tonkrüge bis zu den einfachen Wänden der Hütte, die Lobsters Werk waren. (Lobster hatte alle Hütten der Finca Xanadu gebaut, und noch heute besserte er sie aus; allerdings nur, wenn er total blank war und Marika bat, sie möge ihm Arbeit geben.) Außerhalb der Hütte: die tropisch schwüle Nacht und tausend Palmen. Mit welcher Leidenschaft sie gestikulieren und sich anschreien. Marikas blaue Augen blitzen, Lobster rennt im Raum herum, wie ein geschlagener Hund – das kann sie doch gar nicht begreifen. Mit welcher Leidenschaft, sie sich wieder versöhnen, sich betasten und wie Löwen lieben ... brüllend um die Zukunft ringen – wie sinnlos! Zak konnte es in Marikas Augen lesen, in ihrem Gesicht: Hier musste alles mit doppelter und dreifacher Leidenschaft ablaufen, in dieser schweißtreibenden Hitze und in den bierkühlen Nächten.

Marika erzählte, früher habe sie hier eine Kneipe gehabt: *Balam Balam* – das sei der Name gewesen. Oder besser eine Lautmalerei, sagte sie. In der Garífuna-Sprache stehe der Ausdruck für eine kreisförmige Bewegung: *balam balam balaam balaam balam* – alles dreht sich, das Rad, ein Kreisel, die Welt um die Sonne, der Mensch um die Welt und um sich selbst und umgekehrt ... *de vuelta y vuelta*, erklärte Marika ... und wenn man *balam balam* sage, wirbele man dabei für gewöhnlich mit dem Finger durch die Luft.



Lobster lag in seiner Hängematte aus festem Tuch und las im Schein einer Öllampe ein geheimnisvolles, zerfleddertes Buch. Jens widmete sich gedankenverloren dem Feuer, und Zak saß auf einer Bastmatte und starrte in das undurchdringliche Dunkel. Es hatte angefangen sanft zu regnen, und die Luft war noch warm und schwül, obwohl es schon nach Mitternacht sein musste. Die Welt jenseits des goldröstenden Lampenscheins war nur ein

Gemurmel und vorsichtiges Abkühlen; ihre Hütte ohne Wände: die Croûton-Insel in einer lauen Suppe.

„David – das ist dein richtiger Name, oder – warum nennt man dich Lobster?“

Lobster schaute auf, als sei er überrascht, dass sich jemand für seine Person interessierte: „Ich war früher Hummertaucher, ich hatte sogar mein eigenes Schiff. Ein schönes kleines Schiff, ein Segelboot. Ich war an der ganzen Karibikküste unterwegs. Lange Zeit in Kolumbien. Bin überall getaucht, im frischen, klaren Wasser. Später, als ich den Job nicht mehr so gut machen konnte, habe ich Touristen mitgenommen ...“

Seine Antwort kam so überraschend ernst und konkret, dass Zak ihm sogar glaubte. Es schien, als begegne Lobster ihm zum ersten Mal als Person, als Mensch. Privat und unverstellt, in seiner gewohnten Umgebung.

„Hast du Kinder?“

„Ja, siebenundzwanzig, ich weiß nicht mal all ihre Namen.“

Bei den hiesigen Zuständen wollte Zak nichts ausschließen. Sie sprachen nicht mehr viel an diesem Abend, aber er hatte das Gefühl, dass kurz so etwas wie Respekt stattgefunden hatte; dass so etwas möglich war zwischen jemandem wie ihm und jemandem wie Lobster.

Als Jens und Zak am nächsten Morgen Lobster erklärten, dass sie abreisen wollten, war er kurz angebunden, sagte nur, sie mögen warten und verschwand rasch. Die beiden waren diese Marotten leid und liefen ins Dorf, um ordentlich zu frühstücken und sich von allen zu verabschieden. Als sie wiederkamen, sahen sie Lobster, wie er auf dem Boden saß, umringt von ihren Sachen, die sie in ihrer Kammer verschlossen geglaubt hatten: Da waren Zaks Schuhe, seine Isomatte, Jens' Rucksack, Taschenlampen, Messer und zwei Tüten mit Kleidung.

Lobster ging sofort in die Offensive: „Ich hatte euch doch gesagt: Ihr solltet auf mich warten! Das habt ihr nun davon! Aber ihr könnt froh sein ... Ohne mich wären all eure Sachen weg.“

Zak und Jens waren so verblüfft, dass sie gar nicht dazu kamen, Lobster die Meinung zu geigen. Seine Version war mehr als

fadenscheinig: Er habe bei seiner Rückkehr bemerkt, dass die Luke offen sei und dass die Sachen fehlten. Daraufhin habe er sich natürlich sofort auf die Suche gemacht und tatsächlich den Übeltäter erwischt: Es sei Freund Jack gewesen. Nun ja, mehr ein Bekannter, denn ein Freund. Lobster habe ihm die Sachen abgenommen und zurückgebracht. Folglich müsse man ihm dankbar sein und eine entsprechende Belohnung geben. – Warum das Schloss gar nicht beschädigt sei? Nun, der zweite Schlüssel hing ja auch dort drüben an dem Pfosten – deshalb solltet ihr ja warten, ihr Schlauberger!

Ohne sich auf weitere Diskussionen einzulassen, packten Zak und Jens ihre Sachen – es war noch alles da – und machten sich auf den Weg. Es hatte keinen Zweck, Lobster Vorwürfe zu machen, der ihnen noch bis in die Stadt nachstellte und um seine Belohnung feilschte.



Jens machte sich auf nach Antigua, Zak nahm ein späteres Boot nach Punta Gorda in Belize. Am Pier sah er noch den alten versoffenen Amerikaner mit dem weißen Bart, der ihm während seines ersten Spaziergangs mit Lobster vor gut zwei Wochen aufgefallen war. Der Konsul, so hatte Lobster ihn genannt, saß in gekrümmter, verkrampfter Haltung auf einer Bank und starrte ins schmutzige Wasser. Er trug dasselbe dollargrüne T-Shirt, mit dem Zak ihn das erste Mal gesehen hatte, als er mitten auf der Straße hockte und sich den Bauch hielt. Ob der dollargrüne Konsul nach Puerto Barrios wollte oder auf einen ankommenden Bekannten wartete, war nicht festzustellen. Er tat Zak leid. Als das Boot voll war und ablegte, saß er immer noch auf der Bank, den Kopf zwischen den Knien und rührte sich nicht ... er war eingeschlafen.

Der Himmel lag schwer wie eine Bleiplatte über dem Wasser, und je härter das Boot über die sich aufbauenden Wellen brettete, desto mehr erfasste Zak wieder dieser stürmende Drang. Es war die richtige Zeit gewesen zu gehen, fast schon zu spät.

Tatsache. Die Straße ist eine Straße ist eine Straße

Krumm von Gicht schlurfte der chinesische Portier zur Tür und schloss sie auf, um Zak hinauszulassen. Seine Bewegungen waren die einer Marionette, und seine Sprechweise wirkte so abgehackt, als wolle er Pekingente aus seinen Worten machen: „Ich hoffe es gefällt Ihnen unsel hübsches Belize-City. Es ist alleldings nicht ganz ungefühllich, Sie sollten sich um diese Uhlzeit nicht mehl allzu weit vom Hotel entfeln. Unten, in unselem Lestaurant können Sie übligens sehl gut und billig speisen. Ich wünsche Ihnen gute Untelhaltung.“

Nach dem Essen, am frühen Abend, wurde Zak auf der Straße vor dem Hotel von einem jungen Rastamann angesprochen; er trug das breiteste Grinsen diesseits des Haulover Creek.

„Hey Bruder, *one love*, hast du vielleicht nen Dollar für mich?“

„*One love*, im Moment nicht.“

Der Bursche schien nicht sonderlich beeindruckt von der Abfuhr und streckte Zak die Hand zum Einschlagen entgegen: „Ich bin Wayne, und das hier ist mein *basement*, ich arbeite hier. Wenn du etwas brauchst, dann frag Wayne ...“

„Yo, ich bin Zak.“

„Hast du nicht vielleicht eine Zigarette, Zak?“

„Hey, ich bin im Moment ziemlich blank und habe nur ein paar Cent bei mir.“

„Kein Problem, Mann! Du kannst da drüben auch einzelne Zigaretten kaufen. Kosten nur ein paar Cent.“

Gegen dieses Argument war kein Kraut gewachsen, und so fand sich Zak schmauchend auf dem Bordstein vor dem maroden Holzbau seines Hotels. Mit Wayne beobachtete er die Ratten, die sich von Zeit zu Zeit in den offenen Abflusrrinnen blicken ließen.

„Das ist also dein Basement, Wayne – und wie machst du hier so dein Geld?“

„Naja, ich mache alles Mögliche: auf Autos aufpassen, dass sie nicht geklaut werden; ich organisiere Sachen für die Leute oder ich gebe Informationen und so was. Aber ich arbeite für mein Geld! Weißt du, die Leute dort drüben, bei den Häusern, das sind schlechte Leute. Sie arbeiten nicht, sie stehlen und rauben, und manchmal bringen sie sogar Menschen um! Aber ich gehöre nicht zu denen. Die können mir nichts anhaben. Mir nicht.“ Wayne kratzte sich an seinen gewaltigen Koteletten, bevor er fortfuhr: „Und weißt du warum nicht? ... *Because I believe in love within each and everyone!* Sie können mich nicht zerstören, weil ich Rasta bin, weil ich den Plan habe. *I and I have a higher mentality and they cannot touch me, they just can't touch my higher mentality!*“

„Ja, das ist gut! Ich glaube auch an die Liebe. Ja, wirklich, das muss ich. Weißt du, ich habe eine Freundin zu Hause, und ich werde ein Jahr unterwegs sein, bis ich sie wiedersehen kann.“

„Und du hattest bis jetzt keine anderen Frauen?!“

„Nein ... Wir haben uns zwar nichts direkt versprochen, aber ich könnte auch gar nicht ...“

„Ja, ich kenne das, Mann! Ich hatte auch mal ein Mädchen, in das ich verliebt war, und dann hatte ich eine andere, und es hat einfach nicht funktioniert ... *If your pin doesn't stand up, that tells you something!*“

Zak lachte: „Ein wahres Wort. Es scheint ja ein Widerspruch zu sein, aber ich glaube auch, dass man seine Liebe in alle und alles setzen muss – *in each and everyone* –, damit man einen einzigen Menschen lieben kann. Damit das überhaupt möglich wird. Ich glaube, es ist wirklich so: Die Liebe ist Welle und Teilchen zugleich, sie ist wie das Licht.“

Ihre Unterhaltung wurde von einem Bekannten Waynes unterbrochen, der auf sie zukam, um ebenfalls eine Kippe zu schnorren. Nachdem er sie angezündet hatte, reichte er Wayne eine Wodkaflasche. Der nahm zu Zaks Erstaunen einen so selbstverachtenden Schluck, als wolle er mit Feuer seinen Durst löschen. Auch Zak bekam die Flasche angeboten, doch als er vorsichtig daran roch,

lachte der Mann: „Es ist nur Wasser, Junge, reines Regenwasser! Trink nur zu!“

„Yeah, das ist es, was ich meine“, sagte Wayne, als der Mann verschwunden war: „Ich komme hier gut mit allen aus. Nicht mit denen da drüben, aber mit allen, die meine Philosophie teilen. Hörst du den Reggae?“

Aus einer Seitengasse war deutlich ein Lied von Bob Marley zu vernehmen, es war *Natural Mystic*. Wayne stand auf:

„Weißt du, manchmal gehe ich in eine afrikanische Kirche. Dort haben wir ein Zeremoniell: Alle stehen wir im Kreis und fassen uns an den Händen, und einer tritt vor und singt eine Strophe, der Rest singt den Chorus. Ich will dir auch ein Lied vortragen. Es ist in afrikanischer Sprache ...“

Wayne stellte sich in die Mitte der Straße und begann zuerst leise, dann immer lauter zu singen. Es hörte sich an wie eine Phantasiesprache, aber auch schrecklich schief. So sehr, dass jemand von einem Balkon mit einem Vierteldollar nach Wayne warf und rief: „Aufhören, aufhören!“ Wayne bedankte sich artig und krächte noch eine Zugabe. Der Nachbar rang die Hände gen Himmel.

Ein fast klassischer Sketch – und doch nur das Vorprogramm. Während Zak weiter mit Wayne plauderte, öffnete das Varieté der Nacht mit einem Schwung seine plüsch- und glasperlenbestickten Vorhänge:

Ein Rastamann strampelt auf einem Trike die Straße entlang – offensichtlich Marke Eigenbau mit vielen bunten Windrädern – und er genießt seinen Auftritt: ganz zurückgelehnt, auf der Nase eine überdimensionierte Sonnenbrille, darüber ein Cowboy-Hut tief in der Stirn.

Die zweite Nummer: Ein Paar läuft vorüber. Er singt und klatscht den Takt, sie tanzt; nur ein bisschen, während sie einfach läuft, aber es ist so funky! Der Swing von Belize.

Dann bleibt ein bleichgeschminkter Akrobat vor Wayne und Zak stehen und wechselt in den Handstand. Irgendwie lässt er seinen Körper in die Waagerechte rutschen und hüpfte – immer noch auf Händen, die Arme angewinkelt – im Kreis wie ein

Breakdancer. Er kommt mit Schwung auf die Beine und beschließt seine Vorstellung mit zwei Flick-Flacks und einem Spagat. Das Publikum applaudiert. Obwohl Zak dem Akrobaten nur einige Cents geben kann, lächelt er verschwitzt, zieht den nicht vorhandenen Hut und hüpft mit langen Schwebeschritten davon. Aber er dreht sich noch einmal um und ruft fröhlich: „*I man had de roots too!*“ (Nun trägt er kurzes Haar).

Zak ist berauscht von diesem afrodelischen Zirkus, erwartet als Nächstes Harfe spielende Rastagnome und fluoreszierende Löwen. „Hey Wayne“, ruft er, „das ist ja wie ein Film, was hier auf deiner Straße läuft!“

„Genau das ist es, Mann. *Movie-watching* – so sagen wir hier manchmal.“ Wayne lacht über sein breites, schweißglänzendes Curtis-Mayfield-Gesicht: „*Sometimes it feels like a movie. But it's reality, man!*“

„Ja.“ Wie war er nur auf den Gedanken gekommen, an irgendeinem Flecken dieser Erde sei das Leben nicht wirklich und real?

– „Die Straße ist sowas von echt. Das ist ne Tatsache, Mann!“



Ladinos und Kreolen, Garífunas und Indianer, Chinesen und Europäer, Inder und Syrer: „Mit kultureller Vielfalt und nationalem Selbstvertrauen ins 21. Jahrhundert“, steht auf einem Banner, das die Verwaltung quer über die Hauptstraße von Belize-City gespannt hat. Aber die Verlierer sind und bleiben dunkel. Im Battlefield-Park, im Zentrum der Stadt, kühlen die Schatten großer Bäume all die Heißgelaufenen und Verbrannten.

Auf einer himmelblauen Betonbank, gegenüber von Zak, saß ein mit weißer Farbe besprenkelter Schwarzer und schaute grimmig auf die Erde nieder: „*I can deal with anybody*“, murmelte er immerzu. „*I can take care of myself*“. Daneben wühlte ein Rastagammler in den Mülleimern. Sein Bart war zu einer dreckigen Wurst verfilzt. Als er nichts Verwertbares fand, legte er sich auf eine andere Bank und döste.

Gerade als Zak sein Tagebuch hervorgekramt hatte und darin blätterte, erschien ein seltsamer Kauz und starrte ihn an. Seine Haut war wie Rinde, das Haar kurzgemäht, ihm wuchs ein Bart über das rote T-Shirt. Der Mann tauchte so plötzlich auf, dass Zak nicht hätte sagen können, woher er gekommen war – oder ob er vielleicht schon immer hier wurzelte, nur zwei Armlängen entfernt. Er blickte nicht genau auf Zak, sondern knapp an ihm vorbei, und er blinzelte nicht. Aber sein Arm zitterte leicht, als erhielt er widersprüchliche Befehle oder als zwänge die Sonne ihn zu ungewollter Photosynthese; dieser pflanzenhafte Mensch musste unter großer Spannung stehen. Zak wollte ihm einen Vierteldollar geben, aber er reagierte nicht. Darauf beschloss Zak, ihn zu ignorieren und Tagebuch zu schreiben ...

Von Livingston war er mit dem Boot nach Punta Gorda gelangt und von dort mit dem Jeep nach San Pedro Colombia – ein verschlafenes Dorf, in dem die Indianer ein quirliges afrokaribisches Englisch sprachen. Hier hatte Zak die Ruinen von Lubaantun besucht, die noch nicht in den zweifelhaften Genuss einer Restauration gekommen waren. Lediglich die größeren Strukturen hatte man von Bäumen und Sträuchern befreit. Allein kletterte Zak zwischen den Blöcken umher: Räume und Zeit überwachsen und mit Erde gefüllt – das also war das Ende der Geschichte ... *Über euren Städten wird Gras wachsen!* Welche Verwirrung, wenn das menschliche Maß in Trümmern liegt! War es nicht eine seltsame Vorstellung, dass auch die größten Städte einmal so aussehen würden? Selbst wenn man sich immer wieder dagegen stemmte ... das Gras, die Stadt, das Gras, die Stadt, das Gras ... Trümmer sind Zukunft.

– Als Zak aufblickte, hatte die Hand des Mannes aufgehört zu zittern, beide Arme hingen schlaff herab. Schon einige Minuten verharrte er in dieser Stellung, den Kopf leicht nach vorn verrückt, den Blick nun fest auf Zak gerichtet. Der sprach ihn an, fragte, ob er ihm helfen könne, was das nun hier bedeuten solle, doch er bekam keine Antwort. Der Mann vegetierte nur vor sich hin. Seufzend setzte Zak sich ans andere Ende der Bank und ging wieder zu seinen Aufzeichnungen über.

Er erinnerte sich an die Busfahrt über Independence und Dangriga nach Belize-City. Vor dem Hintergrund der endlos vorüberziehenden Orangenhaine – saftige Orangen statt ernster Mais – kamen ihm viele Fragen in den Sinn: *Wie wird es sein, wenn ich zurückkehre, und was wird danach, viel weiter noch? Oh Laila, liebe Lola! ... Vielleicht könnte ich mit dir auf einem Segelschiff von Ostende nach Belize segeln, statt immer nur in Bussen zu sitzen. Aber wovon leben? Ich könnte mich in einem Hilfsprojekt engagieren, wir könnten nach Südafrika gehen, Laila. Oder mal realistisch: etwas studieren, arbeiten, und wenn uns nichts Egoistisches mehr einfällt: eine Familie gründen. Häuser bauen, Bäume pflanzen, Jahresurlaub. – Aber ist das mein Entwurf, kann es das sein? Zu sehr auf Zukunft getrimmt, zu sehr den anderen verpflichtet. Kein tiefer, tiefer Sinn ...* und er sah nach draußen, und alles widerstrebte in ihm ohne Plan. So ließ er sich treiben, weg von der ungewissen Zukunft, wieder hin zu den Orangen und zu diesem wunderbaren Himmel. Und weil er nicht ohne Worte auskam in seinem Empfinden, sagte er sich: *Meine Gedanken fliegen leicht und weiß, so wirklich wie die Wolken ...* Und er wiederholte dieses Sprüchlein so oft, bis er sich tatsächlich über den Orangenbäumen glaubte, während sein Kopf müde an der brummenden Scheibe lag. *Meine Gedanken fliegen leicht und weiß, so wirklich wie die Wolken, und die Sehnsucht treibt sie dahin...*

– Wie sollte man sich konzentrieren, wie konnte er schreiben, wenn er dermaßen angeglotzt wurde? Der Mann war irre, ein vegetabler Zombie, ein Stumpf! Er war unheimlich, wie überhaupt diese ganze schrullige Stadt! Auf der Nachbarbank saß ein krankhaft dicker Mann und unterhielt sich mit einer alten in türkis gekleideten Dame; beide schienen die Situation vollkommen normal zu finden. Noch einmal sprach Zak den Verrückten direkt an, bekam wieder keine Antwort und streckte darauf seinen Kugelschreiber vor, um ihn schwingend hin und her zu bewegen wie ein Hypnotiseur. Tatsächlich schien dies den Mann für einen Moment zu irritieren: Er drehte den Kopf ein wenig ohne sich von der Stelle zu rühren und wurde nervös. Er zitterte nun am ganzen Körper. Zak packte alarmiert seine Sachen. Aber eine Frau, die diese missliche Szene beobachtet hatte, kam ihm plötzlich zu

Hilfe. Sie drückte dem Mann einen Dollar in die Hand, fasste ihn sanft an der Schulter und brachte ihn mit einem leichten Stoß in Schwung: „Geh dir Zigaretten kaufen!“ Einmal in Bewegung gesetzt, trottete er davon, um seinen Befehl auszuführen. Die Frau lächelte entschuldigend und ging wie selbstverständlich ihres Weges.

... und die Sehnsucht treibt sie dahin, sanft oder in Fetzen, mal ein Gewitter, eine Brise, einander widerstrebend.



Im japanischen Fernseher des chinesischen Restaurants lief gerade *Terminator II*, als Waynes Gesicht hinter der fettigen Fensterscheibe erschien und Grimassen schnitt: „Komm schon, komm mit! Dort hinten um die Ecke wartet mein Freund Zea. Du musst ihn einfach kennen lernen.“

Zea saß auf einer Treppe, neben ihm ein Ghettodröhner, in dem ein kleiner Reggae hüpfte. Zur Begrüßung reichte er Zak wortlos eine Flasche, diesmal echter Kartoffelschnaps, selbstgebrannt, der durch den Zusatz von Rohrzucker süßlich schmeckte. Wayne lief gleich wieder fort, um irgendwas zu erledigen, und Zak war allein mit Zea; dessen erste Worte waren: „*So, you believe in Jah Rastafar-I Haile Selassie-I the first?*“

Der Prüfungscharakter dieser Frage war offensichtlich. Zak nahm sich einen Moment, um darüber nachzudenken, und antwortete: „Nein ... Ich glaube nicht, dass Haile Selassie ein Messias war oder so was. Im Gegenteil. Er hat Äthiopien den Krieg mit Eritrea und den Hunger gebracht.“

Zea wirkte etwas perplex: „Du glaubst nicht an Gott?“

„Das ist eine andere Frage. Aber ich fürchte, auch darauf kann ich dir keine klare Antwort geben. Jedenfalls glaube ich nicht, dass Gott ein Wesen ist, zu dem man beten kann ...“

„Du glaubst nicht an Gott?!“ Zeas herausfordernder Blick machte Zak unsicher. War es angebracht zu differenzieren in dieser dunklen Gasse?

„Ich habe nur ein anderes Verständnis von Gott“, erklärte Zak.
„Der Gott der Bibel ist nur ein Gleichnis.“

„Du glaubst auch nicht an die Bibel?“ Zea lehnte sich zurück.
Das Verhör schien ihm nun Spaß zu machen.

Zak kam ins Schwitzen. „Die Bibel ist ein wichtiges Buch, ich habe sogar eine dabei. Aber man darf sie nicht wörtlich nehmen ...“

Er kam nicht dazu, seine Erklärung zu beenden, denn Wayne kehrte zurück und verlangte lautstark nach dem Schnaps. Zak war beunruhigt, weil er glaubte, Zea seinen Standpunkt nicht ausreichend klargemacht zu haben; der behandelte ihn jedoch in der Folge recht freundlich.

Sie gingen hinauf zu Zeas Wohnung, um dort was zu rauchen. Der marode Holzbau stand auf Krücken wie fast alle Häuser in Belize-City, und als Zak durch die Löcher im Boden sah, wusste er warum: Im Unrat unter dem Haus raschelten die Ratten. Ein kleiner Gasherd stand in der Ecke, eine zerfetzte Matratze lag herum, und auch sonst war die Wohnung kahl und heruntergekommen. Fast erwartete Zak ein weißes Kaninchen wie bei Coochie-Dennis in Livingston.

Während der Spliff herumging, betrat Zeas großer Bruder den Raum, ein hochaufgeschossener Kerl, der schon rein äußerlich den härteren Stil pflegte: Aus seinem Kopf ragten fingerdicke, geflochtene Rastazöpfe, die sich medusisch zu einem sperrigen Geflecht drapierten – Typ Gangsta-Rapper ... Leo ignorierte Zak zunächst und kippte einen mächtigen Schluck Schnaps in einen Becher aus Bambus und anschließend sich hinter die Binsen. Dann erst schnauzte er Zea an, was *der da* hier zu suchen hätte, und wer das überhaupt sei? – Ein Freund ... aus Deutschland? ... „Ah, wie wär's, wenn dein Freund erst mal eine Flasche Whisky kaufen würde?!“

„Du kannst auch mit mir reden, ich verstehe dich gut“, versuchte Zak, die Kontrolle wiederzugewinnen.

„Okay, dann geh los und hol eine Flasche Whisky!“

„Wozu? Ich mag keinen Whisky.“

„Du magst keinen Whisky, he? Ich aber – wir alle mögen Whisky!“ Dabei blickt Leo Beifall heischend in die Runde, Zea schüttelt jedoch den Kopf. Wayne ist schon ziemlich knülle, auf seinen Beistand kann Zak nicht zählen. „Außerdem: Was machst du hier überhaupt?“

„Ich reise.“

„Und du reist einfach so durch die Gegend – was machst du denn den ganzen Tag?“

„Naja, ich spreche mit den Leuten, gucke mir Orte an, Städte, Sehenswürdigkeiten ...“ – *Naiv, naiv, naiv.*

„Wie lange bist du unterwegs?“

„Ein Jahr.“ – *Es entgleitet, Vorsicht jetzt.*

„Und du arbeitest nicht?“

„Nein, ich habe in Deutschland gearbeitet.“ – *Ach Gottchen!*

„Na, dann kannst du ja erst mal eine Flasche Whisky organisieren.“ – *Touché!*

Hier mischt sich endlich Zea ein und versucht, seinen Bruder runterzukühlen. Er geht schließlich in die Ecke, die sie Küche nennen, und hantiert mit Flaschen herum. Zea, Zak und Wayne ziehen sich geordnet zurück und setzten sich auf die Außentreppe, um noch einen zu drehen. Zak will sich allerdings möglichst schnell aus dem Staub machen. Zea entschuldigt sich für Leo: „Du darfst ihn nicht so ernst nehmen. Er meint es nicht so.“

Da kommt Leo auch schon hinterher, um mitzupaffen. Aber er scheint plötzlich ganz umgänglich zu sein: „Also, du hast deine Dreads hier gemacht“, fragt er.

„Nein, die habe ich schon seit drei Jahren.“

„In Deutschland, ja ... und du glaubst an Rastafari?“

Zak wirft einen Blick auf Zea, der aber mit Drehen beschäftigt ist. „Ich habe Sympathie dafür ...“

„Glaubst du an Gott?“ – *Da ist es wieder, das Verhör.*

„Ich habe eine andere Vorstellung davon ...“

„*He believes in love within each and everyone, yeah!*“, lallt Wayne aus dem Hintergrund. – *Danke, Wayne!* – aber keiner beachtet ihn, wie er übers Geländer seine Botschaft in die Hinterhöfe kräht. Stattdessen überschüttet Leo Zak weiter mit Fragen, wartet nicht

einmal die Antworten ab. Jeden Moment kann die Stimmung um- oder zuschlagen. Leo kommt eine Stufe näher.

„Was hast du überhaupt hier zu suchen?“

Zak fühlt sich in die Ecke gedrängt. Plötzlich hat er Angst. Aber er ist auch wütend, spürt sein Blut pumpen, fühlt sich aggressiv wie lange nicht mehr. Unwillkürlich und ohne abzuwägen wirft er Leo den Finger entgegen und fährt ihn an:

„*Shut up, Leo! Shut up and listen!* ... Ich will dir sagen, warum ich hier bin und an was ich glaube. Ich will es euch allen sagen, und ihr hört mir zu jetzt.“ Zak ist überrascht, dass sich tatsächlich alle auf ihn konzentrieren. Er weiß plötzlich nicht, was er weiter sagen soll und holt tief Luft. Der Treppenabsatz scheint sich um ihn zu drehen. Dann hört er sich ganz ruhig sprechen:

„Ich komme aus einem reichen Land, und ich habe alles, was ich will. Und ich bin froh darüber. Aber ich habe mir das nicht ausgesucht. Kein Mensch kann sich aussuchen, wo er geboren wird. Und ich bin nicht dafür verantwortlich, dass das Leben in Belize so arm und *shity* ist. Die Situation ist da. Wir alle sind da hineingeboren und müssen damit klarkommen. Aber ihr fragt mich, warum ich nun herkomme – wenn ich alles habe und ihr so wenig? Ich bin nicht hier, um euch etwas wegzunehmen. Und ich will auch nicht einfach in der Sonne liegen. Und ich bin nicht hier, um eure Frauen zu ficken ... Ich bin hier, weil ich verstehen will. Euch und das System oder was immer es macht, dass ich in Deutschland zehn- und zwanzigmal mehr Lohn für meine Arbeit bekomme als du und du und du ...“

Wie von selbst kommen nun Zak die englischen Worte, sogar mit ein bisschen Karibik darin.

„Ich will das verstehen, weil ich richtig leben will. Weil ich glaube, dass man nur etwas verändern kann, wenn man es versteht. Damit die Situation besser wird, gerechter ... Aber wie soll mich Belize oder Guatemala berühren, wenn das nur bunte Bilder im Fernsehen sind für mich? Ich will es selbst erfahren, deshalb bin ich hier! Ich weiß nicht, ob ihr das versteht. Aber ich glaube, dass wir uns gegenseitig verstehen können. Ich hoffe, dass das möglich ist. Ich will es, ich glaube daran.“

Nun hat er seine Zuhörer endgültig gebannt und gebändigt. Er schnallt sich fest in seinem Thesenmobil, bevor er Gas gibt, um wie Kopernikus die Handbremse zu ziehen und das Steuer herumzureißen.

„Überhaupt der Glaube!“ Er geht einen Schritt auf Leo zu, steht jetzt direkt vor ihm. „Ich will dir sagen, was ich von Gott denke: Gott ist hier oben drin.“ Er tippt sich an die Stirn. „Es kann viele Auffassungen von Gott geben und keine davon ist wahr oder falsch. Deine nicht, Leo, und meine auch nicht. Das zweite Gebot, Leo, das zweite Gebot: Du sollst dir kein Bildnis machen ... Ich denke, Gott ist ein Konzept. Gott ist eine Vorstellung vom Gutsein, der Wille zum Gerechten – was sonst hält die menschliche Wirklichkeit zusammen, was stößt sie an? Jeder von uns ist ein Teil von Gott – hier oben drin ...“ Zea wollte etwas sagen, aber Zak wurde einfach lauter und sprach weiter. „Nenn es Rasta oder nicht – erinnerst du dich, was Bob Marley und Peter Tosh in *Get up, stand up* singen, Zea? *Preacherman don't tell me – heaven is under the earth. I know, you don't know – what life is really worth – We know, when we understand – mighty god is a living man ...* Bobby wusste, dass Gott im Menschen wohnt. Ihr könnt Gott auch Liebe nennen ... Das ist es, was ich meine: *One Love!* – daran glaube ich.“

Zak stand auf der Treppenkanzel und war irgendwie gewachsen. Erstaunt über sich selbst blickte er in die Runde. Er hatte tatsächlich gepredigt ... Aber was er gesagt hatte, war nicht gerade erst in ihm entstanden. Da hatte sich gelöst, was sich über die Wochen in ihm aufgeschaukelt hatte an Selbstanklagen und Rechtfertigungen ... Die Schäflein mussten seine Ernsthaftigkeit gespürt haben. Und dies – mehr noch als der Inhalt seiner Worte – hatte gewirkt.

Leo schien nicht zu wissen, wie er reagieren sollte. Dann aber streckte er Zak die Hand entgegen und sagte: „Ich glaube, du bist ein guter Mann.“

Auch Zea schlug ein und fügte hinzu: „Es ist uns eine Ehre, dass du unser Gast bist und deine Philosophie mit uns teilst. Ich denke, ich habe dich verstanden ... Aber glaubst du, dass man sich einem solch selbst gemachten Gott, wie du ihn beschreibst,

auch verpflichtet fühlen kann? ... Du brauchst jetzt nicht zu antworten, ich möchte dir nur das hier schenken.“ Und er reichte Zak einen Klumpen Gras, eingewickelt in Packpapier.

Wayne strahlte derweil und war ein wenig stolz, weil schließlich er es gewesen war, der Zak aufgetan hatte; aber dann drängte er doch plötzlich zum Aufbruch. – „Komm, komm, Zak, lass uns ein Bier trinken gehen. Na los!“ – Und zum Glück kamen Leo und Zea nicht auf den Gedanken mitzugehen.

Schon liefen sie zu zweit über die Swing-Bridge, deren Name nicht nur ihre Drehfähigkeit beschrieb, sondern auch die Gangart der Belizeaner. Zu dieser späten Stunde aber waren die Straßen der Innenstadt leer, und die Gehsteige hielten her als Absteige.

In der Kneipe dauerte es nicht lange, bis Wayne es geschafft hatte, sich bei den anderen Gästen durch sein Gelalle unbeliebt zu machen und schließlich vom Barhocker zu rutschen. Zak bezahlte die Zeche und wollte rasch nach Hause, doch Wayne hielt ihn am Ärmel fest: „Gib mir zwei Dollar.“

„Warum?“

„Gib her!“ Wayne schubste ihn. In der letzten Stunde schien er ziemlich mies draufgekommen zu sein.

„Hey Mann! Was soll der Scheiß?“

„Komm schon.“

„Hier hast du das Geld! Nimm es und werde glücklich.“

Zak wandte sich ab und ging. Es hinterließ einen üblen Geschmack im Mund. Für eine Weile hatte er tatsächlich geglaubt, auf einer Ebene mit Wayne sprechen zu können – oder wenigstens trinken –, aber der Kredit seiner Herkunft schien als ständige Provokation in seine Stirn gebrannt: „Ich habe Geld – und DU NICHT!“ ... Vom Gehsteig stand ein Gammler auf, um sich eine Zigarette zu schnorren. Wayne fummelte ihm eine heraus, dann lief er Zak hinterher.

„Hey, das war nicht so gemeint!“, rief er. „*Love is within each and everyone*, richtig? Hey, wir sind Brüder, okay? ... *Rastafari! One Love! Lass es uns singen! One Love, people get ready ...*“

Wayne grölte es wie ein Fußball-Lied, einige Schritte hinter Zak. In diesem Moment fuhr eine Streife vorbei, drei Polizisten

sprangen von der Ladefläche ihres Pick-Ups und pickten Wayne auf, der sich ungeschickt wehrte. Zak tat möglichst unbeteiligt, lief einige Meter weiter und ließ das Gras aus seiner Tasche rieseln, das Zea ihm geschenkt hatte. Dann erst drehte er sich um, doch der Wagen war schon weiter gefahren.

Keine Frage, er musste nach Wayne sehen. Um ihn vielleicht zu entlasten oder auszulösen. Also fragte er sich zur Polizeistation durch und betrat gerade rechtzeitig das Revier, um mitzuerleben, wie Wayne erfolglos durchsucht und dann schulterklopfend abgeführt wurde. Die Szene entbehrte nicht einer gewissen Komik: Wie zwei alte Bekannte, die sie vielleicht auch waren, durchspielten der Beamte und Wayne ihr stetig wiederkehrendes Wiedersehensritual: „Komm, mein Junge, wir gehen jetzt eine Runde in die Ausnüchterungszelle.“

Offenbar gehörte es zu diesem Spiel, dass Wayne auf der Außentreppe zum Innenhof seine Schuhe verlor. Dabei verhedderte er sich im Geländer – immer eine freundliche Hand, die ihn stützte – und postulierte empört seine Rastaphrasen: „*You cannot touch me! ... I and I have a higher mentality! Stop that! ... I am de son of Rasta!*“

Ratlos und belustigt zugleich trottete Zak hinterdrein – ohne dass ihn jemand beachtet hätte, bis direkt vor die Zelle. Doch da packte ihn eine Hand: „Wer bist du? ... Ein Tourist – und willst du auch eine Nacht hier verbringen? ... Na, dann mach, dass du wegkommst!“

Wayne hatte ihn wahrgenommen und streckte noch seine Faust durch die Gitterstäbe, und Zak schlug mit seiner dagegen.

„Morgen bin ich wieder draußen, mach dir keine Sorgen. *One Love, brother!*“

„*One Love!*“, erwiderte Zak.

Und dann, unerwartet und belebend wie das Augenzwinkern einer schönen Unbekannten, verabschiedete ihn auch der Polizist mit Handschlag. Und es klang ernst gemeint, als er sagte: „*Yeah. One Love, man.*“

Vergessen alle Gegensätze! Welche Stadt, welch ein Land, in dem selbst die Polizei den Sinn dieses Ausdrucks begreift!

Unwillkürlich fühlte Zak sich stolz, wie der Rookie in einem dieser kitschigen Hawaii-Surf-Filme, wenn der Haoulie ihm wortlos die Hand auf die Schulter legt und ihm tief in die Augen schaut, als wolle er sagen: „Du bist jetzt einer von uns. Du bist ein Soul-Surfer!“

Das Konzept. Oder der holprige, etwas kopflastige Flug des Tukans

Der Boden war rissig und von Rinnen durchzogen wie Elefantenhaut. Über Wurzeln und Stufen, viel zu hoch für den natürlichen Menschenschritt, stieg Zak auf den Tempel Nummer fünf in Tikal, um dort oben die aufgehende Sonne zu treffen. Er musste sich beeilen, denn es dämmerte schon seit einigen Minuten. Wie einen Sprungturm kletterte er die Mayapyramide empor und war oben angekommen sehr überrascht, sich plötzlich über einem grünen Schaumbad stehen zu sehen: Der Urwald warf Blasen und duftete nach ätherischen Ölen. Sicher war es der Äther selbst, der einen hier umflirrte.

Er war nicht allein auf dem Tempel, aber er fand eine Terrasse für sich, wo er ungestört über die Geschichte, auf der er saß, meditieren konnte. Das Geschnatter der Tukane scheuchte den Morgennebel auf, der noch eine Weile tanzte; und als litten sie unter der Sonne, die rot über den Horizont drängte, brüllten die Affen Visionen von Blut und Dampf heraus, vom Aufstieg und Zerfall eines Reiches, von Jungfrauenopfern und dem Chaos des Krieges.

Die Schreie der Affen hallten ihm selbst dann noch durch den Kopf, als Zak auf dem sauber geschnittenen Rasen vor dem Großen Jaguar stand und vordergründig schon über etwas ganz anderes nachdachte. Die Mayapyramide weckte unverhofft eine Kindheitserinnerung in ihm. Er fühlte sich bedrängt und herausgefordert, wie damals, als er das erste Mal von den Atomen hörte. Das war eines Sommers im elterlichen Garten gewesen. Sein Vater hatte ihm erklärt, dass aller Stoff aus diesen winzigen Teilchen zusammengesetzt sei, die gewissen Gesetzen gehorchten: Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel und so weiter. Das Kind hatte danach lange auf die Wohnzimmergardinen gestarrt und sich gefragt, ob alles, wirklich alles, also auch das Wehen dieser Gardi-

ne hier, mit den Formeln der Physik vorhersehbar sei? Wenn es nun jemanden gäbe, der alle physikalischen Gesetze kannte und den Zustand aller Atome zu einem gewissen Zeitpunkt überblickte – musste der nicht auch das Wehen einer Gardine exakt vorher-sagen können?

Diese kindliche Vermutung beunruhigte Zak lange Zeit, ohne dass er sie genau hätte formulieren können. Es war die alte Frage nach der Freiheit oder Vorbestimmtheit des Menschen, wie er erst viel später erkannte ... Aber es war nicht die Philosophie, sondern wiederum die Physik, die diese latente Last von ihm nahm: Er fühlte sich mit einem Mal leicht wie eine Feder, als er in der Schule von der Heisenbergschen Unschärferelation hörte: Weil ein Teilchen immer zugleich auch Welle ist, folgt es einer unscharfen Logik. So ist es nie möglich die genaue Position *und* die Bewegungsrichtung eines Teilchens gleichzeitig vorherzusagen; nur Wahrscheinlichkeitsaussagen sind möglich ... Solange diese Theorie unwiderlegt stand, waren das Chaos und der Zufall und die Willensfreiheit gerettet, wie Zak zu seiner Erleichterung erkannte.

Und hier in Tikal fröstelte er nun in diesem fast vergessenen Schatten seiner Kindheit, als die Analyse noch nicht war. Vor dem Großen Jaguar fühlte er den Druck eines alten Gedankens, der ihn einvernehmen wollte, ohne vorher geprüft zu sein ... *Mit diesem Bau sollte Gott bewiesen werden!*

Dies war wohl ein Zweck der idealen Pyramide an sich: Die schlichte, monumentale Form läuft zu auf einen Punkt; und dort, wo sie ihren Abschluss findet, hat der Mensch das Ende seiner Kräfte und einen Gipfel erreicht. Hier berührt er den Himmel und bringt zugleich seine Endlichkeit zum Ausdruck, wengleich er bestrebt ist, sie so kolossal wie möglich zu gestalten.

Da steht er, der Große Jaguar: keine echte Pyramide, aber so ähnlich: ein Stufenbau, auf dessen Gipfel noch ein kleiner Tempel aufgesetzt ist. Und von diesem Thron, für den der Weltberg nur Unterbau ist, regiert der Priester in der Gewissheit, dass es auf der Spitze nur Platz hat für *einen* Mittler zwischen Himmel und Erde

... Der architektonische Gottesbeweis dient immer demjenigen, der ihn erbringt ... Dem Menschen seine Freiheit zu rauben.

„Gott ist ein Konzept“, hatte Zak vor wenigen Tagen in Belize zu Leo und Zea gesagt. Das hatte er aus einem ziemlich albernem Song von John Lennon, dennoch war es ein interessanter Gedanke. Tatsächlich war Zak geneigt, Gott als einen Haufen von Ideen zu begreifen, die nur vage miteinander zu tun hatten. Gott, ein Konzept. Religion, eine Eselsbrücke.

„Glaubst du, dass man sich einem solch selbstgemachten Gott, wie du ihn beschreibst, verpflichtet fühlen kann?“, hatte Zea gefragt und den Nagel auf den Kopf getroffen ... Gott als Wesen oder gar als Person zu sehen, erschien Zak naiv und eitel. Ihn andererseits mit der Welt und allen Dingen oder Ideen darin gleichzusetzen – *within each and everyone* –, machte allerdings auch keinen Sinn, denn dann konnte man genau so gut ohne Gott auskommen. Und was blieb schließlich von Gott – drei Kreuzzeichen –, wenn man ihn als Willen zum Guten im Menschen definierte, wie Zak es in Belize getan hatte?

Dann haben wir einen Gott, der allein zuständig ist für die Ethik. Und wenn wir einen Schöpfer brauchen oder einen Richter – mein Gott! – dann definieren wir ihn eben anders.

Aus der Glaubensfrage war damit eine Definitionssache geworden, womit Gott zu einer Variablen und so gleichfalls überflüssig wurde. Das Unerklärliche wurde abrasiert. (Und welcher Gott hat Gott geschaffen?) Hübsch verpackt hatte Zak gepredigt, dass er sich nur sich selbst verpflichtet fühlte – und Zea hatte das gleich durchschaut.

Aber war die Frage nach Gott nicht sowieso längst unwichtig und hinfällig geworden? Das Überbleibsel einer vergangenen Epoche, die längst von der Wissenschaft weggewischt worden war: von Kopernikus, Darwin und Einstein, die den Menschen aus dem Mittelpunkt des Universums gerissen hatten, ihn ins Tierreich zurückstießen und ihm sogar die Ewigkeit nahmen, indem sie alles, selbst die Zeit, relativierten.

Und weil der moderne Mensch sich nun als ein so unwichtiges Tier am Rande eines Universums findet, das eines Tages wieder in sich

zusammenfallen wird, sieht er auch keinen Grund mehr darin, sich zu bescheiden: Er zielt ohne Umschweife geradewegs in den Himmel. Der Wolkenkratzer ist eine bewusste Provokation, ein architektonischer Affront. Seine Parallelen lassen sich bis ins Unendliche denken, fast muss man sich zwingen, in Gedanken nicht noch ein Stockwerk nach dem anderen draufzusetzen: Dem Wolkenkratzer wohnt kein endlicher Baugedanke mehr inne.

Gleichsam liefen Zaks Gedanken ins Leere ... nur sich selbst verpflichtet: So unwichtig, und doch dreht sich alles um einen selbst. Der Mensch, die Nabe der Welt – daran hatte sich nichts geändert. Alles dreht sich, auch das ein Kennzeichen unserer neuen Städte: die Autos im Kreisverkehr, die Hubschrauberblätter, die Räder der Züge. Der Zeiger und das Uhrwerk selbst: Zahnräder ineinander. Das Restaurant auf dem Fernsehturm. Zahnräder und Kraftübersetzungen hinter allen Oberflächen. Alles dreht sich immer schneller und schneller, bis es irgendwann abhebt, selbst die Gebäude werden bald mobil sein. Welch ein Energieaufwand!

Aber war nicht gerade dies das entscheidende Kennzeichen von Leben, dass es seine innere Ordnung mit hohem Energieaufwand vor dem Zerfall bewahrte? So ähnlich hatte er das mal in einem Buch zur Evolutionstheorie gefunden: Leben hieße Ungleichgewichte zu produzieren. Noch nie habe Leben sich freiwillig im Gleichgewicht gehalten. Ein zeitweises Gleichgewicht beruhe auf Mangel.

Auch Tikal war schließlich an sich selbst zugrunde gegangen, noch bevor die Spanier kamen, ähnlich wie die Ruinenstadt Copán in Honduras, die Zak als nächstes besuchen wollte. Abgesehen von Kriegen, die auch eine Ursache für den Verfall der großen Mayastädte sein mochten, hatten die Indianer einfach nicht nachhaltig gewirtschaftet, hatten alles Holz im weiten Umkreis vernichtet, hatten die Böden ausgesaugt und dann ihre Städte aufgeben müssen.

... Gott ein unpersönliches Konzept, der Mensch frei und allein in seinen Entschlüssen, das Leben schon immer gierig nach Energie – „Glaubst du, man kann sich unter diesen Umständen noch irgendetwas verpflichtet fühlen?“, hörte Zak die Frage Zeas nachhallen ...

Er wandte sich ab von der Tempelpyramide, die ihre Bedrohlichkeit verloren hatte, und lief zum Rand des Urwalds, um auf die Rufe der Vögel zu horchen. Dort stand er an einen Baum gelehnt, schloss die Augen. Und in Gedanken folgte er dem holprigen, etwas kopflastigen Flug eines Tukans, der seinen Schnabel wie ein herausgeknabbertes Stück Regenbogen vor sich herschob.



Seine emotionale Bindung an West Virginia ging gegen Null, dennoch summte Zak fröhlich und falsch das zugehörige Lied – nur weil die Straßen in Honduras wieder so schön staubig waren: *Almost heaven – West Virginia – blue ridge mountains – Shenandoah river ...*

Der Ohrwurm war aus einer Kassette gekrochen, die ihm Laila zu Weihnachten geschickt hatte – nur bedeutsame Lieder. (Überhaupt hatten die Festtage allein durch die vielen Briefe von Freunden, die ihn in Flores erreichten, und durch die Gespräche mit Zuhause ihre Bedeutung bekommen ... Das neue Jahr hatte für ihn nachdenklich, aber in netter Gesellschaft auf einer Finca im Tiefland Guatemalas begonnen.)

Die Häuser von Copán verschmolzen hinter ihm zu einem Fleck und vergingen dann zwischen Wiesen und Äckern, wo Ochsen und Rinder weideten, wo *campesinos* gerade ihr Korn droschen. Dem Geruch nach verbrannten sie auch Holz. Nach einer Weile – Zak war einen Rundkurs gelaufen – konnte man das schmucke Dorf mit seiner Kirche wieder zwischen den Bäumen sehen. Er überquerte einen Bach und kam auf die Landstraße, die zu den Ruinen von Copán führte.

Tags zuvor hatte er sich die alte Maya-Stadt schon einmal angeschaut, aber die Eintrittskarte war zwei Tage gültig, und Zak wollte den Ort noch mal frei von touristischen Zwängen durchstöbern. Beim ersten Besuch hatte ihn Gerald, sein Zimmergenosse, begleitet. Die beiden hatten sich am Grenzübergang während der bürokratischen Formalitäten kennen gelernt und sich gemein-

sam der Nepper, Schlepper, Bauernfänger erwehrt, die im Niemandsland ihr Geschäft zu machen versuchten. Dann hatten sie sich aus Kostengründen ein Zimmer im *La Siesta* geteilt.

Gerald war ein schlaksiger, dreitagebärtiger Engländer von 27 Jahren – Haare braun mit Rotstich, Arme und Beine unglaublich dünn, Ingenieur ohne Berufserfahrung – und er reiste in Sparstrümpfen: Zehn Dollar waren sein Tageslimit, das erforderte schon ein großes Maß an Knauserigkeit und Askese. Vier Jahre war er nun schon unterwegs durch Südostasien, China, Australien und Afrika, nur unterbrochen von kurzen Aufenthalten in England. „Sieben Jahre reisen“, pflegte er zu sagen, „dann kann man an sieben Jahre arbeiten denken.“

Sein Humor war von der feinsten englischen Hinterfotzigkeit. Die zwei wasserstoffblonden Töchter des guatemaltekischen Tourismusministers hatten am ersten Abend in Copán diese Erfahrung machen müssen. Gerald und Zak hatten die beiden in der Tucan-Bar kennen gelernt; üppig war nicht nur ihr Snobismus: Urlaub auf der Finca des Vaters, Studium in Oxford, wie primitiv ist doch unser Volk verglichen mit der europäischen Kultur ...

„Oxford ist sooo schrecklich“, hatte Gerald darauf sanft und unschuldig bemerkt. „Ich war auch dort. Aber all diese eingebildeten Aristokraten und aufgetakelten Schnecken ... fandet ihr nicht?“

Die beiden Blondinen wussten nicht, ob sie richtig verstanden hatten, oder wenn doch, wie sie reagieren sollten. Also kicherten sie und mussten plötzlich aufs Klo.

Gerald grinste. „Ihre Konversation war so schrecklich langweilig, war sie nicht?“

Bei den Ruinen fand sich Zak allein. Er lief gleich zum Tempel der Inschriften, um dort auf den Stufen Tagebuch zu schreiben, im Schatten einer mächtigen *Ceiba*. Am hellgrauen Stamm blickte Zak empor, wo sich die weitfächernde Krone gegen die Wolken abhob wie ein Lungensystem. Wie es sausen musste, wenn dieser Urbaum einen tiefen Zug tat! Zak musste an Nutty denken („*Every tree is Rasta*“) und richtete seinen Blick auf die Brettwurzeln des Kapoks. Wie Lavaströme quollen sie aus ihm hervor; verwittert,

grau und hart hatten sie sich in die Fugen des Tempels gedrängt: die Strukturen sprengend, Felsquader verwüfend. Wie aussichtslos und nichtig wirkte zwischen den Zehen dieses Riesen das verzweifelnde Streben des Menschen nach Dauer! Doch lag in diesem Verhältnis nicht auch etwas Versöhnliches? Jedenfalls wenn man es mit den Mayas hielt und sich die Menschen weiterhin an den Zweigen der heiligen *Ceiba* wachsend dachte.

Als die Sonne ihn in den Wald trieb, der die Anlage säumte, begegnete Zak zwei *Artesanías*, die auch im *La Siesta* wohnten: Gustavo und Ignacio fertigten Armreife aus Holz und Amethysten, Kolliers aus Kokosfasern und Kaurimuscheln, Ohringe aus Draht und Kolibrifedern, und sie reisten von Ort zu Ort, um ihren Schmuck zu verkaufen. Gestern hatten sie in der Tucan-Bar ihre Tücher ausgebreitet, und dort hatte Zak sich kurz mit ihnen unterhalten.

Gustavo war Mexikaner, vielleicht Anfang zwanzig, und sah mit seinen langen schwarzen Haaren etwas indianisch aus. Ignacio kam aus Argentinien: Ein Irokesenkamm aus blonden Dreads lief über seinen Schädel, auf den Rücken hatte er sich eine hieroglyphische Mayazeremonie tätowieren lassen. Die beiden luden Zak ein, mit ihnen zu kommen, ihre „Übungen“ mitzumachen.

In der Mitte der Akropolis von Copán, neben einem weiteren Kapok, erklärte Gustavo: Bevor sie sich niederließen, müssten sie erst die vier Ecken des Weltquadrats grüßen. Um genauer zu sein, die vier Inkarnationen Quetzalcóatl, die sich dort aufhielten. Nach den entsprechenden Verbeugungen begann Ignacio den Baum zu umschleichen und legte mit jedem Schritt seine Handflächen an die Rinde.

„Ah, sei meine kosmische Antenne“, flüsterte er. „Mach mir nen guten Empfang.“

Am liebsten hätte Zak sich nun schnell verabschiedet; wahrscheinlich hatten die *Artesanías* von einem seltsamen Pilz genascht ... Aber dann fand er sich überraschenderweise doch wieder als Teil ihres kosmischen Dreiecks: Sie alle saßen im Lotussitz und summten das *Ommmmmm* ... Und plötzlich, als jeder seine Frequenz gefunden hatte, ergänzten sich ihre Stimmen tatsächlich so, dass

ein satter Ton entstand, der in ihrer Mitte zu schweben schien. Die anderen Stimmen waren nicht von der eigenen zu trennen, wie Zak erstaunt feststellte. Und er fragte sich, ob die Mayapriester auch solche Methoden angewandt haben mochten, sich in Trance zu versetzen. Im Lotossitz auf allen Stufen ihrer Tempel. Ganz Copán vibrierend von ihrer Meditation. Welchen Sinn mochten sie gesehen, welchen Seelenzustand gefunden haben?

Zak jedenfalls fand schließlich sogar Spaß am überspannten Gehabe von Ignacio und Gustavo: Sie stimmten just in dem Moment ihre seltsamen Mayagesänge an – oder was sie dafür hielten – als eine Gruppe nordamerikanischer Touristen im Gefolge ihres Führers vorbeizockelte. Zuerst staunten sie nur, dann schlich sich Ekel in die Mimik der Gringos, als Ignacio sich feierlich erhob, die Arme ausbreitete und einen psychedelischen Tanz aufführte, wobei er brummte und summete und „Heia-Heia!“ rief. Gustavo setzte mit Händeklatschen ein, erhob sich dann ebenfalls und begann seinen eigenen Regentanz. Da überkam es auch Zak, und zu dritt moschten sie wie eine Horde anarchistischer Pseudoindianer um den Kapok, zu Trommeln und Marimbas, die nicht bestimmt waren für die Ohren pauschaler Touristen. Die warfen entrüstete Blicke herüber, und ihr Führer handelte den Gegenstand des kulturellen Interesses in Rekordzeit ab, um seine Schützlinge rasch außer Sichtweite dieser Peinlichkeit zu bringen. Die drei Tänzer stockten, schauten sich an und kugelten sich auf dem Boden aus Freude über die gelungene Posse.

Auf der großen Wiese, neben einer Gruppe von Stelen, teilten Gustavo und Ignacio mit Zak ihre mitgebrachten Früchte: Ananas, Orangen und Mangos. Sie redeten über den inneren Zustand der Einheit, der Verbundenheit mit allen Dingen, den sie durch ihre Übungen wieder herzustellen trachteten. Und Zak verstand auch, was sie ihm erklären wollten, aber es war nicht seine Art, die Dinge zu sehen. Dieses Konzept war ihm zu naiv, zu esoterisch, vielleicht auch nur zu intuitiv.

Also klinkte er sich aus, um im *Wald der Könige* zu lustwandeln, wie die Sammlung von Stelen genannt wurde. Offensichtlich hatte die namengebende Archäologin sich von der Denkweise der Maya

inspirieren lassen und die zwei Meter hohen Monolithe mit Bäumen assoziiert: An den Zweigen der *Ceiba* gedeihen die Menschen, am Stamm der Stele blühen Symbole, die Früchte des Menschen.

In Hufeisenform standen sie dort, jedem Herrscher seine Säule; sie wirkten wie die überaus dicken Deckplatten von Sarkophagen. Aus dem Stein war halbplastisch das Bild des Denkmalinhabers gearbeitet; stilisiert natürlich, aber es ließen sich doch individuelle Züge unter dem Kopfschmuck erkennen: eher mongoloid als indianisch. In die Seiten und den Rücken der Stele waren Hieroglyphen gemeißelt wie zwischen Ignacios Schulterblätter. Wahrscheinlich beschrieben sie bedeutende Ereignisse oder das Lebenswerk des Dargestellten. Die Verbindung zwischen Person und Geschichte aber ergab sich erst durch die Ornamente, die in alle Formen griffen und wie Bromelien auf dem Kopf, auf den Armen und in der Kleidung der Figur wucherten, zwischen den Schriftzeichen, alles umspannend und einbindend. Die Fratzen, die Schädel, die Augenhöhlen und Knochen, die Sterne, Tiere, Götter, Zähne und Federn, die Blüten und sogar die Zahlen – alles war auf geheimnisvolle Weise miteinander verknüpft in der Maya-Welt.

Wir dagegen sind gewohnt, zu analysieren, auseinander zu nehmen, Biologie von Physik von Mathematik zu trennen – uns ist klar, dass Begriff und Ding nicht dasselbe sind –, und erst wenn unsere Welt zerschlagen, digitalisiert ist, gehen wir daran, sie wieder zusammen zu setzen. Die Welt der Mayas aber ist noch gar nicht in Einzelteile gespalten; auch wenn sie schon die ersten Keile gesetzt hatten.

Nun kam der Nachmittag, und Zak trottete mit Gustavo und Ignacio durch den Wald zum nahe gelegenen Fluss. Dort badeten sie. Nackig schwammen sie gegen das braune Wasser und zum anderen Ufer. Sie warfen Steine, soweit sie konnten und schwammen wieder zurück.



Den Abend verbrachte Zak mit Gerald auf der Dachterrasse ihres Hotels. Sein Zimmergenosse gab dem Farbkarussell am Himmel

mit ein bisschen Gras zusätzlichen Schwung. Die Palette rotierte von hellorange bis tiefviolett durch alle Schattierungen. Blutrot, düster und intensiv wie Schwarzlicht. Gesehen hinter einem einzigartigen Muster von Zweigen und Kabeln, über den Ziegeldächern und den weißgekalkten Bauten von Copán.

Gerald nahm einen Zug und reichte den Joint weiter, dann lehnte er sich zurück und fragte: „Erinnerst du dich an den Altar, den wir uns gestern bei den Ruinen angeschaut haben?“

Zak nickte. Sie hatten gut fünf Minuten davor gestanden: Ein Mayagott trug eine Schale in der ausgestreckten Hand. Sein Gesicht sah aus wie ein Totenschädel, und der Hintergrund war mit stilisierten Wellen unterlegt.

„Mir ist gerade eingefallen“, fuhr Gerald fort, „was die drei Punkte bedeuten könnten, die über dieser Schale schwebten: Es könnten Blutropfen gewesen sein. Und das Ding, das in der Schale lag, könnte ein Herz dargestellt haben. Was meinst du, da haben diese Freaks wahrscheinlich Menschen geopfert?“

„Ja, vielleicht ... Jungfrauen wahrscheinlich.“

„Oder Fußballer.“

Zak lachte. „Wie meinst du das, Gerald?“

„Naja, sie haben wahrscheinlich nicht nur mit den Füßen gespielt. Aber ich habe gelesen, dass nach einem Ballspiel manchmal die Sieger geopfert wurden. Das muss wohl eine Ehre gewesen sein.“

„Ach, ist es nicht langweilig geworden, heutzutage? Nach dem Spiel ist vor dem Spiel ... Damals hat man sich wenigstens noch einen ordentlichen Kick geholt.“

„Verrückt, oder? Ein ziemlich unangenehmer Weg, Fußballgott zu werden. Die Sieger zu opfern! Das muss ja ein lahmes Gekicke gewesen sein.“

„Da bin ich doch froh, dass heute für die Menschen gespielt wird – und nicht mehr für die Götter.“

„Da wär ich mir nicht so sicher“, bemerkte Gerald. „Nein, wär ich mir nicht.“

Als es kühl wurde, gingen die beiden auf ihr Zimmer. Während Gerald las, hörte Zak die Kassette, die Laila für ihn aufgenommen

hatte. *Countryroads* hatte sich in seinem Ohr festgebohrt, und deshalb spulte er das Lied mindestens fünf Mal zurück, um es wieder und wieder zu hören – bis Gerald mit brutaler Gewalt gegen das Abspielgerät drohte. Also drehte Zak die Lautstärke etwas herab und ließ das Band durchlaufen. Doch als das Licht bereits ausgeknipst war und im Halbschlaf keiner mehr damit rechnete – nach genau 90 Minuten –, wisperte John Denver plötzlich wieder von blauen Bergen, Landstraßen gen Heimat und nebligem Mondlichtgeschmack.

„Es ist so schrecklich“, seufzte Gerald. Zak musste grinsen, als sein Zimmergenosse trotzdem zu pfeifen begann, ganz leise zunächst. Und als Zak einstimmte, gab es kein Halten mehr: Beide sangen sie aus voller Kehle – *„radio reminds me of my home far away ...“* – und lachten das ganze Hotel wach.

Nirvana. Wo Henry Morgans Schatz vergraben liegt

„Ah ja, kommt rein. Nur zu, immer rein in die gute Stube!“

Der Mann, der Nik, Ed und Zak so beflissen bei *Tony's* empfang, war vermutlich ein Gast, denn er hatte im Schlafsaal gelegen, und Zigarettenrauch quoll unter seinem Moskitonetz hervor, als er es lupfte, um sich den Neuankömmlingen entgegenzurappeln. Er wies ihnen Betten zu und erklärte auf Englisch, mit deutlich holländischem Anklang, die Hausordnung:

„Wie ihr seht, ist hier alles noch ein bisschen provisorisch; der Laden ist erst vor wenigen Wochen abgebrannt, müsst ihr wissen. Die Dusche funktioniert wieder, aber das Klo ist dreckig und voller Fliegen, also geht ihr am besten ins Meer scheißen. Das Meer ist überhaupt das beste Badezimmer ... Mein Name ist übrigens Peter ... Ah ja, und das Leitungswasser könnt ihr auch trinken, das mach ich seit drei Monaten ... Doch doch, offiziell ist das hier Malariagebiet, aber wie gesagt: Ich bin schon seit drei Monaten hier und hab noch nicht die Pest. Hab auch nie von einem Cholera-Fall gehört. Ja, was gibt's sonst noch? ... Ah ja, Tony hat einen kleinen Tresor, aber der ist eigentlich überflüssig. Hier klaut keiner was; darauf achte ich schon.“ Peter installierte sich in Cowboy-Pose. „Ich sag euch was: Wenn ihr Ärger habt, kommt ihr zu mir. Wenn ihr Ärger macht, komm ich zu euch!“

Dann lachte er rasselig, aber es mündete in einen Hustenanfall, was Zak Gelegenheit gab, Peter näher zu betrachten: Die getönte Brille, der verwegene Schnauzer, die braunen, kurz gelockten Haare, der goldene Ohrring, eine verblüffende Ähnlichkeit mit ... kein Zweifel: Er hatte hier den Proletenzwilling des jungen Peter Lustig vor sich (= der Erklär-und-Frickel-Guru seiner Fernseh-Kindheit).

Als Peter sich wieder erholt hatte, fuhr er fort: „Ja, wenn es irgendwelche Probleme gibt, dann wendet euch an mich. Tony hat mich gebeten, hier ein wenig aufzupassen und Ordnung zu halten ... Hier haben wir unseren Balkon, sehr schön alles, direkt am Strand, nicht wahr. Aber in den Sand solltet ihr euch nicht legen. Eine Menge Sandfliegen, also am Steg ist's besser. Dort drüben, die weiße Linie, die ihr im Meer seht, wo sich die Wellen brechen, da ist das Riff. Flossen könnt ihr im Moment nicht leihen, die sind alle verbrannt. Aber ihr könnt locker rausschwimmen, es ist wunderschön, ich schwimme zweimal täglich. Man kann dort Schildkröten sehen. Schildkröten, Barrakudas, Mantas, alles Mögliche. Ein wunderbarer Ort zum Kacken; vielleicht bekommt ihr so auch Haie zu sehen.“

Nik und Ed, mit denen Zak angekommen war, pfefferten ihre Sachen auf die eigelben Matratzen und zündeten sich Zigaretten an. Zak blieb auf dem Balkon stehen und blickte aufs Meer hinaus. Die Sonne würde gleich untergehen, wenn auch auf der abgewandten Seite ... Eigentlich hatte er ja nach Tela gewollt, nachdem er sich heute früh um fünf von Gerald verabschiedet hatte; dann aber hatte er den Ausstieg verschlafen und war in La Ceiba gelandet, wo er Nik und Ed, zwei Amis, kennen lernte. Nun also die Insel Roatán, West End Village, der Balkon von Tony's Lodge.

Der Schlafsaal unterm Dach mochte als Buschkrankenhaus durchgehen: In den Dachschrägen hingen löchrige Moskitonetze über den Reihen von Betten. Im Mittelgang lustwandelnd: Schwester Petra Lustig, billige Placebos verteilend, um sich den guten Stoff selbst einzufahren. Die Wände des Erdgeschosses waren noch nicht wieder vollständig verkleidet; Tony hatte sein Heim mit Pappe ausgebessert. Es gab weder Strom noch warmes Wasser, aber es war billig, und das Schild, das Tony draußen an einen Balken genagelt hatte, wies ja eindeutig darauf hin, dass man sich hier jenseits der materiellen Welt bewegte: *Paradise Bay*, ja, mit „c“. Als wäre die Welt von unsichtbaren Leitfäden durchzogen, nur spürbar für denjenigen, der gewillt und offenen Sinnes ist (und den Lonely Planet besitzt) – ja, es hatte dieser Ort sein müssen!

Und was stand als nächstes auf dem Plan? Fisch essen. Einfach treiben lassen, passt schon ... alles *perfect!*



Eine Gruppe versteinerner Gehirne liegt auf dem Grund des Meeres und rechnet langsam, aber stetig wie die Strömung vor sich hin. Papageienfische umschwärmen die Korallenstöcke, knapsen an ihren Synapsen und tragen die Ergebnisse der jahrhundertelangen Gedankenarbeit in alle Ecken des versunkenen Königreichs, während fette Barsche mit wulstigen Mäulern und Matten von Orden an der Brust zwischen Felsen promenieren. Dunkel und verschwommen ragen sie weit hinten auf. Ein Ammenhai, stahlgrau, elegant geschnitten und kraftvoll wie ein Sportwagen, gleitet nachlässig über Sand; mit einem Zucken seines Schwanzmuskels bringt er sich außer Sicht. Bolzenförmige Barrakudas patrouillieren stumpfsinnig ihr Revier, und dem Clownfisch, plastikbunt, einem Spielzeugladen entschwommen, sind seine Possen verflossen. Mit dem unsichtbaren Schwall ... tanzen Fächerkorallen und Seegras auf der Innenseite des Riffs. Und die Ringe auf dem weißen Rücken des Rochens erzählen die ganze Geschichte. Von Mangel und Überfluss, Räubern und Beute, Schweben und Strömung. Unberührbar, lautlos. Aufgebaut aus Myriaden schimmernder Blasen, aus den bizarren Träumen der Blasendenker.

Für den wahrhaft liebenden Taucher bedarf es keiner Ermahnung, diese Schönheit nicht zu stören – selbst wenn sie so nett formuliert ist wie auf jenem Pappschild, das an der Tür der Tauchschule hängt, oben in der anderen Welt:

*Take only pictures,
leave only bubbles,
don't touch the coral!*



„Es ist wunderbar!“, rief Zak, während er seinen Körper aus dem Wasser und auf den Steg hievte. Neben ihm blitzte ein kleines Hartschalenboot, die *Smoke*, in der Morgensonne.

„Ja, hast du was Besonderes gesehen?“ Eds rundlicher Kopf wuchs hinter einem Buch hervor. Gewöhnlich sprach Nik für sie beide.

„Ob ich was gesehen habe? Vier Pilzköpfe in einem gelben U-Boot, das ist die Karibik, Mann! Es ist fantastisch, schwimm selbst mal raus ... Was liest du denn da?“

„*Dharma Bums* von Jack Kerouac. Kennst du es?“

Zak war begeistert: „Ja klar – das heißt: Nein, ich hab’s noch nicht gelesen, aber *On the road* natürlich ...“

„*Dharma Bums* ist nachdenklicher als *On the road*, aber irgendwie doch sehr ähnlich ... Kerouac ist eben ein Sucher, der niemals irgendein Ziel finden wird, weil er das Suchen zu sehr romantisiert.“

„Andererseits wird man selbst von bestimmten Büchern genau zum richtigen Zeitpunkt gefunden, oder? ... Bei mir war’s jedenfalls so. In gewisser Weise hat mich Kerouac zu dieser Reise angestiftet.“

„Naja, es ist eigentlich Niks Buch“, erklärte Ed etwas verlegen. „Er ist der Kerouac-Experte“,

Nik hatte schon die ganze Zeit unter Spannung gestanden: „Ja, Kerouac ist mein Lieblingsschriftsteller – auch wenn Ed mich immer davon abbringen will. Ich mag ihn einfach, auch weil er Buddhist ist wie ich ... Kerouac, mein ich ... aber dich auch, Ed! ... Er lässt einen so uneingeschränkt an sich teilhaben, und du fühlst dich einfach verstanden! – Hey, der schreibt genau so, wie ich mich fühle! Atemlos, ja, ja, das ist es, Mann! *Can you dig it?!*“

„Genau das ist der Satz, auf den es ankommt, Mann!“ – Auch Zak wollte plötzlich nur noch in Ausrufezeichen sprechen: „*Can you dig it?!* – Sich reinschaffen! Alles spüren, alles werden, was der andere ist, in nur dem kleinen Nu, das zur Verfügung steht!“

„Sieht aus, als hätten wir denselben Büchergeschmack“, bemerkte Nik. „Ich habe gestern auf der Fähre gesehen, dass du eins von Nietzsche liest. Welches ist es?“

„Also sprach Zarathustra – ein zähes Ding, ich habe es vor langer Zeit angefangen, immer wieder unterbrochen, aber nun bin ich auf den letzten Seiten angelangt.“

Nik war ganz hin und weg und rückte sich aufgeregt die Baseballkappe zurecht, die er stets mit dem Schirm im Nacken trug: „Mann, Bruder, Bodhisattva! – Ed, stell dir vor, Zak hier liest gerade das Buch, das ich erst kürzlich gelesen habe! Auf dieser Reise, Zak! Das kann doch kein Zufall sein, das hat doch was zu bedeuten ... karmische Synchronisation oder so was!“

Auch Zak freute sich. Unter der steigenden Sonne, die sie ganz salzig spannte, erzählten sie sich Leseabenteuer und Reise geschichten, und Zak war selbst überrascht, wie viel er schon erlebt hatte. Hier, im West End, fühlte er sich unverhofft angekommen und nicht mehr so weiter-weiter-weiter.

Nik und Ed waren Ende Zwanzig und wohnten in Los Angeles. Ed stammte jedoch aus Michigan und Nik aus New York, was ihre unterschiedlichen Akzente erklärte. An Wochenenden traten sie in Cafés und Kneipen auf, wobei Ed Gitarre spielte und Nik seine buddhistischen Gedichte vortrug. Sie schrieben zusammen Drehbücher, und nachdem es ihnen vor drei Monaten gelungen war, eins mit dem Titel *Burning Bridges* an einen Typen aus Hollywood zu verkaufen, hatten sie ihre bisherigen Jobs geschmissen und waren losgezogen: eine flammende Spur auf ihrem viermonatigen Weg über die mittelamerikanische Landenge zu zeichnen, wie Nik pathetisch erklärte – das musste der Nietzsche-Einfluss sein.

Ein Mann kam über den weißen Sand zum Steg gelaufen, im Slalom den jungen Palmen ausweichend, die kniehoch vor dem Haus wuchsen. Er trug einen Kanister und rauchte eine kubanische Zigarre. Sein krauses Haar war fleckig grau: Ringe wie bei einem Rochen, dachte Zak. Als er den Steg erreicht hatte, tippte er sich mit der freien Hand an den imaginären Hut und kletterte in die *Smoke*, um den Tank zu füllen.

„Bist du Tony?“, fragte Nik.

Tony nickte und erkundigte sich, wie es ihnen hier gefalle.

„Das ist Zak, das hier ist Ed, und ich bin Nik ... Nikolas“ stellte Nik sie in seiner leicht lispelnden Art vor. „Es ist ein wunderschö-

ner Fleck Erde, den du hier hast, Tony ... Wir haben von dem Brand gehört, Peter hat es uns erzählt. Muss ne Menge Arbeit sein, das alles wieder aufzubauen.“

„Yes, ne Menge Arbeit“, brummte Tony. „War ein feines Gebäude vorher; wird es auch wieder, wenn nicht noch so was passiert.“

„Warum sollte ... oder – ist der Brand etwa kein Unfall gewesen?“

Tony unterbrach seine Arbeit, richtete sich auf und zog tief an seiner Zigarre. (Nik würde später behaupten, Tony habe inhaliert.) „Man kann natürlich nichts beweisen, aber es war kein Zufall, sage ich. Die Sache ist die: Auf der Insel werden im Moment ne Menge neuer Hotels gebaut. Hotels und Bungalows und Cabañas. Und ich bin der einzige hier in der Gegend, der die Preise niedrig hält ... Dort vorne, die blitzblanken Cabañas, die ihr seht, stehen erst seit wenigen Monaten. Sie sind teuer, und die Besitzer verdienen viel Geld damit ... Man hat mir ein Angebot gemacht, mein Land zu verkaufen. Ich habe abgelehnt, und zwei Wochen später stand meine Lodge in Flammen. Zum Glück wurde niemand verletzt ... Mehr kann ich dazu nicht sagen.“



Die Gitarre stand in einer Ecke des Balkons. Zak schaute sich um, ob er niemanden quälen würde; er kannte nur wenige Griffe. Nik und Ed hatten sich zu einem Tauchkurs eingeschrieben, und Peter schlief noch tief und rasselnd unter dem Netz, das die Moskitos vor seinem gärenden Blut bewahrte. Die Engländerin und der Chilene waren frühstücken.

In den vergangenen drei Tagen hatte Zak Gelegenheit gehabt, seine Pappenheimer etwas kennen zu lernen: Tony schlief unten in seiner Hängematte; sonst sah man ihn nur mit allen Arten von Werkzeugen hantieren, und stets hatte er eine Zigarre am Glimmen. Mit Nik und Ed hatte sich eine kleine Freundschaft entwickelt. Wie er schon anfangs festgestellt hatte, war Nik der Autor der flotten Sprüche und ausgefeilten Dialoge, während Ed sich um

den angemessenen Rahmen bemühte. Die breitgesichtige Engländerin dagegen schien völlig humorlos zu sein. Sie vergnügte sich auf ihre Art mit dem Chilenen, der schon länger auf der Insel weilte und Schmuck verkaufte. Ein geschäftsmäßig freundlicher Typ mit unangenehm hoher Stimme. Peter jedoch entwickelte sich zum Kuriosum. Sie hatten nur wenig miteinander gesprochen, aber es war nicht zu übersehen, dass er sich systematisch kaputt machte. Besinnungsfrei, alles dreht sich, so legte Peter sich auf sein Sterbebett, wenn die Zeit gekommen schien. Doch röchelnd und einige Grad zu kühl geschwitzt kroch er jeden Morgen von neuem aus seiner Gruft. Und schon nach der ersten Zigarette verschwand die Leichenblässe aus seinem Gesicht, nach dem ersten Schluck hörten die Hände auf zu zittern, und sein peterlustiges Lächeln kehrte wieder. Es war eine erstaunliche Anpassung an diesen Dauerzustand, dass Peter bei all dem weitgehend klaren Kopf behielt und tatsächlich die Hausordnung hochhielt, so hoch er eben konnte.

„Nein, nein ... A mol – E – A mol. So geht die letzte Zeile.“

Zak fuhr überrascht herum. Er hatte Peter nicht kommen gehört.

„Habe ich dich aufgeweckt?“

„Ja, natürlich, bei dem Krach kann ja kein müder Knochen schlafen. Aber das ist auch gut so, denn ich hatte gar nicht vor, meinen Geburtstag zu verpennen.“

Erst jetzt fiel Zak auf, dass sie deutsch miteinander sprachen. Er grinste und gratulierte Peter. Der zwängte sich zwischen zwei Holzstühlen hindurch und ließ sich in einen derselben plumpsen, streckte die Beine aufs Geländer und zauberte eine Gallone braunen Rums hervor.

„Offensichtlich hast du auch nicht vor, deinen Geburtstag nüchtern zu verbringen.“

„Ich sauf jeden Tach, ehj ... Das macht mir nich' so viel.“ Peter wirkte für einen Augenblick betroffen, ob dieser realistischen Selbsteinschätzung. „Aber so ein Geburtstag ist natürlich was Besonderes. Ich werd gleich mal gucken, ob ich was Koks organisieren kann.“

„Kriegt man das denn so einfach hier?“

„Oh ja, es ist natürlich was teurer als auf dem Festland, aber eigentlich lebt man hier ja billig und gut ... Ich sag dir: Silvester hatten wir ne Super-Party. Ein riesiges Lagerfeuer, dort drüben, ne Menge Rum und ne Menge Koks. Ich bin ums Feuer getanzt, sag ich dir, ehj. Aber nicht allein ... Bienen hatten wir da.“ Er spitzte die Lippen und küsste seine Fingerspitzen, ganz der schwärmende Chefkoch: „Ich hatte eine hübsche Schwedin. Blond, hoho. Kaum zwanzig Jahre alt.“ – Lean Cuisine. „Hier, halt mal!“

Peter reichte Zak die Gallone und begann, sich einen gewaltigen Geburtstagsjoint zu drehen. Hinter ihnen rumpelte es, und aus einem alten Kassettenrecorder trompetete argentinischer Ska. Der Chilene schob seinen Kopf auf den Balkon hinaus und fragte mit seinem seltsamen Stimmchen, ob jemand Feuer hätte. Peter antwortete ihm auf Spanisch, er könne auch gerne mitrauchen, denn er habe Geburtstag, und alle seien eingeladen, solange der Vorrat reiche. Der Chilene rauchte, dann verschwand er wieder.

„Du sprichst sehr gut Spanisch, Peter. Warst du öfter in Lateinamerika?“

„Einige Male, aber nie am selben Ort.“

„Wahrscheinlich kannst du dich nirgends mehr blicken lassen.“

„Ja genau.“ Peter grinste. „Zuhause flieg ich auch immer aus allen Kneipen raus ... In Copán zum Beispiel hatten wir uns zwei Pferde gemietet, ein Freund und ich, und wir hatten uns auch einige Kracher besorgt. Richtig dicke Knaller. Kurz vor Silvester. Ich war so besoffen, sag ich dir, ich glaube, ich bin rittlings durch die Stadt geritten und habe mit Böllern um mich geworfen, hoho! Mein Pferd ist natürlich durchgebrannt und hat mich irgendwo vor der Stadt abgeschmissen ... Nein, ich geh nicht zweimal an denselben Ort ... Naja, außer in Venezuela, da war ich drei Mal.“

„Und was machst du so in Holland?“

„Gas-Wasser-Scheiße, sagt man, nicht wahr. In Holland arbeite ich als Klempner. Immer ein halbes Jahr oder so, bis ich genug Geld habe, um mich wieder vom Acker zu machen. Auch ein halbes Jahr in der Regel. Hier werd ich drei Monate bleiben.“

„Hast du keine Familie, keine Kinder?“

„Nein, keine Frau, bei mir hält es keine lange aus. Meine Freunde sagen, ich sei eine Sau. Und ich muss sagen, sie haben Recht.“ Peters Miene torkelte zwischen Stolz und ehrlichem Bedauern. „Ich bin vor nix fies, sag ich dir ... Einmal, da war ich mit meinen Freunden in Amsterdam, und da stand diese fette Hure hinter Glas. So fett, dass sie kaum ins Fenster passte. Da wurde selbst meinen Freunden schlecht – und das sind auch Schweine – und sie sagten: Peter, wenn du diesen Klotz fickst, dann zahlen wir dir hundert Gulden drauf. Aber wir wollen zugucken ... Und ich habe ihnen gezeigt, wer das größte Schwein von allen ist.“

Als Peter anhub zu trinken, war es, als stünde die Gallone still, als sei sie der Kraftmittelpunkt der Welt. Und Peter drehte sich um diese Flasche. Sie wedelte ihn durch die warme Luft, als sie seinen Mund an ihren Hals führte. Sein Bart flatterte, der Ohrring zeichnete zittrige goldene Kreise, der Rum schüttelte ihn, bis ein trockenes Lachen aus ihm herauspurzelte.

Zak nahm einen kleinen Schluck. „Aber Kinder hast du ... ah, ich verstehe ... in Venezuela?“

„Ja, genau. Deshalb war ich drei Mal da ... Das heißt, das erste Mal war's noch freiwillig, hehe! Die Kleine kommt ganz nach ihrer Mama. Die war nämlich ein Modell. Direkt vom Laufsteg ist sie zu mir gekommen, und fünf Minuten später haben wir in der Garderobe gebumst ... Aber es ist besser für alle, wenn die Kleine mich nicht mehr sieht. Wie bereits gesagt ...“

Eine Weile saßen sie schweigend da und tranken, bis Peter verkündete, er müsse sich nun um das Koks und um seinen Magen kümmern.

Der angeduselte Tag verging für Zak schnell mit einer Strandwanderung und etwas Lesen und Schreiben. Am Abend dann trafen sich alle Bewohner von Tony's Hütte auf dem Balkon, um Peter zu feiern, der sich routiniert im Brennpunkt des allgemeinen Interesses verheizte. Er klampfte auf seiner Gitarre und verbreitete zotige Lebensweisheiten und den zweifelhaften Ruhm seiner fiesen Abenteuer, während die anderen ihr Bier oder seinen Rum tranken und sich bereitwillig unterhalten ließen. Peter schien

bereits überall gewesen zu sein und alles erlebt zu haben, und obwohl seine Worte schillerten wie Pfauenfedern und gleichsam einen mageren Vogel aufplusterten, klangen sie im Grunde doch echt und ehrlich.

„... bin mit siebzehn von zu Hause weg und Fremdenlegionär geworden; hatte was ausgefressen. War aber eine schöne Zeit, viele Frauen, massives Saufen. Ich war in Afrika stationiert und ...“

Nik beugte sich zu Zak und flüsterte ihm zu: „Hast du den gleichen Gedanken wie ich? Wie er so dasitzt, fehlt nur noch das Holzbein und der Enterhaken. Als Pirat hätte Peter es weit gebracht, er ist nicht dumm. Er spricht Englisch, Französisch, Holländisch und Spanisch ...“

„Und Deutsch ... Du hast Recht, Peter ist ein echter fliegender Holländer ... und er passt ziemlich gut hierher.“

„Roatán ist ja ein altes Seeräubernest. Fünftausend Piraten sollen hier gelebt haben zu Henry Morgans Zeiten, in befestigten Dörfern, ständig auf der Lauer: Wann zieht die nächste fette Galeone vorbei, wann gibt es den nächsten Kampf, das nächste Gelage? ... Glaubst du, dass er schon immer so war?“ Nik tat, als stelle er ein Fernrohr auf Peter ein. „Ich meine: Wird man als Pirat geboren oder ist in seinem Leben was vorgefallen, dass er sich dermaßen kaputt macht?“

„Schwer zu sagen. Warum auch immer er von zu Hause abgehauen ist – man muss schon eine Veranlagung haben, um bei der Fremdenlegion zu landen. Vielleicht ist dort was vorgefallen, auf das er nicht klarkommt. Vielleicht hat er getötet, oder ein Kumpel wurde getötet, wer weiß das schon?“

„Nun, er scheint sich durchaus im Klaren zu sein, was er sich da antut. *It's better to burn out, than to fade away*, um Neil Young hervorzukramen. Man muss ihn nicht bedauern.“

Inzwischen hatte Ed sich die Gitarre geschnappt, die Peter endgültig gegen eine zweite oder dritte Gallone getauscht hatte, und Zak begann zu Eds jazzigem Geklimper zu pfeifen. Nik, der mit den Fingern auf dem Geländer trommelte, schaffte sich ziemlich rein und schlug vor, sie sollten ein richtiges Lied miteinander

spielen, eins das jeder kennt. Ed forderte Zak auf, ihm den Einsatz zu geben, er würde die Akkorde schon finden, und Zak flötete also, warum auch immer, *Neunundneunzig Luftballons*. „Hey, kein Problem!“, rief Ed und sang dazu mit.

Alle lachten mit ihnen, bevor sie hinunter zum Strand gingen, um ein Feuer zu entfachen. Nur Peter beschloss, sich vorher noch ein Hühnchen zu braten, packte seinen Campingkocher aus, und verkündete im Brustton der Überzeugung: „Wer saufen will, der muss auch fressen.“

Es war Nik, der eine Tüte Marshmallows hervorzauberte und darauf bestand, diese am Lagerfeuer zu rösten. Also schnitzten sie Zweige zurecht, um den wabbeligen Mäusespeck darauf zu speißen.

„Nicht so vorsichtig, Zak“, ermahnte Nik. „Du musst deinen Marshmallow ganz ins Feuer halten ... siehst du, so wie ich. Er darf ruhig ein bisschen brennen.“

„Oh Mann, ihr Amerikaner mit eurer beschissenen Esskultur – *Marshmallows rösten!* Guck mal, der ist ja schon ganz verkohlt!“

„Das muss auch so sein: außen knackig knusprig und innen speckig weich – eine unglaubliche Geschmackssinfonie!“

„Da krieg ich ja Krebs von! Die Flammen werden ganz grün von den Dingern.“

„Man sagt ihm allerdings eine gewisse halluzinogene Wirkung nach, diesem unscheinbaren verkohlten Mäusespeck.“

„Na, wenn das so ist ... *buen provecho*, möge es nützen!“

„Wo ist eigentlich Peter? Schließlich ist es sein Geburtstag, und er ist bestimmt auch an unserer kleinen Kreation interessiert.“

Zak stimmte zu und machte sich auf den Weg um nachzuschauen. Als er wieder den rohen, schummerigen Saal betrat, mit den zehn Matratzen und den zehn darüber schwebenden Netzen, verfiel er sich in ein Bild, das ihn schmerzhaft an Lívíngston erinnerte – an den dollargrünen Konsul: Peter Unlustig lag mitten im Gang, vor dem Topf mit seinem verkochten Huhn und war eingeschlafen ... Einer, der in der falschen Epoche geboren worden war – aufgelaufen auf eine verfluchte Sandbank, gestrandet dort, wo man nur noch Verwendung hatte für Kaufleute, Compu-

terfuzzis und Klempner. Zak schaltete den Kocher aus und starrte eine Weile auf Peter. Die Welt schien voll zu sein mit dollargrünen Konsuln ohne Amt und schiffbrüchigen Piraten ohne Wasser unterm Kiel.



Als Zak allein zum Feuer zurückkehrte, waren der Chilene und die Engländerin verschwunden, und mit Dutzenden karbonisierten, karzinogenen, karminativen Marshmallows im Bauch, begann auch Eds Tatendrang zu erlahmen. Nik und Zak aber, die sich gut unterhielten, landeten in einer durchgestylten Bar am Ende eines Anlegestegs. Durch die Ritzen zwischen den Holzbohlen sahen sie das durch Scheinwerfer erhellte Wasser und einen gewaltigen Rochen, der unter ihrem Tisch hinwegzog.

Nik setzte ihr Gespräch fort, nachdem sie bestellt hatten: „Weißt du, ich hab eine Menge Bücher zu Hause, Bücherregale voll mit Büchern – Literatur, Biologie und Geschichte – über alles und jeden. Ich will alles wissen und verstehen, ich verschlinge alles und versuche, daraus zu lernen, und oh!, ich versuche es wirklich. Aber es ist hart und tut manchmal ganz schön weh. Dann denke ich: Du wirst verrückt über all diese aneinander gereihten Buchstaben – was ist das nur für eine vergebliche, nutzlose Aufgabe, eine Verbindung zwischen ihnen herzustellen? Und zu meinen Fragen.“

Da konnte Zak sich gut einfühlen: „Ja, es ist anstrengend, Antworten zu finden. Und am Ende sind sie doch immer nur für einen selbst gültig. Und dann, wie soll man an sie glauben? ... Vielleicht ist das die große Aufgabe.“

Nik nickte: „Zak, Bruder! Das ist es, das ist der Grund, warum ich Buddhist geworden bin.“

„Ich glaube, nun ist der Zeitpunkt gekommen, an dem du mir bitte erklären musst, wie der Buddhismus funktioniert. Ich habe zwar *Siddhartha* gelesen, aber den ganzen Dharma-Nirvana-Kram hab ich noch nie verstanden.“

„Gerne. Eine einfache Frage zum Einstieg. Bist du glücklich?“

„Mann, das ist eigentlich eine ziemlich schwierige Frage. Nun ... Obwohl ich Anlass hätte, die meiste Zeit meines Lebens glücklich zu sein, bin ich es nicht. Ich kann allerdings auch nicht sagen, dass ich unglücklich bin. Es gibt noch viele Zustände dazwischen. Jedenfalls glaube ich nicht, dass Glück mein Lebensziel ist. Sonst wäre ich vermutlich nicht hier ... zumindest nicht allein.“

„Hey Brother!“, Nik griff seinen Arm. Er war sehr begeisterungsfähig. „Du bringst gute Voraussetzungen mit ... Okay, der Buddhismus, also es geht ganz schnell ... Das Leben ist Leiden. Die Gier ist die Ursache des Leidens. Die einzige Möglichkeit zur Beendigung des Leidens ist die Aufhebung der Gier. Dazu muss der achtfache Weg der Selbstzucht beschritten werden ... Vier Sätze – der kleine Buddhismus, voilà!“

„Tschuldigung, ich komm da so schnell nicht mit. Lass uns der Reihe nach vorgehen.“

„Wie gesagt: Vielleicht fällt es dir nicht allzu schwer, die erste Wahrheit zu akzeptieren, weil du kein Glückssucher bist: Das Leben ist Leiden.“

„Mhm, das sagt also Buddha? ... Das Leben ist Leiden – über diese Aussage kann man aber streiten.“

„Ich gebe zu, es ist auf den ersten Blick eine recht pessimistische Einschätzung ... aber wenn wir ehrlich sind ... Alles ist vergänglich, und deshalb werden wir alles, nach dem wir streben und das wir vielleicht sogar erreichen, früher oder später wieder verlieren, nicht wahr? Nichts ist von Dauer.“

„Zugegeben – aber trotzdem gibt’s in der Welt doch eine Menge schöner Dinge zu erleben.“

„Der Schmerz ist von Beginn an in jeder Freude enthalten. Beständigkeit ist der Maßstab für wahres Glück – und Beständigkeit gibt es nicht. Selbst in den Zeiten, in denen wir frei sind von Alter, Krankheit und Trauer, also den Erscheinungen, die uns primär Leiden bringen, werden wir grundlegend bestimmt durch unsere Ängste. Man braucht sich doch bloß umzuschauen ...“ Nik holte tief Luft und rezitierte:

„All diese kleinen Ticks und Geisteskrankheiten,
denen wir in einem unserer Sanatorien
oder an einem beliebigen Bahnsteig begegnen.
Max, Max, wo willst du hin?, ruft die alte Dame.
Doch Max hört nicht, will weg, will seine Runde gehn.
Sein nichtiges kleines Leben.
Eine Frau zuckt mit dem Kopf,
will keinem in die Augen sehen;
gehetztes Wild, gezwungen zu warten.
Und Männer allen Alters gehen auf und ab,
verkrampfen die Hände in den Manteltaschen;
nervös – denn der Zug wird gleich kommen
oder eben nicht.

Das ist von mir“, sagte Nik. „Eines der Gedichte, die ich normalerweise mit Ed vortrage. Er ist ziemlich gut darin, so was zu vertonen ... Also. Wer hat keine Angst, Mann?! Ich habe Angst, du hast Angst! Angst davor, etwas zu verlieren, zu gewinnen, nicht mithalten zu können, Angst vor der Scham und Angst betrogen zu werden. Deshalb quälen wir uns, zwingen uns in Rollen, deshalb ist das Leben Leiden, sagt Buddha, denn der Wunsch ist der Vater der Angst ... Seid leidenschaftslos, dann seid ihr das Leiden los! Yeah!“

Zak musste lachen ... „Da muss ich noch mal drüber nachdenken. Aber ich gebe zu, auf den ersten Blick ist was dran ... Und was hat es mit der Gier auf sich – aus buddhistischer Sicht, meine ich?“

„Ich erwähnte es bereits. Sie ist die Ursache für das Leiden. Man sollte hier noch ergänzen: sie ist die Ursache der Wiedergeburt.“

„Ja, das habe ich auch noch nie verstanden.“

„Da muss ich ein wenig ausholen. Natürlich gibt es mehrere Schulen des Buddhismus, die wir aber hier nicht weiter unterscheiden wollen. Grundlegend ist Folgendes: Alles unterliegt einem ewigen Kreislauf, genannt *Samsara*. Das bedeutet, alles Lebendige kehrt wieder und wieder. Andererseits gibt es keine Seele, die wiedergeboren werden könnte. Alles ist leer, sagt Budd-

ha und meint: Es existiert nichts Beständiges, nicht einmal im Menschen ... Ist es nicht so, dass die Welt hinter den Formen uns manchmal leer erscheint? Und wenn wir ehrlich sind: sogar meistens! ... Fühlst du dich etwa real, Zak, wenn du dich mal ruhig im Spiegel betrachtest? Ist es nicht manchmal schon absurd, wenn du beim Pinkeln auf die Wand oder auf deinen Schniedel schaust? ... Sind wir mehr als ein Ort, an dem Dinge geschehen? Unser Körper ein Amtsgebäude, an dessen Rezeption die sinnlichen Reize Formulare ausfüllen müssen, um als Wahrnehmung zugelassen zu werden; dann werden sie von Zimmer zu Zimmer geschickt, bis sie vielleicht eine Synapse erwischen, die ihr Gesuch in Form einer Geistesregung an das Bewusstsein weiterleitet, wo es schließlich durchleuchtet, kontempliert und abgestempelt wird. Darin erschöpft sich doch unser Sein ... in Amtswegen ... Und alles was wir tun, geschieht nur, um uns von dieser fürchterlichen Leere abzulenken. Ist es nicht dies, was wir fürchten? – dass es eines Tages keine Ablenkung mehr geben wird!“

„Eines Tages wird es keine Ablenkung mehr geben“, wiederholte Zak leise. „Aber wie kann eine nichtexistente Seele wiedergeboren werden?“

„Wir leben in einer Welt der oberflächlichen Erscheinungen ... Du kannst dir eine Billardkugel vorstellen, die eine andere anstößt, ihr einen bestimmten Impuls gibt, der Geschwindigkeit und Richtung festlegt. So setzt unsere Lebensführung die Bedingungen für die neue Existenz ... Womit wir beim Karma wären. Das ist so eine Art Punktekonto der guten Taten oder Tatabsichten. Je mehr Punkte, desto besser wird deine Chance, nicht als Frosch oder Texaner wiedergeboren zu werden ... Aber wie gesagt, es ist wie beim Billard: Du stößt nur diese neue Existenz an, du wirst dich nicht erinnern, was vorher war.“

„Und wenn du die letzte Stufe erreicht hast, was dann? Hast du dann gewonnen?“, fragte Zak spöttisch.

„Auf jeder Stufe ist das Leben existentielles Leiden.“ Nik ließ sich nicht provozieren. „Es geht deshalb gar nicht so sehr um eine bessere Wiedergeburt. Diese bringt uns höchstens in eine bessere Position, um das endgültige Ziel zu erreichen: Nämlich aus dem

Samsara auszubrechen. Damit wäre die ewige Wiederkehr des Leidens beendet.“ Nik blickte für einige Sekunden durch die Bodenspalten ins Wasser unter ihnen. Ein Schwarm kleiner Fische erschreckte sich dort vor etwas Großem und flitzte davon. „Eigentlich ist es ja ein schrecklicher Gedanke, dass sich alles ewig wiederholen soll“, sagte Nik. „Deshalb ist das endgültige Erlöschen das Ziel. Im *Nirvana* aufzugehen. Und das kannst du nur erreichen, indem du über Unwissenheit und Gier siegst: Eben die Ursachen für das Leiden ... Und diesen Weg kann man nur mit Güte und Mitleid gehen – jedenfalls ohne Leidenschaft.“

„Du widersprichst dir ja! Denn wer ein Ziel hat, nämlich die Erlösung zu finden, der ist nicht leidenschaftslos, und der kann nie die Buddhaschaft erreichen.“

„Da hast du Recht, das Ziel muss erlöschen, bevor es erreicht wird. Das ist ein Teil der Lehre – der schwierigste sozusagen.“

„Ein Freund von mir hat mal gesagt: Buddhismus heißt Scheißegal – aber drüber nachdenken ist erlaubt.“ Es entstand eine kleine Pause, dann fuhr Zak fort. „Wenn ich dich richtig verstanden habe, ist das Leiden deshalb so alles durchdringend, weil kein Glück von Dauer sein kann, weil es eben keine Ewigkeit gibt ... Und Buddha folgert daraus, dass wir aufhören sollen, irgendein Glück anzustreben ... Etwas daran stört mich: Ich kann doch durchaus ein Glück als solches anerkennen, auch wenn es mir nur für eine kurze Zeit gegeben ist. Ein schöner Tag ist ein schöner Tag und kann eine Menge Kraft geben ... Wenn Ewigkeit die Bedingung für Wesenhaftigkeit ist, dann ist die Welt leer – meinetwegen. Aber das ist doch wohl eine Definitions- oder Glaubensfrage: Eine Seele, ein Körper, ein Glück muss nicht zwingend zeitlos und ewig sein. Die Ewigkeit dauert, solange kein Ende abzusehen ist, oder?“

„Hey, du versuchst ja, mein Weltbild ins Wanken zu bringen“, lachte Nik. „Aber ich will dir mal was sagen: Im Grunde sieht der Buddha das ähnlich wie du. Ein Glück muss nicht ewig sein. Es ist nur so, dass kein Mensch länger als einen kurzen Moment in der Gegenwart weilen kann. Du denkst bei allem, was du tust, die Vorgeschichte und die Konsequenzen mit, die Vergangenheit und

die Zukunft. Jedes Glück hat sein wofür und wogegen und kann deshalb nicht das letzte Ziel sein ... Deshalb sagt der Buddha: Der Mensch muss alles Sein, einschließlich seiner selbst, als Selbstzweck begreifen. – Aber wer kann sich schon einen *Selbstzweck* vorstellen? Schon das Wort ist ein Widerspruch in sich ... Der Selbstzweck ist eine Glaubensfrage, und umgekehrt ist der Glauben ein Selbstzweck ... Man muss in sich selbst ruhen, um diese Gegensätze überbrücken zu können. Muss sich seiner eigenen inneren Leere annehmen, wie eines leeren Bogens Papier oder eines Raumes, den es mit Farben, Formen oder Klängen zu füllen gilt ... Der Rest der Lehre ist unwichtig und Beigabe; da hast du vielleicht Recht, Zak. Der Buddha Siddhartha weist nur einen Weg unter vielen möglichen.“

„Trotzdem ist mir das Ganze irgendwie zu nihilistisch.“

„Lass mich dir noch eine einfache schwierige Frage stellen, Bruder. Wovor hast du Angst?“

Zak zögerte ... „Ich habe keine Angst um mich, glaube ich. Meine Angst dreht sich nicht um Gesundheit oder Geld oder materielle Dinge, die Zukunft ist es auch nicht direkt, obwohl sie mich schon beschäftigt ... Aber du willst eine positive Antwort hören, das ist schwer, da muss ich mich rantasten ... Es ist so, dass es mir manchmal schwer fällt, mit Menschen zu reden: Ich fühle mich fremd, finde keine Gesprächsthemen; vielleicht denke ich auch nur zuviel nach. Nicht immer, nicht im Moment, aber manchmal. Dieser ganze *Smalltalk*, dieses belanglose Geschwätz erscheint mir dann so nichtig und verachtenswert ... bis ich mich selbst dabei ertappe ... Man dringt nie zu jemand anderem durch – zum Kern. Vielleicht ist das ja eine Illusion, wie du sagst, und es gibt keinen Kern. Und man wäre glücklicher, wenn man das akzeptieren könnte. Jedenfalls fordert es mir bisweilen eine große Anstrengung ab, das Spiel mitzuspielen. Beantwortet das deine Frage? ... Nein? Also gut: Wovor ich wirklich Angst habe ... das ist vielleicht tatsächlich die Leere, nein ... die Gleichgültigkeit ... Nicht lieben zu können. Das wird's sein.“



Ihren letzten Abend auf Roatán feierten Nik, Ed und Zak gemeinsam mit Peter an einer Strandbar, die sie neulich entdeckt hatten: Kein Firlefanzen, nur eine rustikale Theke unter einem Strohdach. Peter wirkte von seinem Absturz vor einer guten Woche auf seine Weise geläutert; er beschränkte sich auf Bier. Aus Gründen, die nur er kannte, trug er über seinem Ringelshirt ein massiges Fernglas, was ihm mehr denn je das Aussehen eines Seeräubers verlieh. Nik und Ed hatten ihren Tauchkurs abgeschlossen und wollten am nächsten Morgen mit Zak nach Tegucigalpa reisen. Von dort aus würden sie über Nicaragua nach Costa Rica fahren und dann weiter nach Peru fliegen.

Die Gäste um den rechteckigen Tresen waren überwiegend Einheimische. Zum Beispiel Freddie mit dem Pferdezopf, der sich rühmte, eigenhändig das erste Hotel auf der Insel gebaut zu haben; er war Zimmermann.

Und ein dicker honduranischer Geschäftsmann frotzelte. „Ich weiß alles, fragt mich nur, ich bin wie ein Trivial-Pursuit-Spiel, ich weiß einfach alles.“

Cynthia, die umwerfende Bedienung mit den kurzen Dreads, antwortete in ihrem schnoddrigsten Karibikslang: „*Yeah, so if you know everything, tell me, what goes up, when the rain comes down?*“

Der allwissende Geschäftsmann überlegte eine Sekunde, dann grinste er: „Ich hab ne Telefonnummer für diese Frage. Da geht jemand dran, der die Antwort kennt.“

„Weiß es wirklich keiner?“ Cynthia lachte ... „Na, der Regenschirm natürlich!“

„Oha, ich hab da auch noch ein paar ...“ Und der Geschäftsmann ließ einen ganzen Zoo von Elefantengags frei: „Wie bekommt man einen Elefanten aus dem Wasser? ... Nass! ... Und wie viele Elefanten haben Platz in einem Volkswagen Käfer?“

„Vier!“, rief Nik.

„*Yeah, but you forgot the one in the front trunk!*“ Und so weiter.

Ed lachte zwar laut und sagte den ein oder anderen Satz, aber nur seine allgemeine Unauffälligkeit machte ihn bemerkenswert. Nik dagegen sprach und gestikulierte in Tarantino-Manier, als hätte er eine Filmrolle zu spielen. Peter erzählte Zak seine

geschmacklosesten Witze auf Deutsch. Und es war gut, dass niemand anders sie verstehen konnte.

Da trat aus dem Dunkel, aus dem Brandungsrauschen eine lange, hagere Gestalt hinzu, taumelnd wie ein Mast in sanfter Brise. Zak fühlte sich unwillkürlich an Lobster erinnert: Der Neuankömmling hatte dieselbe Mundpartie und denselben abschätzenden Blick, war nur größer und hielt sich aufrechter, und seine kurz geschorenen Haare waren schon ganz Asche. Sein Stoppelbart – Hagelkörner auf Vulkangestein. Er war betrunken, eine Machete baumelte an seiner Hüfte. Cynthia rief ihm ein „Hallo Jay Jay!“ zu: „Na, wieder eine Tour rumgekriegt?“ Und für die anderen: „Das ist Captain J.J. Morgan, er kennt hier jeden Winkel.“

Captain J.J. Morgan ignorierte die Begrüßung und knallte eine Flasche Henry-James-Morgan-Rum auf die Theke. Dazu polterte er mit Kinderschreckstimme: „*This kills Malaria and makes you sexy!*“

Großes Gelächter. Nik bestellte eine Runde, und Ed fragte Captain Morgan, ob es denn tatsächlich noch Überreste aus der Piratenzeit zu finden gäbe, verborgene Schätze oder Schiffswracks.

„Aber ja!“, antwortete Captain Morgan. „Mein Namensvetter soll mal eine ganze verfluchte katholische Kirche gestohlen haben, komplett mit Beichtstuhl, Pfarrer und Gesangsbüchern. Sie soll hier irgendwo vergraben sein. Bis jetzt hat sie noch niemand gefunden, aber ich bin ganz nah dran.“ Er setzte seine Flasche wie ein Fernrohr an.

Die Engländerin und der Chilene kamen hinzu, und es wurde kühl, deshalb fabrizierten Freddie und Zak aus Palmblättern ein Feuer nahe beim Meer, während die anderen Joints oder einfach nur heiße Luft produzierten. Der Geschäftsmann bewies ethnologisches Fachwissen und reüssierte mit politisch unkorrekten Polen-Witzen.

Je weiter Captain Morgan allerdings in die unruhige See seines Rums hinauskreuzte, desto angriffslustiger wurde er, schwang lallend große Reden, die Zak kaum verstehen konnte, die aber offensichtlich beleidigend oder anzüglich gemeint waren. Cynthia jedenfalls sagte ihm, er solle doch besser sein Lästermaul halten.

Darauf stand J.J. auf und begann mit seiner Machete auf Kokoschalen zu werfen oder sie einfach nur in den nassen Sand zu rammen. Die Engländerin kommentierte verstimmt: „*What a dodgy person!*“ – bis Cynthia, in ihrer Rolle als Hausherrin, auf den leckgeschlagenen Morgan zusegelte. Mit wahnwitziger Geschwindigkeit hämmerten ihre Worte auf ihn ein, eine Breitseite nach der anderen. Schließlich schickte Cynthia den Captain schlafen: „Geh und such deine *lost catholic church!*“

Alle starrten sie danach in die Flammen oder auf die Mondsichel, die wie eine Hängematte zwischen die Sterne geknüpft schien. Die Zeit der Witze war vorüber. Nik und Zak setzten sich schließlich abseits auf ein umgedrehtes Boot und betrachteten von dort Himmel und Feuer.

„Es ist sehr schön hier“, sagte Zak, „fast schon zu *cheesy*. Vielleicht bin ich deshalb froh, wenn es morgen weitergeht.“

Nik zeigte zum Mond. „Wie das Grinsen der Katze in *Alice im Wunderland*, findest du nicht?“

„Die Weisheit ist ein Lächeln ohne Gesicht.“

Nik lachte. „Das ist Zen, mein Bruder.“

Kurz darauf verabschiedete sich Zak von Peter, der alleine an der Bar stand, nachdem die Gruppe sich aufgelöst hatte. Und hier bewies Peter, dass er der wahre Captain Pirat war, der einzig echte Fliegende Holländer. Wahrscheinlich hatte er noch viel unwahrscheinlichere Dinge vergraben als dieser Amateur von Morgan ... Als Zak gehen wollte, hielt Peter ihn noch einmal zurück und raunte ihm sein Lebensmotto zu wie einen exklusiven Wink, wo sein verlorener Schatz begraben liege:

„Treib's bunt.

Nicht zuviel –

schlimmer!!!“

Evolution. Auf die Liebe, das Leben und den Tod ... welcome to la América!

Im Schatten der Kathedrale blieb Zak einen Moment stehen, um zu verschnaufen. Das Gebäude wurde gerade renoviert. Die *plaza* von Tegucigalpa wirkte friedlich, ein paar Mädchen schauten zu ihm herüber. Er hatte seinen Rucksack geschultert und befand sich auf der Suche nach einem billigen Hotel. Nik und Ed, mit denen er sich für eine Nacht ein Zimmer geteilt hatte, waren früh am Morgen in Richtung Nicaragua aufgebrochen, und er selbst wollte noch den nahe gelegenen La Tigra National Park besuchen, bevor es nach El Salvador weitergehen würde.

Da sprach ihn ein junger, etwas aufgedunsener Mann an. Er trug eine Baseballkappe und einen Tagesrucksack, seine Haut war käsig bleich, weswegen Zak ihn auf den ersten Blick für einen anderen Reisenden hielt.

„Woher kommst du?“, fragte der Mann auf Englisch.

„Ich bin aus Deutschland. Und du?“

„Ich heiße Cornelio und bin von hier. Woher aus Deutschland kommst du denn? Bavaria, Berlin, Brandenburg ... Mecklenburg-Vorpommern?“

Zak war verblüfft über solche Landeskenntnis. „Aus Nordrhein-Westfalen“, antwortete er.

Cornelio nickte wissend. „Weißt du, wie viele *departamentos* Honduras hat?“

„Claro ... zehn“, riet Zak aufs Geratewohl.

„Falsch! Achtzehn“, korrigierte Cornelio und fuhr fort, ihn über das Verwaltungssystem Honduras' aufzuklären: so und so viele Regionen, Landkreise und Kommunen verwaltet von diesen und jenen Organen und so weiter und so fort. Plötzlich zückte Cornelio einen Taschenrechner und tippte wie wild darauf herum: Mit einer Affengeschwindigkeit addierte er die Flächenmaße der

einzelnen *departamentos* und präsentierte nach wenigen Sekunden stolz sein Ergebnis: Honduras – 112.088 km².

Nervös und misstrauisch blickte Zak sich um. Es war heiß, und sein Rucksack wurde schwer. Man musste sich vor Trickdieben in Acht nehmen. Aus den Augenwinkeln bemerkte er die blanke, rosafarbene Haut eines räudigen Hundes, der neben einer Bushaltestelle verendete: Schaum vorm Maul und offene, eiternde Wunden. Die Leute hielten Abstand und schienen das armselige Bündel ansonsten nicht zu beachten. Wie gerne wäre Zak hingegangen, hätte diesen leidenden Kopf sanft in die Hand genommen, um ihm mit einem raschen Ruck das Genick zu brechen! Das hätte den Leuten sicher zu denken gegeben. Doch er traute sich nicht, natürlich nicht, niemand würde so etwas tun. Und es machte ihn wütend, dass Cornelio das Elend zu seiner Seite nicht einmal bemerkte. In der Zwischenzeit hatte dieser jedoch sein Additionskunststück mit den Bundesländern Deutschlands wiederholt, und zum krönenden Abschluss reichte er Zak den Taschenrechner, damit der sich von der Richtigkeit der Flächenmaßzahl überzeugte.

„Bravo“, antwortete Zak widerwillig fasziniert. „Du möchtest bestimmt im Fernsehen auftreten, *verdad?*“

Cornelio schien die Ironie nicht zu verstehen, denn er bat Zak um Papier und einen Stift. Die Neugier gewann die Oberhand gegenüber Misstrauen und Ärger, also reichte Zak ihm sein Tagebuch und einen Kugelschreiber. Nein, dieser schwammige Junge (er war sicher jünger, als Zak zunächst geschätzt hatte) war sicher kein Trickdieb, aber auch kein Straßenkünstler, der auf diese Weise sein täglich Brot verdiente; dazu war seine Kleidung zu teuer. Voller Eifer kniete Cornelio nieder und begann im Stil eines Lexikoneintrags zu schreiben:

AREA: 356.852 km²
POP: 82.000.000 inhabitants
NAME: „Federal Republic of Germany“
„Bundesrepublik Deutschland“

LOCATION: To the North Denmark, To the South Switzerland and Austria, To the East Czech Republic (Before Czechoslovakia) and Poland, To the West Holland, Belgium, Luxemburg and France, To the North-west Northsea and To the Northeast Baltic Sea called Oriental Sea -

LANGUAGE (OFFICIAL): German; Other (Unofficial) Danish (In the North), Yiddish (The Jewish), Romani or Callo the Gypsies (Zigeuner) divided in two groups: Sinti and Romas. Sörbisch (Slavik language, spoken by the Sörben), Dutch (In the Frontier) and many German Dialects as: Bayrisch, Schwaebisch, Badisch, Rheinisch, Plattdeutsch, Hessisch, Saechsisch, Alemanisch, Fraenkisch, Moselfraenkisch and other and the foreign workers speak Turkish, Serbo-Croatian, Italian

„Stopp, stopp! Das reicht, Mann!“ – rief Zak, nachdem Cornelio drei Seiten des Tagebuches mit seiner ausgreifenden Krakelschrift gefüllt hatte. „Ich bin mir sicher, du bist ein Genie. Ja, das bist du!“

Nur einmal hatte Cornelio kurz von seinem besessenen Treiben aufgeblickt, um eine Passantin zu grüßen, die lächelnd weiterging, als fände sie es vollkommen normal, dass sich der Junge zur Mittagszeit auf den Boden des Hauptplatzes hockte, um für dahergelaufene Rucksackreisende länderkundliche Aufsätze zu verfassen.

Demonstrativ reichte Zak Cornelio nun die Hand, um ihm zu seinem erstaunlichen Wissen zu gratulieren und sich elegant zu verabschieden. Der akzeptierte das nicht ganz ernst gemeinte Kompliment mit einem selbstzufriedenen „Ja“, bestand aber darauf, Zak zu dem Hotel zu führen, das der sich ausgesucht hatte. Der wandelnde Welt-Almanach schwatzte ihn den ganzen Weg über zu und ließ sich nicht abwimmeln.

An der Rezeption unternahm Zak einen weiteren Versuch, Cornelio zu verabschieden, doch der bestand darauf, Zak zu seinem Zimmer zu begleiten. Das war zuviel. Mit einem Ruck fuhr Zak auf dem Treppenabsatz herum.

„Mann, wer bist Du?“, rief er. „Was ist los mit dir?“

Erschrocken stammelte Cornelio seinen vollen Namen, drei Mal, und fummelte dabei in seinem Rucksack herum. Er zog einen Personalausweis hervor und ein weiteres Papier. Sein Vater sei

Diplomat, erklärte er, nun wieder ruhiger, und Zak solle doch mal raten aus welchem Land ... Dabei hielt er einen vergilbten Diplomatenspass hoch, verdeckte aber die Hälfte des Dokuments mit der Hand. „Na, welches Land? – ein kleiner Tipp: Dort gibt es keine Schwarzen.“

„Österreich? ... Nein, ich komm nicht drauf!“

„Na, El Salvador!“, gab Cornelio die Lösung preis. Die Statistik, erklärte er, kenne dort keine schwarzen Einwohner. Er sei auch kein Rassist, er sei Kreole. Das sei ein Weißer rein spanischer Abstammung. Viele Kreolen seien Rassisten, sagte Cornelio, aber er nicht, er sei Jurastudent und präsentierte eine Bescheinigung. Ob er Zak nicht irgendwelche Sehenswürdigkeiten zeigen könne, heute Nachmittag oder morgen mit dem Jeep?

„Oh, sehr nett, aber ich glaube: eher nicht“, brachte Zak hervor.

Betrübt reichte Cornelio ihm die Hand und verabschiedete sich plötzlich wie ein Genosse, mit Kuss auf die Wangen. Peinlich berührt und froh zugleich, sah Zak ihn fortgehen. Wer hatte wen nicht richtig verstanden? Er konnte nicht anders, als ihm hinterherzurufen: „Sag mir noch eins, *hombre!* ... Warum machst du das alles?“

Cornelio drehte sich auf dem Treppenabsatz um und warf seine Hände dramatisch in die Luft: „Das ist unsere Art, Fremde willkommen zu heißen! *Bienvenido a Tegucigalpa, bienvenido a Honduras, welcome to la América!* Denk immer dran: die Vereinigten Staaten sind nicht Amerika, sie sind ein Teil von Amerika. Alle zusammen sind wir Amerikaner!“

Sprach's und ging.



Den nächsten Tag verbrachte Zak damit, einer Genehmigung hinterherzulaufen. Er wollte in einem Besucherzentrum des La Tigra Parks übernachten; in seinem Reiseführer hörte sich das sehr einfach an. Jedoch waren die Zuständigkeiten im Dschungel der Bürokratie sehr unbeständig, und der Aufenthaltsort einzelner Personen und ganzer Behörden wechselte so rasch, dass niemand

über die derzeitige Verfahrensweise in solcherlei Angelegenheiten verlässliche Auskunft zu geben vermochte. Mit Trotz und Glück fand Zak schließlich eine kompetente Person, die so nett war, ihre Nachmittagspause seinetwillen zu unterbrechen. Der Mann erklärte ihm freundlich, Zaks Informationen seien veraltet, denn der La Tigra Park werde zur Zeit privatisiert, und zwar unter der Schutzherrschaft des Rotary Clubs, der es sich vorbehielt, eine Eintrittsgebühr von zehn Dollar zu erheben. Eine Übernachtung sei zudem nicht möglich, da das betreffende Gebäude gerade renoviert werde.



Die muffigen Erinnerungen an den Vortag verfliegen mit zunehmender Entfernung zur Stadt. Der Weg zum Park war in unregelmäßigen Abständen von Hütten gesäumt, vor denen rotziefende Bauernkinder im Staub und in der Sonne spielten. Morsche Zaunpfähle, aufrecht gehalten von rostigem Stacheldraht – aber diese Pfähle: selbst für tot gehaltenes Material trieb hier frische Blätter und Knospen aus. Die Maisfelder wichen zuerst den Koniferen und Kiefern, dann der ursprünglichen Vegetation. Am Pfad wuchs sie besonders dicht, da hier die Sonne ungehindert einfallen konnte: eine Wand aus wuchernden, ineinander verschlungenen Pflanzen. Als Zak sie durchstieß, stoppte er überrascht.

Ein diffus erleuchteter Dom öffnete sich ihm, getragen von uralten Säulen, durchzogen von Nebel. Nur einzelne Strahlenbündel durchdrangen das Blätterdach und wurden von der allumfassenden Grünheit aufgesogen, noch bevor sie den Boden erreichten. Der fiel nach einigen Metern stark ab und war jenseits des Pfades ein Flechtwerk von Brettwurzeln und Ranken. In Copán oder Tikal hatte Zak nur einzelne Kapoks gesehen; hier quollen die Wurzeln von überall her, rangen miteinander, umschlossen Felsbrocken, verknüpften sich zu einem Netz, in dem sich alle wundersamen Dinge, die hier existierten, verfangen mussten.

Flach atmend wagt Zak sich weiter hinein: Alles war feucht, und es gab kaum Farben die mit Grün kontrastierten, abgesehen von einigen Pilzkolonien in weiß, blau und lila, welche die verrottenen Stämme von außen und innen besiedelten: Destruenten, die schon zersetzen und zerfressen und zerlegen, was noch gar nicht richtig tot ist. Wie die Ameisen, die ihre blasigen geschwürigen Nester an die Bäume flanschen. Die tropische Biomasse nährt sich aus sich selbst, stülpt sich immer wieder um, ein großes grün-braunes Rollen und Wälzen und Kauen und Verdauen und Wiederaufbauen.

Glitzernde Netze spannen sich im Raum und zittern aufgeregt vor dem Ansturm der Insektenmassen. Eine Art Eichhörnchen schnalzt und flüchtet auf ein höheres Niveau. Von dort gelegentliches Vogelzwitchern, aber nur Kolibris zeigen sich, flitzen von Blüte zu Blüte – Orchideen! –, bunt wie Schmetterlinge, wendig wie Libellen zwischen mannshohen Farnen ... Zak bleibt vor einem Baum stehen, sein Blick folgt einer Wurzel, den Stamm entlang bis hinauf zur Astgabelung: Moose, Flechten, Lianen. Symbionten, Schmarotzer, Epiphyten. Einige davon mit roten Blüten. Es riecht so herrlich nach Evolution.

Survival of the fittest – Ein Satz nur, eine Formel, aber welch gigantische Reduktion! Nur die bestmöglich Angepassten überleben. Und das soll alles sein, was zählt: Überleben und Fortpflanzung – auch für mich? Wozu bin ich dann hier, was suche ich in einem Nebelwald am anderen Ende der Welt? Bin ich dann hier, um meine Fortpflanzungschancen zu verbessern? ... Die Neugier, das große Mitleiden, die verschobene Liebe, am Ende die Reiselust – nur eine Strategie meiner Gene, die sich um ihre Verbreitung bemühen?

Wie das Sonnenlicht auf umgekehrtem Wege, so versickern seine Blicke im grünen Dickicht der Blätter. Was er denkt, kann er gerade nicht in Worte fassen, aber er nimmt sich vor, dies später nachzuholen. Dann wird er über seinem Tagebuch brüten und versuchen, seine Gedanken zu greifen, und sie werden an diesen Moment im La Tigra Park gebunden sein.

Ist alle menschliche Liebe nur Zweck und Selbsttäuschung, bloß weil die Gottesanbeterin nach der Begattung ihren Partner frisst? Ist

Insektenliebe = Menschenliebe? ... Die Neoliberalisten meinen, der grenzenlose Wettbewerb sei die einzig überlebensfähige Wirtschaftsordnung, weil er nach den Gesetzen der Natur funktioniere. Die Nazis wollten der Evolution mit Gas zur Endlösung verhelfen, wenn ich das richtig verstanden habe. Und der Kommunismus verordnete seinerzeit eine natürliche Entwicklungsfolge von Gesellschaftsformen und setzte sich selbst an ihr glorreiches Ende: der Schöpfung eine Krone. Nun ... die Assel darf sich eher als ein Zacken darin fühlen, schließlich hat sie's bis heute gemacht ... Evolution funktioniert nur in der Rückschau.

Die Natur mag grausam sein oder harmonisch – aber was soll man daraus schließen? ... Nur der Mensch kennt eine Moral. Und sogar wenn die Moral selbst ein Produkt der Evolution ist, bleibt doch ihr Kern, dass eine Erklärung noch lange keine Rechtfertigung ist. (Nur weil Ehebruch evolutionär vorteilhaft sein mag, heißt das nicht, dass er moralisch gut ist) ... Allerdings gilt das nur für den Fall, dass der Mensch tatsächlich die Freiheit hat, sich zu entscheiden.

Man kann diese Willensfreiheit bestreiten, wenn man die Evolution mit dem Kampf ums Überleben gleichsetzt und diesen Kampf im Rückschluss mit dem Leben ... Aber vielleicht kann man die Evolution auch so interpretieren, dass die Entscheidungsfreiheit in ihr angelegt ist: Denn die Vielfalt ist ja Voraussetzung für Auslese. Keine Selektion ohne Mutation ... und die Veränderung des Erbguts ist eben zufällig, also frei.

Das Streben nach Vielfalt, nach dem Neuen – Kreativität – ist ein Prinzip des Lebens, genauso wie die Konkurrenz. Diese beiden Grundkräfte stehen sich gegenüber und bedingen doch einander wie Yin und Yang. Kreativität und Konkurrenz balgen und verkeilen sich ineinander, bis aus dem Knäuel ihres Kampfes ein Rad hervorrollt, sich entrollt zu einem Kind, und das kennt nur noch ein Wort: das schöpferisch heilige Ja zum Schicksal.

Hier muss die Freiheit des Menschen gründen: Der Natur wohnt eine passive Kreativität inne, der Kultur eine aktive; der menschliche Geist passt sich gestaltend an ... Und so wie der Zufall (also die Mutation) Voraussetzung und Antrieb der natürlichen Evolution ist, so muss es die Willensfreiheit für die kulturelle Evolution sein.

Kultur ist selbstbewusste Natur, Freiheit ist selbstbewusster Zufall!

Er hat das Gefühl etwas Wichtiges zu fassen, kann es aber nicht benennen. Indessen läuft Zak weiter auf dem Pfad, der ihn zu einem Wasserfall führen soll, und er betrachtet die Landschaft mit etwas Abstand ... Wie ein fluffiger Moosfilm überzieht die Vegetation den verwitterten Rücken der Erde, gebogen und zerfurcht wie ein Schildkrötenpanzer. Ein Floß, auf dem die Menschheit dahintreibt wie Sindbad der Seefahrer auf dem Rücken eines Wals. Auf dem Panzer einer Schildkröte namens Vishnu, die in einem Brunnen lebt.

Und natürlich kann das Leben jederzeit erschüttert werden. Aber ist es deswegen nur Kampf oder Krieg oder Wettstreit, immerzu, und der Frieden nur eine Gelegenheit zum Rüsten und Reproduzieren? – Welchen Sinn ergäbe eine solche Beurteilung, wenn nicht auch der gegenteilige Zustand möglich wäre?

Der tropische Boden ist karg, die tropische Vegetation ist reich. Der Mangel kann den Überfluss hervorbringen, für eine gewisse Zeit lässt sich jeder Hunger stillen und ... ja gewiss, die Zeit, das Zeitverständnis muss der Schlüssel sein ... Darwin und Buddha: Das Leben ist Kampf, das Leben ist Leiden, der gleiche Ansatz, das gleiche Missverständnis: Frieden und Glück müssen ewig währen, sonst sind sie nichts wert ... Dieses typische Alles-oder-nichts-Denken, von dem Petra in Río Dulce sprach. Dass man sich nicht engagiert, wenn es um den Tropfen auf dem heißen Stein geht – und dass eigentlich doch die Kleinigkeiten zählen! ... Dabei gibt es diese magischen Momente, in denen aller Druck von uns genommen ist ... wenn wir ein perfektes Lied hören, wenn wir selbstvergessen tanzen.

Tief in Gedanken erreicht Zak den Wasserfall – *Trinkwasserquelle der Hauptstadt von Honduras*, steht da auf einem Schild. Er scheint heute der einzige Besucher des Parks zu sein. Alles ist ruhig, selbst der Wald ... *Die Zeit* ... scheint stillzustehen in den Tropen. Rücksichtslose Fruchtbarkeit überrollt die Vergangenheit: Neue Pflanzen, neue Tiere lassen sich an neuen Orten nieder, schlagen neue Wurzeln, welche die Erde aufwühlen, irgendwie anders wachsen – und alles scheint wie immer.

Die spanischen Eroberer mussten ähnlich gedacht haben; sie glaubten, ein Amerika ohne bemerkenswerte Geschichte und ohne

Vision gefunden zu haben: die Neue Welt ein leeres Blatt Papier, die Utopie des Paradieses, die in Europa schon soviel Blut gekostet hatte. Der Rausch der reinen Gegenwart, hier konnte man sich bedienen ... Dabei, hätte es sie interessiert, wären sie nicht der verzweifelt gierige Abschaum Europas gewesen, hätten selbst die Eroberer sehen können: *Die Tropen sind nicht ohne Gedächtnis. Die Erinnerung lebt in der Vielfalt der Form ...* Vergänglich, verwickelt, veränderlich wie alles, solange kein Ende abzusehen ist, im ewig währenden TodesLiebeLebeKampf.

Das hatte Zak vor langer Zeit mal so ähnlich gehört. Eine Ex-Freundin hatte diesen Trinkspruch in einem ihrer französisch-existentialistischen Momente gebraucht: „Auf die Liebe, das Leben und den Tod!“ Und sie rauchten und tranken Wein aus Flaschen, um Leid und Leidenschaft in ihrer berausenden Vergänglichkeit zu feiern.

Otelcalifornia. Oder Don Feliz und das Summen des Krieges

San Salvador machte ihn kirre. Ruß und Schweiß rotierten in der Luft, in den Ecken stank es nach Pisse, und die Gehwege waren zugebaut mit Holz- und Blechbuden. Die Hälfte der Bevölkerung war gezwungen, ihre Fähigkeiten, bestenfalls ihre Waren, auf der Straße zu verkaufen: Uhrmacher saßen über ihre Lupen gebeugt an wackeligen Tischen und fluchten über die Passanten, die sie anrempelten. Und in den Parks boten Schreibkundige den Analphabeten ihre Dienste an; im Vorteil der, der eine Schreibmaschine besaß.

Der zwölfjährige Bürgerkrieg hatte die Hauptstadt kontinuierlich beschickt mit beinlosen Kriegsoptionen, die auf Rollbrettern umhergeisterten, und mit Krüppeln aller Art, die auf die Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen waren. Inmitten dieses Elends standen all die großen grauen Bauwerke und Denkmäler weitgehend unbeeindruckt, die Fassade ein wenig heruntergewirtschaftet, in ihren Fundamenten leicht angeknackst vom letzten Erdbeben: architektonische Statthalter verhärteter menschlicher Herzen.

Zak saß in einem Bus, direkt hinter dem Fahrer, und schaute durch ein klaffendes Loch im Bodenblech auf die rotierende Vorderachse und die Kardanwelle schräg unter ihm. Abgase wurden ins Innere gesogen, die Luft war heiß und ölig wie in einem Maschinenraum. Der Bus bewegte sich die Panamericana hinauf, die Straße, auf der man die volle Tragweite des Nord-Süd-Gegensatzes abfahren konnte: In Nordamerika als *Highway Number One* die Traumstraße zur Freiheit, hier als schmale Schotterpiste begrenzt von Slums und Sondermüll.

Der Fahrer will die Spur wechseln, schrilles Gehepe, erneuter Versuch, keine Chance. Im dritten Anlauf verhindert der Beifahrer durch einen scharfen Zuruf den Zusammenstoß mit einem Coca-

Cola-Transporter. Dabei, in voller Fahrt, lehnt er sich aus der Tür und stemmt sich gegen das andere Fahrzeug, als wolle er es wegdeuten wie ein Boot. Dann, in einem Augenblick der relativen Ruhe, dreht er den Kopf, lächelt Zak verlegen an und zuckt mit den Schultern, als wolle er sagen: „Tja, so ist das hier.“

Draußen, auf der Kreuzung, arbeitet ein bärtiger, schminkeverschmierter Clown. In seinem lumpigen Kostüm hüpfert er zwischen den Autos herum, treibt Possen und sammelt Groschen und reizt die Fahrer mit einem roten Tuch. Als die Ampel grün gibt, stürmen die angestochenen blechernen Stiere auf ihn zu. Mit einem höhnischen Grinsen lässt er sie unter seiner *capa* wegbrüllen.

Das Museum, das Zak sich ansehen will, gibt es nicht mehr. Und als er wieder bei seinem Quartier anlangt, stellt er fest, dass er dieses Viertel San Salvadors, östlich des Zentrums, am schläfrigen Vormittag falsch eingeschätzt hat. Untotes Neon wartet auf den Einbruch der Nacht. Nun muss er über Schnapsleichen hinwegsteigen, die mit halbnacktem Arsch im Rinnstein liegen, und Trunkenbolde abwimmeln, die ihn um Geld angehen. Jedermann scheint Männer in Frauenkleidern und Frauen mit Bärten normaler zu finden als seine Dreadlocks ... Er hätte es sich denken können, als er bemerkte, dass einige Hotels in dieser Gegend Zwei-Stunden-Tarife anbieten ... Säufer und Huren nehmen sich für gewöhnlich nicht mal so viel Zeit: Stöhnen, Schreie, knallende Türen und ein plärrender Fernseher erzeugen die ganze Nacht hindurch eine apokalyptische Geräuschkulisse, nein: eine Rhapsodie auf das Ende der Zärtlichkeit in dieser Welt und die verzweifelten Versuche, sie wieder zu finden.



So früh wie möglich, im ersten blassen Licht, durch endlich leere Seitenstraßen, hatte Zak sich auf den Weg nach La Libertad gemacht: ein Fischerdorf vierzig Kilometer südlich von San Salvador: Heruntergekommene Hotels und Restaurants säumten den anthrazitfarbenen Strand, glänzendes Mintgrün und Pantherpink über Beton, wie überall. Ein langer Pier stand auf krummen

Beinen in der Bucht wie eine niemals vollendete Brücke zu einem fernen Ufer.

Der *Comedor Miranda* war eine schmale zweistöckige Blechkonstruktion mit einem Imbiss-Stand zur Straße hin. Auf dem Hof lagen Haufen von Sand, Zement und Bauelementen herum, und in der morschen Außentreppe die zu den oberen Räumen führte, fehlten einige Stufen. Zwischen zwei Stützbalken hatte Zak seine Hängematte über das Bett gespannt. Von diesem Platz aus konnte er durch ein Fenster den Pazifik sehen, in dessen wohlgeformten Wellen nun zehn Dollar und der Schlüssel für sein Vorhängeschloss schwammen. Er hatte sie in der Tasche seiner Shorts vergessen.

Es war so ein typischer Trotteltag: Er lag in der Hängematte, trank etwas O-Saft, aß die landesüblichen *pupusas* – mit Käse und Bohnen gefüllte Tortillas –, hörte Musik und hatte sich gerade damit abgefunden, nichts mehr auf die Reihe zu bekommen, als er eine Stimme aus dem Nebenraum hörte, die fröhlich zu seinem Band mitsang: „... *they stab it with their steely knives, but they just can't kill the beast ...*“ – und eine Sekunde später lugte ein braungebranntes Gesicht zur Tür herein: „Ich wusste doch, dass ich diese Kassette kenne.“ Es war Gerald, sein Country-Roads-Zimmergenosse aus Copán, der alte englische Spargeltarzan!

Am Abend unternahmen sie einen Spaziergang. Gerald machte Pläne, nach Trujillo an die Karibikküste zu reisen, um sich das Grab William Walkers anzuschauen ... als sie an der Uferpromenade von einem blonden Surfer-Typen angesprochen wurden. Er hieß Frank – gestatten, Frank aus Frankfurt – und lud sie ein, sich zu der Gruppe zu gesellen, die an zwei Plastiktischen unter einem Strohdach hockte, auf einer Terrasse über dem Strand und nahe beim Pier – „Wollt ihr ein Bier?“

Frank stellte die anderen und sich selbst kurz vor, sehr korrekt, fast bieder: Da war Marc, gebürtig in Memphis, Tennessee, der zurzeit in Ungarn lebte, um osteuropäische Geschichte zu studieren. Michael aus Vorarlberg mit Dreitagebart und Zopf. Eric, Holländer, Mitte vierzig. Und schließlich Frank, kurze blonde Haare, kritischer Blick, dem der Bretterhaufen des Lokals inzwi-

schen zum Zuhause geworden war. Seit drei Monaten schon wohnte er in der Bar-Baracke, schlief dort in einer Hängematte, nahm seinen Gastgebern kleinere Arbeiten ab und war erpicht, neue Stammgäste anzuwerben. Man habe eine für alle vorteilhafte Übereinkunft getroffen, wie Frank erklärte: Die Gäste, oder er selbst im Auftrag, konnten frischen Fisch am Pier kaufen – dort war jeden Tag Markt – und Daniel, der Koch, würde daraus für kleines Geld etwas zaubern. Also bestellte die Tafelrunde für den nächsten Abend Roten Schnapper.

Gerald und Zak verabschiedeten sich bald, um noch ein wenig allein zu plaudern und zu rauchen. Sie hatten keine Blättchen, also übernahm Zak den Job, das Gras vorsichtig in eine entleerte Zigarettenhülle zu stopfen.

„Vielleicht kann man sich ein Surfbrett ausleihen. Morgen werde ich Frank danach fragen“, bemerkte er nebenbei, konzentriert auf seine Aufgabe.

„Was hältst du von Frank – er wirkt ein bisschen empfindlich, wirkt er nicht?“

„Ja, den Laden hat er schon halb übernommen.“

„*Frank's Café* ... Er erinnert mich an so einen Typen, das war in einem Hotel in der Nähe von San Francisco, wo ich mal für ein paar Wochen gearbeitet habe; nachts haben wir manchmal Mini-golf auf den Fluren gespielt, und dieser Typ musste immer über-treiben ... Ich glaube, er war auf irgendwas hängen geblieben.“

„Ich bin fertig. Lass uns raus gehen.“



Im Comedor Miranda wohnte auch ein alter Mann, der Felix hieß, von der Wirtin aber *Don Feliz* genannt wurde. Frank hatte Zak bereits von diesem Kauz und seiner Vorliebe für Schach erzählt, und so kamen sie ins Gespräch als sie sich am Imbiss trafen, der zur Herberge gehörte.

Don Feliz stammte aus Texas und hatte bis zu seiner Pensionierung als Steuerberater gearbeitet. Als seine Frau gestorben war, hatte er beschlossen, gerade vierundsiebzig Jahre jung, Mittel-

amerika zu bereisen. Seine weißen Haare hatte er zu einem kümmerlichen Zopf gebunden, den Schnurbart trug er hochgezwirbelt wie Salvador Dalí, und gleichermaßen erweckte er den Eindruck, diese antennenartigen Auswüchse als zusätzliches Sinnesorgan gebrauchen zu können. Seine großen Ohren jedoch waren wie vertrocknet, und er musste Fragen mehrmals hören, um sie zu verstehen. Wenn er sprach, lösten sich die Sätze nur widerwillig und undeutlich von seinen Mundwinkeln, aber das mochte texanische Art sein. Rasch lud er Zak zu einer Partie Schach ein, vielleicht, um nicht mehr so viel reden zu müssen.

Als Zak die Herausforderung annahm, lief Don Feliz freudig in sein Zimmer, um das Schachbrett zu holen, und er kam mit einer Rolle unter dem Arm und einem Beutel mit Figuren zurück. Die Rolle war eine Leinwand, darauf hatte er selbst mit Wasserfarbe das Spielfeld gemalt. Feierlich schweigend schlenderten sie hinüber zu Frank's Café.

Das Spiel verlief ausgeglichen. Don Feliz hatte die untergehende Sonne im Rücken und Zak den Strand und die Surfer in der Bucht vor Augen. Er war kein geübter Spieler, aber nach zwei Stunden, nachdem Figur um Figur ihren abstrakten Tod gestorben war, errang Zak einen kleinen Vorteil, und wenig später gelang es ihm, einen Bauern ans Ende des Spielfeldes zu führen und in eine Dame umzuwandeln ... Auch Frank, der die Partie beiläufig verfolgt hatte, während er in sein Notizbuch kritzelte, sah das Spiel hiermit entschieden.

Aber Don Feliz lächelte die beiden nur an und schaffte sich noch tiefer hinein. So verblieb Zak das Problem der Mattsetzung. Selten hatte er überhaupt eine Partie bis zum langen Ende gespielt: Warum sollte man noch den König hetzen, wenn die Armee doch eindeutig geschlagen war? Logik, Einfallsreichtum, Strategie – darauf kam es an! Aber Mattsetzen – das war doch nur noch Technik. Dachte er und erkannte nicht einmal die Falle, als Don Feliz ihm schon die Hand reichte und ihn für sein gutes Spiel lobte. Erst Frank klärte Zak darüber auf, dass es sich bei der gegenwärtigen Konstellation um ein Patt handelte; ein Unentschieden also, weil Don Feliz seinen König so in die Ecke

manövriert hatte, dass er selbst keinen regulären Zug mehr tun konnte, aber doch nicht Matt gesetzt war.

Zak zuckte mit den Schultern ... insgeheim war er beeindruckt. „Das ist übrigens eine schöne Leinwand“, bemerkte er und befühlte das Material. „Hast du das Spielfeld unterwegs gemalt?“

Der alte Mann nickte und führte Frank und Zak auf sein Zimmer, um ihnen einige Bilder zu zeigen. Es waren Szenen, die er auf seiner Reise gesehen hatte: Eine tote Frau auf einer Brücke in Mexiko-Stadt, ein Soldat auf einem Pferd, der Tukan auf dem heißen Busdach und halbfertig: der abgeschnittene Pier von La Libertad. Die Aquarelle waren mit wenigen Farben und technisch einfach ausgeführt. Etwas unscharf, fast hingekleckst sahen sie aus. Man hätte die Bilder naiv-expressionistisch nennen mögen, aber das war nicht das Wesentliche. Zak spürte: Es ging diesem starrköpfigen Don Feliz de la Mancha nicht um das Produkt, sondern um den Prozess. Darum, den Schmerz des Augenblicks festzuhalten und in Hoffnung zu verwandeln, im bloßen Akt des Malens. Don Feliz spielte beharrlich seine Partie gegen die Zeit und versuchte, ein Patt für sich herauszuschlagen – er würde niemals aufgeben.



Am späten Nachmittag dann spazierte Zak allein zum Pier. Fischer, dauerhaft gemacht vom Salz des Meeres, und ihre jungen Fritzen (samtig braune Haut, täglich Algen appliziert) boten aus ihren Booten heraus den Tagesfang an: Körbe mit Gambas, Tintenfischen, Muschelfleisch; Fische aller Art, getrocknet, geputzt, lebendig im Eimer – Hummer in der farbverschmierten Luft ... Der Steg wirkte wie eine asiatische Bootssiedlung: aneinander getäute Dschunken und bizarre Meeresformen; er schien sogar zu schwanken.

Am Strand dann, unterhalb des Piers, kam Zak eine Familie entgegen. Der Vater war angetrunken – die Flasche hing wie ein Senkblei an seinem Arm – und er sprach Zak an, woher er komme;

die Frau hatte mit den drei Kindern zu tun und lief ein Stück weiter.

„Aus Deutschland.“

Diese Auskunft versetzte den Mann in Aufregung: „Klinzan, ah! Klinzan Mateus, ah!“

Zak schaute ihn verständnislos an.

„*Fútbol*“, erklärte der Vater, und die Flasche begann zu pendeln. „*Not play fútbol? Klinzan!*“

„Äh ja ... Jürgen Klinsmann – der ist ganz gut, ja.“

Eine gemeinsame Basis schien gefunden. Der Mann brabbelte enthusiastisch vor sich hin – ein patagonischer Kinderreim, das spanische Morsealphabet? ... Es waren die Namen aller deutschen Nationalspieler von 1990 (einschließlich der Reservebank). Und wenn einer ihm besonders gefiel, rief der Sportsfreund: „*Isgud Klinzan, isgud!*“

„*Si si!* Klinsmann. Ja, der war ein famoser Spieler.“

„Hitler“, erwiderte der Vater. „*Ah, isgud, isgud!*“

Zak machte große Augen.

„*You alemán! Hitler, Klinzan ...*“ Der Mann tätschelte ihm stolz die Schulter.

Zak setzte an zu einer Lektion über Geschichte und Krieg, Massenmord und Moral, dann zuckte er aber doch nur mit den Schultern. Die Frau rief etwas herüber: Das Baby auf ihrem Arm würde schwer, der Junge an ihrer Hand zerrte weiter ...

„Ich glaube nicht, dass die beiden in einer Mannschaft gespielt haben.“

Der Mann ignorierte den genervten Blick seiner Frau, er hob sein T-Shirt und vergoss dabei Schnaps. Seine freie Hand zitterte, Zeitlupe, zärtlich, als er sich über eine Schusswunde nahe der Hüfte strich und dann eine lange Narbe an seiner Schulter entblößte, von einer Machete weiß in die braune Haut geschlagen.

„*Matanza! War, you know war?*“

Der Mann sprach nun schnell und lalla, und Zak verstand nur immer wieder *la matanza* – der Bürgerkrieg, das Massaker, das Trauma des Landes. Ein tiefer Schluck aus der Flasche, Durst nach Gerechtigkeit, Feuer mit Feuer. Der Alkohol als kleinster gemein-

samer Nenner des Volkes ... Die Frau rief etwas herüber. Der Mann entschuldigte sich, schüttelte Zak die Hand, lud ihn ein, er solle doch mal vorbeikommen (freilich ohne seine Adresse zu nennen), und nahm noch einen Schluck, bevor er mit seiner Frau und seinen drei Kindern den Weg fortsetzte.

Es war Samstag, die Surfer tummelten sich nahe den Klippen am Rande der Bucht, und auch Zak würde sich, bevor er die anderen zum Abendessen traf, noch einen genehmigen. Vielleicht an einer der fahrbaren Buden, wo man billige Liköre und den effektiven Klaren ausschenkte. Dort war immer was los.



Drei Abende später gab es Haifisch. Nach dem Festessen machten Gerald und Michael sich daran, Frank's Café in eine Friseurstube zu verwandeln. Daniel der Koch und seine sechzehnjährige Frau Maria, mit ihrem Baby auf dem Arm, schauten Gerald neugierig über die Schulter, wie er sich mit dem Rasiermesser und einem scharfen Grinsen über Marcs kümmerlichen Haarkranz beugte.

Sie waren surfen gewesen in Zunzal und Marc war kein einziges Mal auf seinem Brett zu stehen gekommen. Dabei hatte er vorher getönt, er werde sich notfalls am eigenen Schopf aus dem Wasser ziehen – und wenn nicht ...

Frank verfolgte die haarige Operation mit skeptischen Blicken; er stand immer außen vor, wenn die anderen sich vor Lachen die Bäuche hielten. Marcs rundes Gesicht nahm einen überraschend eckigen Ausdruck an, als seine kümmerlichen Haarreste zu Boden rieselten. In gespielter Selbstmitleid befühlte er seine frische Nackenglatze, die ganz käsigt in der roten Wachshülle seines sonnenverbrannten Kugelkopfes klaffte. Angesichts einer Fotokamera gewann Marc jedoch umgehend seine Würde zurück und setzte sich rasch eine Sonnenbrille auf die dicke Nase: „Special Agent Marc Davis meldet sich zum Dienst!“

Wie sehr hatte Zak das Lachen vermisst! Sicher, es hatte Momente gegeben, mit Roberto und Petra, mit Jody und Jens, mit Nik und Ed. Aber das hier war Gesellschaft, war Party, war die

Gegenwart! Die Abwesenheit der Nachdenklichkeit. Kein Bedauern, dass Laila und die Freunde nicht hier waren. Ein weißes Baby-Kaninchen hoppelte zwischen den Stühlen umher, ignoriert von den Hühnern.

Eric, der Gentleman mit den graumelierten Schläfen, erzählte Zak von seinem Theater, das er in Holland geführt hatte. Und wie er seine erste Oper geschrieben hatte am Strand von Koh Samui, wo er ein Jahr ausschließlich Pink Floyd gehört hatte, bis ein Tsunami seine Hütte wegschnippte. Das Werk mit dem Titel *Wenn Schweine fliegen könnten* war gefloppt. Nun arbeitete Eric als Dekorateur beim Fernsehen und machte Erholungsurlaub in El Salvador.

Michael hatte fünf Monate in León, Nicaragua, Spanisch studiert und sich von einer Nica verführen lassen. Daheim in Salzburg schob er neben seinem Studium Nachtschicht in einer Hundefutterfabrik und arbeitete als Stadtführer. Er hielt einiges darauf, finanziell unabhängig zu sein; seine Eltern waren geschieden.

Frank blieb undurchsichtig. Er hatte in Deutschland als Maurer und später als Bauzeichner gearbeitet und war dann nach Mexiko gegangen. Hier wurde seine Geschichte rauchig, blieb in der Luft hängen, verwunden in Raum und Zeit: Zwei Jahre Puerto Escondido, Gefängnis, Abschiebung. Jemand habe ihn verpiffen, und er müsse sich in Acht nehmen, murmelte er verschwörerisch. Aber nun werde er den ganz großen Deal machen. Dabei kitzelte Frank verworrene Pläne auf knitterige Zettel. – Den ganz großen Deal? – „Nun, euch kann ich es ja sagen: Eine Disco wird aufgemacht, hier direkt gegenüber! Im *whorehouse*, ja. Das Geld, nun ja – mein Vater wird mir das Geld geben. Aber ich ... er muss, wir müssen vorsichtig vorgehen ... ihr wisst ja.“

Und vielleicht begann es mit Frank, dass sich ein merkwürdiges Rauschen unter ihre Gespräche legte, ohne dass Zak hätte sagen können, was und wie genau ...

Marc erzählte, er habe zwei Jahre seiner Kindheit in Norwegen verbracht, wo seine Familie herstamme, und darum spreche er noch immer Norwegisch.

Eric fragte: „Wann sind deine Ahnen denn nach Amerika übergesiedelt?“

Und Marc frotzelte: „Meine Vorfahren haben Amerika entdeckt, die Wikinger, falls euch das noch nicht bekannt ist.“

„Hey Moment, ich glaube diese Ehre gebührt den Chinesen“, warf Gerald ein. „Die sind vor zehntausend Jahren über die Bering-Straße gekommen ... Oder was glaubst du, woher die Indianer ihre Schlitzaugen haben?“

Gerald hatte kaum ausgesprochen, da lief Marc hinter seiner Sonnenbrille so rot an, dass es fast lila war: „Ich will dir mal was sagen, mein Junge. Ich hasse die Chinesen! In Amerika ist jeder willkommen, der Amerika respektiert, aber die Schlitzaugen kommen nach Amerika, nur um Geld zu machen, und ansonsten wollen sie mit uns nichts zu tun haben. Bitte schön, jeder ist willkommen in Amerika, der sich zu den Grundwerten unserer Gesellschaft und zu Amerika bekennt. Aber die Chinesen hassen Amerika, diese Kommunisten!“

„Was sagt er?“, fragte Frank irritiert.

Marc winkte ab und meinte zu Zak: „*Please deutsch that to him!*“ Die Spannung löste sich in Gelächter, aber es war nicht ganz wie vorher.

Etwas später hörte Zak, wie Marc seinem Zimmergenossen Eric erklärte, warum er einen so unruhigen Schlaf habe. Marc sprach so laut, dass es vielleicht für alle gedacht war als Erklärung für seinen cholerischen Ausbruch.

„Mein Vater hatte so einen richtigen Tick. An Wochenenden und manchmal sogar unter der Woche riss er mich und meinen Bruder mitten in der Nacht aus dem Bett und fuhr mit uns auf ein abgelegenes Feld. Dort hatten wir Schützengräben ausgehoben und mussten stundenlang, manchmal tagelang, für den Ernstfall trainieren. Mein Vater wurde von seiner Familie in die Normandie geschickt, als er fünfzehn war. Er wollte uns auf solche Sachen vorbereiten. Wir übten mit M16s und allen anderen Arten von Schusswaffen ... Maschinengewehrschießen, das war unsere kindliche Auffassung von Spaß. Wenigstens am Anfang hat es Spaß gemacht. Später war es die Hölle. Mein Alter wurde immer

extremer und hat sich da richtig reingesteigert ... Auch mein Bruder kann nicht richtig schlafen. Wenn es irgendwo ein ungewöhnliches Geräusch gibt, sind wir sofort hellwach ...“ *Bumm Bumm! ... ein Zucken und Blitzen noch durch die geschlossenen Augen hindurch bis in den Schlaf.*

Zak wusste nicht, welche Schlüsse er aus Marcs Reden und seinem Benehmen ziehen sollte, ob es überhaupt angebracht war, irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Aber er fand, dass es einen Unterschied machte, die Gründe eines Menschen zu kennen. Und es faszinierte ihn, mit welcher Beiläufigkeit sich Brocken aus der Mauer lösten, die stets den Anderen abschirmte; man musste schon aufpassen, nicht von ihnen erschlagen zu werden. Die Fassade bröckelte rasch – das war wohl so beim Reisen: *can you dig it?* – und natürlich musste alles dahinter Ausschnitt bleiben, wie man es sehen sollte oder wollte. Doch am Ende blieb immer ein Rest, der echt war – eben durch die Zufälligkeit, mit der sich ein Loch auftat.

Auch Daniel der Koch tat noch einige Pinselstriche am Bild des Abends: Er prahlte gerade mit seinen drei Geliebten, als Zak ein tätowiertes Hakenkreuz auf seinem Handrücken bemerkte. Danach gefragt, antwortete Daniel der Koch, er habe es sich irgendwo abgeschaut, aber mittlerweile wisse er um seine Geschichte und schäme sich auch ein wenig dafür ... Stolz war er dagegen auf eine zweite Tätowierung an seinem Unterschenkel – sie zeigte untereinander das Yin-Yang-Zeichen, den Pac-Man und ein Kreuz – wie mit einem Kugelschreiber eilig auf die braune Haut gekritzelt.

Dieses Tattoo, sagte Daniel der Koch, drücke seine Lebensgeschichte aus: Yin und Yang standen dabei für Karate; er sei ein wirklich guter Karatekämpfer und habe schon etliche Gegner fertiggemacht, erklärte Daniel – manchmal einfach nur so, weil er was getrunken hatte. Aber nun habe er die Gewalt satt: Es sei besser, seine Aggression mit Computerspielen oder vorm Fernseher abzubauen. Der Pac-Man habe also das Yin-Yang-Zeichen gemampft. Doch an diesem Brocken würde auch er sich verschlucken, der große dialektische Gelbmampf, mit einem gespensti-

schen Plopp würde er verflimmern, und an seine Stelle könne alsdann das Kreuz, der Glaube treten. Also sprach Daniel der Koch.

Seine Philosophie war merkwürdig verdreht und einleuchtend zugleich – vielleicht war sie sogar der Schlüssel zum Verständnis dieses eigenartigen Landes mit seiner vom Krieg manipulierten Stimmung ... Krieg – schon ein seltsamer Oberbegriff für so viele Spielarten menschlicher Selbstentfremdung: von der unsäglichen Tat zum kleinen Hass, von grenzenloser Trauer zum misstrauischen Blick – ein gereizter Zustand, in dem alles und jeder schwebte, verbunden mit der Hoffnung auf Besserung.

Zak hatte dieses atmosphärische Rauschen schon in Guatemala wahrgenommen und sich daran gewöhnt; aber hier, in El Salvador, summen blutige Geschichten in der Frühlingsluft wie ein Tinnitus, mit ungewohnter Intensität ... Und man sieht Pac-Man die Straße herunterdampfen, und als ersten wird er Marc wegmampfen, denn der zündet gerade einen Feuerwerkskracher, den er von Silvester übrig hat. Und er wirft damit auf das nebenstehende Hotel ... Ein Mann kommt herüber, seine Tochter könne nicht schlafen. Marc versichert ihm eifrig, mit Händen und Füßen, er werde ganz bestimmt leise sein, aber dies hier sei nun mal sein letzter Kracher, und ohne groß zu fackeln ... *Bumm! Bis in den Schlafhinein ...*

Die drei Transvestiten, die jeden Abend über die Uferpromenade flanieren, blicken einander erschrocken an.

Als Frank beginnt, mit Daniel abzuräumen, trollt sich Marc torkelnd auf sein Zimmer. Gerald aber und Zak sind in Luftgitarrenstimmung – es ist ihr letzter Abend in La Libertad –, also ziehen sie mit Michael und Eric weiter ins *whorehouse*, wie sie die zweifelhafte Tanzhalle an der Ecke nennen, die bald Frank gehören soll.

Lampions und bunte Birnen scheinen auf die Straße; der große Raum ist offen und nur abgetrennt durch eine halbe Mauer, auf der ein paar Kinder sitzen. Sonst ist niemand da, tatsächlich wurde hier auch noch nie eine Hure gesehen, aber hinten steht eine uralte Wurlitzer-Musikbox, die einem für zwei *Colón* fast

jeden Wunsch erfüllt – sogar *Otelcalifornia* von den *Igles*, drei Mal hintereinander.



Gerald und Zak fuhren noch zusammen nach San Salvador. Vor dem Busterminal kauften sie sich eine Brause und setzten sich auf den Bordstein, wartend auf den Anschlussbus.

Eine verwahrloste junge Frau erregte ihre Aufmerksamkeit: Die Haare standen ihr in verfilzten Büscheln vom Kopf, als habe sie sich absichtlich verstümmelt. Sie hätte hübsch sein können, wäre sie nicht so unendlich mager und schmutzig gewesen, und hätte sie nicht einen so verdrehten Gesichtsausdruck gehabt – verrückt irgendwie. Die Frau stolchte um die parkenden Autos, tatschte an die Scheiben und rüttelte wahllos an Türgriffen. Der Brauseverkäufer kam aus seinem Laden und beobachtete sie ebenfalls. Zak fragte ihn, ob er die Frau kenne, was mit ihr nicht stimme.

„*Pega Pega*“, antwortete der Verkäufer. „Klebstoff. Es ist fast ein Wunder, wenn sie so alt werden. Wer weiß, was sie dafür tun musste ... Das ist vielleicht das Schlimmste.“

Die verdrehte Schnüfflerin hatte die Straße überquert und krebste in eine Baulücke. Dort stand sie, ohne Deckung, und begann sich auszuziehen, fummelte unmündig an sich herum. Dann ging sie in die Hocke und kackte in den Müll wie ein Hund.

„Das arme Mädchen“, murmelte Zak.

„Ja, aber wie will man ihr helfen?“, antwortete Gerald. „Sie hat sich den Verstand weggeätzt.“

Und Zak kam das Bild des sterbenden Hundes auf der Plaza von Tegucigalpa hoch: räudige rote Haut, ein blanker Brustkorb, der nur noch röchelt – und der Nachgeschmack seiner eigenen Feigheit, dem Leiden ein Ende zu setzen ... ein schlechtes Gefühl: Feigheit.

Gerald hing seinen eigenen Gedanken nach: „Vielleicht hat sie früh ihre Eltern verloren oder ihr Vater war ein Säufer. Das ist genauso schlimm.“

„Da magst du Recht haben.“

„Mein Vater war so ein alter Säufer. Ein richtiges Arschloch.“

Zak war überrascht. So hart hatte er Gerald noch nicht reden hören. Aber der beließ es bei dem bitteren Kommentar und wechselte rasch das Thema. Zak wollte nicht nachhaken.

Er war plötzlich froh und dankbar, dass er so gute Eltern hatte. Vielleicht war das der Grund, warum er nicht so oft an zu Hause dachte: Es gab keine Probleme. Er vermisste Lola und seine Freunde, nicht aber die Familie ... Die war immer da – die Welt hingegen wartete, voll mit Wundern ... Die verrückte Schnüfflerin dagegen kannte ihre Eltern vielleicht nicht einmal – für sie war die Welt leer. Ein leeres Gefängnis, keine Wärter, keine Mauer ... nichts was eine Flucht verhindert hätte. Nur flüchtige Gitter aus Klebstoffgasen.



Es war ein kurzer, herzlicher Abschied von Gerald – ein fester Händedruck vor dem ungeduldigen Busterminal ... Danach stellte sich die Leere ein: Es war jedes Mal ein Gewaltakt, sich ins Unbekannte zu stürzen. Aber auch daran konnte man sich gewöhnen.

Im Bus nach San Miguel kam Zak ins Gespräch mit seinem Nachbarn: Ramón war Lehrer, verdiente seinen Lebensunterhalt aber als Trompeter und Komponist in der *Raza Band*. Als sie den Río Lempa passierten, zeigte Ramón aus dem Fenster und sagte: „Siehst du die zerstörte Brücke dort vorne? Sie ist im Krieg von der Guerilla in die Luft gesprengt worden.“

„Und wie sieht's heute aus? Mit dem Frieden, meine ich.“

Der Musiker senkte die Stimme. „Es ist wie vor dem Krieg, es ist genauso schlimm wie vorher. Schau aus dem Fenster, es wird gebaut und geplant. Aber das Geld und das Land sind in den Händen einiger Weniger. Deshalb ist die Armut überall.“ Ramón schwieg einige Sekunden, dann fügte er hinzu: „Du kannst nicht frei reden in diesem Land, denn du weißt nie, auf welcher Seite dein Nachbar stand. Du weißt nie, ob du nicht mit einem feigen Mörder redest.“

Zak schaute aus dem Fenster und nickte leicht.

„Ich will dir was erzählen.“ Der Musiker flüsterte fast hinter vorgehaltener Hand: „Als ich noch studierte, hab ich jeden Morgen in der Universität geprobt, noch vor dem Unterricht hab ich mich in den Keller verzogen und zwei Stunden Saxophon gespielt. Es war die Zeit, als die Todesschwadronen umgingen und alle Linken und Freidenker abknallten. Ich kam also immer als einer der ersten zur Uni und eines Morgens ... da fand ich die Leichen von drei Kommilitonen vor dem Eingang. Enthauptet ... Ich blickte nach oben – und da sah ich ihre Köpfe ... aufgespießt auf den Streben eines Stacheldrahtzauns ... Sie tropften noch.“

Zak schwieg. Der Bus hielt, einige Bauern drängelten sich mit ihren schweren Säcken hinaus, und ein Clown mit einer Krücke stieg zu. Er trug einen zerlumpte Harlekinanzug: ein Overall mit bunten Flickern besetzt, dazu eine feuerfarbene Lockenperücke. Sein Gesicht war halb weiß, halb schwarz geschminkt.

Neben dem Fahrer blieb er stehen. „Sehr geschätzte Damen und Herren“, hob er an. „Gestatten Sie mir nur einige Minuten ihrer kostbaren Zeit. Sie wissen, Arbeit ist schwer zu finden, die materielle Not ist groß. Ich hatte einen Unfall, und so muss ich mich auf meine anderen Talente besinnen, denn ich habe eine Familie zu ernähren. Es ist schwer, aber mit Gottes Hilfe werden wir es schaffen. Verehrte Damen und Herren, entschuldigen Sie nochmals die Belästigung. Ich möchte Sie nicht ohne Gegenleistung um Geld bitten, ich habe eine Ware anzubieten.“

Aus der Hosentasche holte er eine Handvoll Luftballons. Mit zwei Atemstößen blies er einen auf. Aus der langen Wurst knotete er ein Tier: „Bitteschön, der blaue Hund!“ Vorne saß ein Mädchen, Zak sah nur ihre tiefschwarzen Zöpfe. Der Clown verneigte sich, so elegant es seine Krücke zuließ, und reichte dem Kind den Lufthund. Er flüsterte der Kleinen etwas zu. Das Mädchen lachte, dass es ihre Zöpfe schüttelte – man hörte es im ganzen Bus.

„Das ist ein Freund von mir“, erklärte Ramón.

Der Clown ging durch den Gang, erzählte Witze und sammelte Groschen. Und als er bei dem Musiker anlangte, begrüßten sich die beiden. Zak gab dem Clown ein Geldstück; dafür erhielt er

ebenfalls einen geknoteten Hund: „Danke schön der Herr, der hier ist für deine Freundin.“

„Danke ebenfalls“, erwiderte Zak, „aber bis ich meine Freundin wiedersehe, ist wahrscheinlich längst die Luft raus.“

Der Clown lächelte und holte einen roten Ballon hervor, blies ihn aber nicht auf, sondern gab ihn an Zak weiter: „Heb das gut auf, dann kannst du ihr später selbst was zaubern.“

Revolution. Die freie Liebe in Zeiten der Eifersucht (pimp your system)

Wieder mal allein in einer fremden Stadt. Atemlos und übernächtigt und hungrig nach Liebe läuft man durch die Straßen, staunt und bebt. *Es ist die Einsamkeit, es sind die Sterne!* Und die Häuser mit ihren Lichtern und die Blicke, die ihn streifen.

Zwei anstrengende Tage liegen hinter ihm mit achtmal umsteigen: Von La Libertad nach San Salvador, dann San Miguel, Santa Rosa de Lima und El Amatillo. Dort übernachtet, die Grenze schließt um fünf Uhr nachmittags. Das Häuflein Elend auf der anderen Seite nennt sich Choluteca; von hier aus durch bis El Espino. Das war Honduras – ciao!, es war schön. Und jetzt Nicaragua, gefürchtet und herbeigesehnt: San Marcos de Colón und endlich Estelí.

Dunkel ist es. Aus den Küchen Estelís dringen Gerüche und Licht in die tristen Gassen ... Der sanfte Beat der Melancholie treibt ihn weiter. Gefangen in der Freude über seine Freiheit. Am Boden zerstört, während er im siebten Himmel schwebt. Er genießt seine Zerrissenheit mit brennenden Augen, unfähig sie zu schließen.

Wie heroisch! – wie konnte es nur so weit kommen? Ist nicht alles fürchterlich unecht, was diese Reise betrifft? Mal scheint im Rückblick alles fad und geplant aus niederen Motiven (auffallen, anders sein, etwas beweisen); dann doch von tiefen Gefühlen getrieben; aber was sind sie schon, die Gefühle, dass man sie nicht ignorieren könnte?

...

Ich schreite durch eine Bahnhofshalle, im Kopf Sätze formend, durch kalten Zigarettendunst. Der Botschaft meines T-Shirts bewusst, drehe ich den Kopf, durchdringe die Menschen mit meinem Blick (besonders die Mädchen); aber niemand nimmt mich wahr, obwohl ich doch so eindeutig der Mittelpunkt bin.

...

Ach, im Urlaub sind sie alle leicht zu haben. Sagt man. Warum auch nicht? Du wolltest doch alles ausprobieren, Zak! Du willst doch nicht immer der Scheißgute sein. Und jetzt hält dich ein Versprechen zurück, das du nie gegeben hast? ... Das Geschlecht gehört gefeiert!

Den meisten reicht ein Kribbeln. Aber du willst doch mehr ... mehr Intensität, immer nur die Anfänge von Liebesgeschichten. Oder vielleicht reizt es dich nur zu erfahren, wie das ist, wenn man seine Gefühle überwindet ... Verrat an der Vergangenheit? – Man könnte das auch eine offene Zukunft heißen ... In der Wüste der Liebe kämpft der testosteron-Löwe Ich-will gegen den sentimental Drachen Du-sollst: Freiheit will er sich schaffen, von neuen Oasen zu trinken. Ohne das heilige Nein vor der Pflicht verdorrt die Liebe. Oh Nietzsche, alte Nudel!

Warum soll ich nicht mehrere Frauen lieben können, die eine so, die andere so, jede auf die ihr angemessene Art? ... Ist der limitierende Faktor die Zeit – oder funktioniert die Liebe nur mit einer geraden Anzahl von Personen? ... Gibt es die Liebe, die nicht Besitz ergreift, die dem anderen alle Freiheiten lässt, die nicht eifersüchtig ist? Wäre dies die freie Liebe oder die wahre – oder die gleichgültige?

Kann das wirklich wichtig sein, wer wen wo berührt? Was ist meine Treue denn schon wert? Ist sie nicht ohnehin nur eine Erfindung derjenigen, die keine Auswahl haben, die nicht mehr im Spiel sind: ein billiges ökonomisches Prinzip? ... Und wenn schon. Dann wenigstens ist die Liebe keine Nullrechnung mit Haben und Soll – wo bliebe da der Wertzuwachs durch Handel?

Aber Lola, liebe Laila, vergiss das alles! Du hast das nie gehört ... Wer die Freiheit sucht, den bindet sein Suchen ... Laila: Ich liebe diese Straße, jetzt und hier, aber ich sehne mich nach dir! Und doch bleibt mein Problem: Wie könnte über meine Lippen kommen, ich möchte mich auf immer in dir verlieren, wenn ich nicht an die Beständigkeit dieser Welt glaube? Wenn nichts für immer ist und das Nichts für die Ewigkeit. Ich kann nicht fassen, wie du mir zwischen den Fingern zerrinnst.

Wo ist meine Wahrheit? ... Laila, wo bist du? Siehst du auch diesen kalten Himmel?

Mein Kopf ist voll, der Raum so leer.

Weg von den Wörtern, hinaus in die Welt;

ohne Drang keine Schöpfung.

Doch an manchen Tagen ist alles nur Fassade,

Wissen nur ein Pudel auf der Promenade.

Erinnerungen, um sich daran aufzugeilen.

Nur ... einmal möchte ich mich sagen hören:

Mein ganzes Leben war nur dazu da, dich kennen zu lernen.

Denn im Zweifel explodiert sowieso immer alles.



Nicaragua hatte ihn freundlich begrüßt, abgesehen von kleinen Habgierigkeiten bei der Einreise. Gleich hinter der Grenze, im Bus nach Estelí, wurde Zak von einem jungen Mann angesprochen, und Zak fragte ihn gleich nach der politischen Situation. In Nicaragua, so hieß es, könne man mit jedem ein politisches Gespräch führen. Was also hielt Yuris von den Sandinisten, was von den Contras, welche Rolle spielten die USA wirklich?

Yurys konnte Zak keine befriedigende Auskunft geben. Es war ihm nicht unangenehm, so direkt befragt zu werden, er wusste einfach keine Antwort. Es komme alles auf den Standpunkt an, meinte er und flüchtete sich ins Allgemeine. Als sie bei einer Rast zusammen eine Cola tranken, schrieb er in Zaks Tagebuch:

Nicaragua.

Mein Name ist:

Yurys Salvador Alvarez Schneider

Ich studiere in Managua.

Und lebe in Condega,

von der Telefongesellschaft zwei Blöcke nach Norden.

Ich bin 19 Jahre alt,

und hoch erfreut, einen neuen Freund zu haben.

Du kannst mich zu Hause besuchen.

*Und ich würde dich gerne in Deutschland besuchen.
Erinnere dich stets an mich,
und zähle auf einen Freund mehr.*

Kurz darauf stieg Yurys aus, und Zak war froh in Nicaragua angekommen zu sein. Er hatte sich vor diesem Land gefürchtet. Nicaragua war ärmer als alle anderen Länder Mittelamerikas. Wie in El Salvador und Guatemala hatten sich auch hier die Bürgerkriegswunden entzündet, aber in Nicaragua war die Situation anders, komplizierter, größer. Exemplarisch. Hier ging es nicht nur darum, dass die Armen gegen die Reichen aufbegehrten, dass die Guerilla mordete und entführte, während rechte Diktatoren oder reiche Familien das Volk metzeln ließen. Hier in Nicaragua war man schon drei Schritte weiter: Die Revolution hatte gewonnen, versagt und die Wahlen verloren.

Denn ihre Geschichte begann früher als anderswo. Es war einmal ein hagerer Mann mit dicker Nase und großem Hut namens Augusto César Sandino. Er wuchs in einer Zeit auf, in der die USA uneingeschränkt über Mittelamerika herrschten. Mit Dollars und Soldaten setzten sie die Präsidenten ein und ab, wie es ihnen gefiel. Sandino, ein Handwerker, beschloss zu kämpfen und drängte um 1927 tatsächlich die US-Soldaten zurück. Darauf taufte man ihn den *General der freien Menschen*; er soll einmal gesagt haben: „Eines Tages werden wir siegen, und wenn ich es nicht mehr erlebe, kommen die Ameisen zu mir unter die Erde und erzählen es mir.“

Doch die USA bauten eine einheimische Terrortruppe in Nicaragua auf, die Nationalgarde unter Führung Anastasio Somozas, und Sandino wurde während eines Friedensgesprächs 1934 von eben diesem Somoza ermordet. Somoza wurde darauf Präsident und herrschte biblische zweiundzwanzig Jahre, mordete und folterte und drohte und saugte. Franklin D. Roosevelt soll über ihn gesagt haben: „Er ist ein Hurensohn, aber er ist unser Hurensohn.“ Somoza seinerseits wurde von dem Journalisten Rigoberto López Pérez erschossen, der darauf zum Märtyrer wurde. Die Familie Somoza aber herrschte weitere zweiundzwanzig Jahre

über Nicaragua, das darauf zum Armenhaus der westlichen Hemisphäre verkam.

Bereits in den Sechzigern formierte sich eine neue Guerilla im Geiste Sandinos, die Nationale Sandinistische Befreiungsfront FSLN. Aber erst als Anastasio Somoza Junior 1978 den Zeitungsverleger Pedro Joaquín Chamorro ermorden ließ, erhob sich das Volk und jagte seinen Diktator zum Teufel, genauer zu General Stroessner nach Paraguay, wo Somoza Jr. ein Jahr später gleichfalls ermordet wurde.

Die Sandinisten unter Führung von Daniel Ortega und den neun Comandantes wagten das Experiment Sozialismus. Die Menschen sollten lesen und schreiben lernen. Die Ameisen waren außer sich, suchten nach Sandinos Knochen.

Nicaragua war ein gefährliches Beispiel für alle unterdrückten Völker Amerikas, denn die „sind wie Vulkane: Niemand zündet sie an. Sie explodieren ganz von selbst.“ (Ein hübsches Fidel-Zitat.) Und deshalb kramte Ronald Reagan das Handbuch für Imperatoren raus: Verschachere alte Waffen an den Iran, rüste von diesem Geld einen Bananestaat auf. Errichte in Honduras Trainingscamps für die Konterrevolutionäre in Nicaragua und die Todesschwadronen von El Salvador. Packe ein Wirtschaftsembargo drauf und sage: Der Kommunismus wird euch alle fressen! Lerne von den Römern: Teile und herrsche.

Auf der anderen Seite mischte die Sowjetunion mit, schickte ihre *Spezialisten*. Und Nicaragua wurde zum Symbol, zum heiß umkämpften Fähnchen auf dem Spielbrett des kalten Krieges.

Die Sandinisten ihrerseits verstanden es, die linken Intellektuellen des Westens für sich einzunehmen. Internationalisten kamen in Scharen, um sich mit der Revolution solidarisch zu beweisen: in den Dorfschulen, auf dem Feld und als lebende Schilde an der Front. Aber insgeheim waren die Sandinisten bereits zu Diktatoren kommunistischer Prägung gewuchert. Sie folterten und massakrierten (besonders die Indianer), wuschen Gehirne und ihre Hände in Idealismus. Die Planwirtschaft trieb das Land noch tiefer in den Ruin, bis viele Campesinos durchaus freiwillig zu den Contras gingen, dazu einige hohe Sandinisten, die die Revolution

verraten sahen. Zurück blieb ein überforderter, radikal-linker Haufen unter der Knute des KGB, unter Beschuss der CIA.

Doch erst als der Ostblock zerbröselte und Nicaragua nur noch vom eigenen Elend zehrte, gab es Wahlen, und Violeta Chamorro kam an die Macht, die Witwe jenes Verlegers, dessen Ermordung zum Volksaufstand gegen Somoza geführt hatte. Zwei Monate nach ihrem Amtsantritt legten die Contras die Waffen nieder. Trotzdem ging es Nicaragua seitdem unverändert – schlecht.

All das ging Zak durch den Kopf, während Baumwoll- und Maisfelder vorüberzogen, während das Land immer bergiger wurde. Das Meiste stand in jedem Reiseführer, anderes wusste er aus Gesprächen. Am Wegesrand hatten vor allem UNO und FSLN ihre Logos gesetzt, mit Schablonen auf Felsen, Bäume und Hauswände gesprüht: die (Regierungsparteien der) Vereinigten Oppositionsparteien und die Sandinistische Befreiungsfront, von der Nicaragua noch lange nicht befreit war.

Das nördliche Gebirgsland, Estelí, war eine Keimzelle des sandinistischen Widerstandes gewesen; Zak war gespannt, was er hier vorfinden würde – neue Freunde, desorientierte Ameisen, einen erloschenen Vulkan? In Nicaragua, soviel stand fest, musste alles Reisen politisch sein.



Willkommen in der *Galerie der Helden und Märtyrer der Revolution!* – hier stapeln sie sich: Vergilbte Fotos an allen Wänden, hunderte, die meisten in schwarz und weiß. Stolz und entschlossen blicken die Helden in den leeren Raum, ein wenig verschwommen auch, als zersetze die Zeit die Schärfe ihres Schicksals. So schauten sie früher alle bei Porträtaufnahmen, aber so alt sind diese Bilder noch nicht. Junge Frauen sind darunter – ihre bucklig gewordenen Mütter kümmern sich vor der Tür um ihr Andenken. In der Ecke steht ein Plastikblumenkranz unter einer Plastikfolie, damit er nicht verstaubt.

Che, Mao, Sandino: Revolution ist gerechtfertigt! ... Und die gleichen Gesichter trifft man draußen auf der Straße: Stolz und wild,

gleichzeitig verzweifelt und enttäuscht. Nur schärfer und in Farbe. Die Köpfe einiger wichtiger Revolutionshelden sind modern und überlebensgroß an die Decke gemalt: Carlos Fonseca, Mitbegründer der Sandino-Front, und Rigoberto López Pérez, der Somoza Senior erschoss. Eine lachende anonyme Frau füllt eine ganze Wand; sie hat ein Gewehr geschultert, die freie Brust bleibt ihrem Baby ... *Welch eine Ikone! Wie konnte es nur soweit kommen? Ist das nicht alles fürchterlich unecht?*

Wenn Zak auch eine starke Abneigung gegen Propaganda pflegte, musste er sich doch gestehen, dass ihn diese Gesichter beeindruckten. Dass er ebenfalls Wut entwickelte, Appetit auf Revolution, ein bisschen Blutvergießen. Aber wer zeigte ihm den Schuldigen, der es verdient hätte zu sterben? Den bräuchte es schon für eine zünftige Revolution.



Die Kathedrale leuchtete frisch gestrichen unter einem Himmel voller Wolken. Noch vor dem Frühstück hatte er Laila angerufen. Beide hatten sie sich bemüht, guter Laune zu sein und nichts in Frage zu stellen.

Zak setzte sich auf eine Bank; der Brief sollte an seine Freunde gehen, und er schrieb über die Gesichter, die er gesehen hatte, in der Galerie und auf der Straße. Eine seltsame Stimmung herrschte hier. Die Leute schauten nicht so misstrauisch wie in El Salvador, nicht so scheu wie in Guatemala, eher sagte ihr erschöpfter Blick: Scheiße, wir haben es wenigstens versucht!

Die Schuhputzkinder umschlichen ihn und warfen schiefe Blicke, trauten sich aber nicht herüber. Das war überall so, allein wegen der Dreadlocks. Er schrieb über sein Frühstück an einem Straßenstand – *gallo pinto*: Reis, Bohnen und Ei – in Gedanken bei Laila, als ein Mann um die vierzig ihn fragte, ob er ein Gringo sei.

„Vielleicht. Ich bin Deutscher“, antwortete Zak, und der Mann reichte ihm die Hand und sagte:

„Die Deutschen sind gute Leute. Sie haben immer zu uns gehalten.“ Er nahm einen Schluck dampfenden Pulver-Kaffees.

„Dann ist ein Gringo für Sie ein US-Amerikaner? Manche sagen das hier zu allen Ausländern.“

„Wissen Sie, für mich hat das nichts mit der Nationalität zu tun. Ein Gringo ist einfach ein Mann ohne Eier, ein *gallo* ohne *pinto*.“ Der Mann lachte, als er Zaks fragenden Blick sah und erklärte: „Ursprünglich waren nur die Nordamerikaner Gringos. Das Wort kommt aus Mexiko ... Als die US-Armee in Kalifornien einmarschierte, riefen die rotzigen Kinder den grün gekleideten Soldaten zu: *Green Go!* Haut ab, Grünröcke! Aber das weiß hier kaum einer ... Du wirst am Tonfall erkennen, wie es gebraucht wird, als Scherz oder im eigentlichen Sinn: als Aufforderung zu gehen.“

Zak sah von seinem Block auf und abwesend zur Kathedrale. Da versuchte es doch ein Schuhputzjunge – „*Shoe shine, mista, shoe shine ...*“ – und ließ sich nicht abwimmeln. Mit großen Augen und dreckigem Gesicht hockte er sich vor Zak auf seinen Kasten.

„Warum lässt du mich nicht deine Schuhe putzen?“

„Weil es Sandalen sind und nicht mal welche aus Leder. Danke schön also.“

„*Mista*, warum lässt du mich nicht deine Schuhe putzen? *Shoe shine.*“

„Sie sind einfach sauber.“

Mittlerweile waren drei weitere Jungen hinzugekommen; der größte von ihnen fragte: „Warum trägst du eine Perücke?“

„Das sind meine Haare.“

„Nein.“

„Ich müsste das schon wissen ... Hast du noch nie Dreadlocks gesehen? Kennst du nicht Bob Marley?“

„Darf ich mal anfassen?“

Der Junge hatte blondes lockiges Haar und mochte fünfzehn Jahre alt sein. Mit seinen Fingern, schwarz von Schuhcreme, griff er einen Zopf und knetete ihn, bis es Zak zuviel wurde: „Es reicht jetzt ... Wie wär's wenn ihr mich einfach in Ruhe lasst.“

„Warum hast du die Haare so?“

„Weil es mir so gefällt ... Das hängt mit der Musik zusammen.“

Diese Erklärung reichte den Jungen aus dem Park nicht, sieben waren es mittlerweile. Sie saßen hinter Zak auf der Mauer, neben

ihm auf der Bank, vor ihm auf ihren Kästen und bedrängten ihn mit Fragen. Es war ihm unangenehm, aber da ihr Interesse echt war, erklärte er den Jungen, wie man Dreadlocks machte, was Reggae für ihn bedeutete, und was ihn nach Nicaragua geführt hatte. Bis ihn eine simple Frage in Verlegenheit stürzte.

„Hast du eine Freundin hier?“

„Nein, in Deutschland.“

„Ein Jahr bist du weg – und du nimmst dir kein anderes Mädchen?“

„Nein.“

Darauf begannen die Jungen zu kichern und sich zu schubsen, bis der blond gelockte Anführer herausplatzte: „Dann machst du es dir also selbst!“ ... Und er schüttelte einen imaginären Cocktail in der Luft. Das Gelächter hallte über den Platz, fuhr in die frisch gestrichene Kathedrale, machte einen Looping über dem Beichtstuhl und wurde als dumpfes Echo wieder hinausgeworfen; was gab es darauf noch zu antworten?

„Du kennst dich anscheinend aus, wenn es darum geht“, Zak wiederholte die Handbewegung.

„Ich habe zwei Freundinnen, wie viele hast du?“

„Weißt du, wir in Deutschland haben die Ansicht, dass man nicht mit der Liebe prahlen sollte.“

„Hier hat jeder mindestens eine Geliebte.“

„Ich weiß. Ich will das aber nicht.“

„Warum?“

„Okay, ich will versuchen, es dir zu erklären: Wir ... Ich habe eine andere Vorstellung davon, was Liebe bedeutet. Und außerdem will ich kein Lügner sein ... Musst du etwa nicht deine eine Freundin anlügen, wenn du zur anderen gehst? ... Ich will mir halt selbst treu bleiben; da mach ich's mir eben selbst.“

Die Jungen kicherten, der Anführer nickte.



Die folgenden Tage waren schrecklich. Zak bekam Magenkrämpfe und Fieber. An einem Straßenstand hatte er drei Apfelsinen

gekauft; aber erst, als er die letzte aufschnitt, hatte er genauer hingesehen: Im Fruchtfleisch wüteten winzige Insekten, und nun wütete auch in seinem Magen eine sechsfüßig wuselnde Pein. Dreimal erbrach er sich über der Gemeinschaftstoilette der Hospedaje Pepito, dann kam nur noch Galle. Zitternd ließ er von der Kloschüssel ab, wusch sich im Innenhof Hände und Gesicht, spülte den Mund, ging in sein Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Er kroch unter das Laken und die grobe Decke und versuchte zu lesen, aber nach kurzer Zeit brannten ihm die Augen. Da klopfte es an der Tür.

Draußen standen die drei Töchter der Herbergsmutter, die Jüngste versteckte sich hinter den anderen. „Wir möchten dir das hier geben“, sagte die größte, ein hübsches Mädchen mit langen schwarzen Zöpfen. Sie überreichte eine Rose und einen Zettel und trat schnell den Rückzug an.

*Hey Zacharias,
wir schreiben dir, um dir zu sagen,
dass wir dich sehr mögen.
Xochilt. Waut. Monse.
Was denkst du darüber?
Wir hoffen auf deine schriftliche Antwort.*

Zak antwortete nicht. Er krümmte sich in seinem Bett und schwitzte erste Fieberangst, während auf dem Nachttisch neben ihm die Rose und der Luftballonhund von dem Clown in El Salvador unmerklich welkten, unaufhaltsam, unaufhörlich.

... Was einen vom Selbstmord abhält, sind andere Menschen und Apfelsinen. Anderen Menschen will man nicht wehtun, und Apfelsinen erinnern einen daran, dass die Welt auch Süße zu bieten hat, trotz aller Insekten. Ihr Saft ist kalt und köstlich, Ausdruck der absoluten Freiheit, so scheint es ... (Kerouac fragt: Glaubst du, dass diese Apfelsine wirklich existiert? – Scheiße Mann, wovon redest du? Ich werde diese Apfelsine jetzt essen!) In schlimmen Fällen empfiehlt sich ein wenig Gesichtsgymnastik: Selbstmorrhrrrrd, Apfelsiiiiiiiiiiiiine ... Wenn man dabei noch in den Spiegel guckt, hat man gewonnen: Es ist zu lächerlich ... Nichts

rechtfertigt solchen tödlichen Ernst ... nichts, das Nichts, die Leere ... Also ist der Nihilismus der Grund für soviel Ernst? – Aber keine Sorge: Aus Nichts Etwas zu machen, ist die ganz besondere Begabung des Menschen.

Die Mädchen waren fünfzehn, vierzehn und sieben Jahre alt, sie ließen keine Ruhe und schoben das nächste Papier unter der Tür durch:

*Entschuldige die Dreistigkeit,
aber wir möchten eine Antwort,
auf den Zettel,
den du gerade von uns bekommen hast.*

Das war herzerreißend; Zak öffnete die Tür, rief die Schwestern heran, sagte ihnen, dass sie hübsche und liebenswerte Mädchen seien und bat sie, für ihn Medikamente, Brot und Wasser zu kaufen ... Was Laila in diesem Moment wohl machte? Auf welcher Party mochte sie sich gerade amüsieren, sechs Stunden, neunzig Grad, zehntausend Kilometer weiter? ... Als draußen die Sonne unterging und der Raum sich trübte, zündete er neben der Rose und dem Hund eine Kerze an und blickte die Nacht über an die flackernde Decke, bis die Kerze nicht mehr war.



In Jinotega gab es nicht viel zu tun. Den Jupp aus Eschenholz und seinen Kreuzgang in vierzehn handelsüblichen Halbplastiken hatte Zak sich schon angeschaut, aber selbst auf bergigen Pfaden zu wandeln, danach war ihm nicht zumute; auch nach vier Tagen noch fühlte er sich schlapp. Also setzte er sich in den Schatten eines Baumes und wartete auf den Bus, der ihn nach Matagalpa zurückbringen würde.

Die Kirche war leer gewesen, bis auf einen weinenden Indio, der dem blutenden Christus sein Leid geklagt und auf Knien um ein Korn Gerechtigkeit gefleht hatte. Nun kam auch er die breiten, ausgetretenen Stufen herunter, schaute sich verzagt um, ob diese

absurde Welt sich schon geändert habe, und ging geduckt seines Weges.

Ein Junge kam angelaufen, drehte aber enttäuscht ab, als er Zaks Sandalen sah. Halb Nicaragua bettelte oder putzte Schuhe. Zak hatte sich an vieles gewöhnt, aber gestern in Matagalpa war es schlimm gewesen wie noch nie: Dreckverkrustete Kinder hatten ihn beim Essen belauert wie Hunde. Ja, sie hatten am Hosenbein gewinselt. Er hatte geweint im Hotelzimmer ... Die Häuserwände waren beschmiert mit Sandinisten-Propaganda und „Violeta No!“

Wer lässt so etwas zu? Ich habe es satt, die Schuld immer zu entpersonalisieren! Wer sind die Arschlöcher, die solches Unheil anrichten? Ist es der Präsident von Nicaragua? Der Präsident der Vereinigten Staaten? Der Präsident von Russland, oder sind es alle Präsidenten der Welt? – auch sie nur Menschen ... Aber das System wird von Menschen gemacht. Von Sandinisten und Contrarevolutionären, von Kommunisten und Kapitalisten.

Die Kommunisten wollen den Egoismus abschaffen, Besitz und Eifersucht. Alle sollen gleich sein – das klingt so einleuchtend und verführerisch, aber es macht einen jeden austauschbar. Um den Menschen soll es gehen, und doch verliert er seinen Wert. Alle sollen sich lieb haben, aber die freie Liebe wird mit Schlägen durchgesetzt – denn Kontrolle ist besser. Der Kommunist ist ein Zuhälter mit Blumen im Haar.

Der Kapitalist dagegen (genauer: der Neoliberale) glaubt, dass man sich alles kaufen kann, sogar die Freiheit und also den Menschen. Und wer erst noch Kapital aufbauen muss, hat immer noch die Freiheit, sich selbst zu verkaufen. Der Neoliberale ist ein Puffbock ohne cojones, das heißt: ohne Standpunkt.

Und was kann Revolution dann noch bedeuten vor dem Geschacher dieser Riesen? ... Prostitution! Pimp your system!

Aber was ist nun mit den Schuldigen? ... Ach, es sind zu viele! ... Alle zu verurteilen ist genauso aussichtslos, wie alle zu lieben. Das war ja die große politische Idee der Hippies: Einfach die Arschlöcher abzuschaffen – in Deutschland die Nazi-Väter, in Amerika die Vietnam-Hetzer ... die Revolution der freien Liebe: Was ich wirklich will, ist, dass alle Kriege aufhören und die Menschen sich auf der Straße lieben ... Aber (nein – igit, das kann man nicht wirklich wollen) fürs Erste reichte es

mir, sie würden nur weniger fernsehen ... Und dann hatten die Hippies dasselbe Problem wie ich: Sie mussten erkennen, dass wir alle dazugehören, irgendwie ... Alle gefangen in Eifersucht und Gier. Wir sind einfach zu viele Arschlöcher, die sich Dinge aneignen wollen, die ihnen nicht zustehen. Man kann das Geld abschaffen, den Kommunismus einführen, soviel predigen, wie man will; solange es diese Gier gibt, werden die Dinge ihren gewohnten Lauf nehmen ... Und wenn man plötzlich sich selbst abschaffen muss, dann sucht man eben das Nirvana in Indien – oder einfacher noch, sich zuzudröhnen, um sich zu vergessen ... Aber vielleicht wollten die Hippies auch einfach nur ihren Spaß haben. Ja, die Arschlöcher ignorieren und sich mit der Welt versöhnen.

Der nächste Morgen in Matagalpa war frisch und sonnig: vorbei an flachen Häusern, deren Türen offen standen; hübsche Orangen ... Fleischklumpen in einem Holzkasten, von Fliegengitter geschützt. Die Straße hinunter, ein Blick auf den Fluss, ein Gruß an die Obstverkäufer am Terminal. Ein schöner Tag – das war ihm klar, als er den Bus nach Managua bestieg: Im Radio lief *Karma Chameleon*, und drinnen saßen neunzehn skandinavische Mädels – alle blond, mit Knollnasen und Pickeln.



Jemand tippte Zak auf die Schulter, als er gerade am Gepäckfach des Busses mit dem Beifahrer und den neunzehn Blondinen um seinen Rucksack kämpfte.

„Hey Zak, brauchst du Hilfe.“

„Gerald!“

„Du reist wie immer in ausgesuchter Gesellschaft, wie ich sehe.“

„Schön dich zu sehen, Mann!“

Sie umarmten sich, Zak schnappte seinen Rucksack und winkte den Mädchen zum Abschied.

„Ich begleite dich zur Stadtmitte“, sagte Gerald. „Aber ich fürchte, es wird nur ein kurzes Wiedersehen; in einer Stunde bin ich schon auf dem Weg nach Panamá, musst du wissen.“

„Panamá? Du kannst doch noch nicht lange in Nicaragua sein; und was ist mit Costa Rica?“

„Bald ist Karneval, Mann! Ich möchte Karneval in Panamá feiern und dann wieder nördlich düsen.“

„Ist ja mal ganz was Neues, so von Süden nach Norden. Typisch Engländer, wieder Chaos im Verkehrswesen stiften.“

Und sie stiegen in einen Bus.

„Also, erzähl mal: Wie war dein Besuch bei William Walker?“

„Er hat nicht viel gesagt.“

„Dann hast du also die ganze Zeit geredet?“

Gerald lachte und rieb sich den Dreitagebart und anschließend die sonnenverbrannte Nase – Zak fiel erneut auf, wie unglaublich dünn seine Arme waren –, dann sagte Gerald: „Hey, ich musste erst vor drei Tagen an dich denken. Es lief *Countryroads* im Radio, und ich hab mich beim Mitsummen ertappt. Fast hab ich mich bepisst vor Lachen.“

Auch Zak lachte, und dann schauten sie aus dem Fenster und kommentierten, was sie sahen: Managua war eine ruhige Stadt, was vor allem daran lag, dass es kein Zentrum mehr gab. Nach dem großen Erdbeben von 1972 war es nie wieder aufgebaut worden. Nur noch wenige stattliche Gebäude säumten das Ufer des *Lago de Nicaragua*: Die Ruine einer gregorianischen Kathedrale, der Nationalpalast, daneben die Post und das neue Nationaltheater Rubén Darío, benannt nach dem nicaraguanischen Nationaldichter, hingewürfelt auf weiter Flur. Dazwischen grasten Schafe, es hätten Flugzeuge landen können.

Sie stiegen aus und liefen ein Stück in Richtung des Hotels, das Gerald empfohlen hatte. Dann wurde es Zeit, sich zu verabschieden. Zak sagte:

„Okay Gerald, wir haben übrigens noch gar keine Adressen ausgetauscht ...“

„Ich hab ja auch gar keine.“

„Sieben Jahre des Reisens, hmmm?“

„Genau, außerdem sehen wir uns ja doch wieder.“

„Irgendwie, ja, wahrscheinlich auf einer *Landstraße*.“

Gerald schlug ein: „Also abgemacht: irgendwann und irgendwo. Und dass du mir ja pünktlich bist, Bruder!“



Über Managua schnitt der Schatten von Augusto C. Sandino riesig in den blauen Himmel: Seine schwarze Silhouette als Werbetafel der Revolution, hager mit Hut – so unverwechselbar wie der Umriss einer Coca-Cola-Flasche. Wie ein Comic-Superheld stand er am höchsten Punkt des Kraterrandes der *Laguna de Tiscapa*, eines Vulkansees direkt hinter dem pyramidenförmigen Hotel Intercontinental. Es war so heiß, dass die Luft flimmerte, und es fehlte nicht viel, dann hätte der Papp-Sandino seinen Colt gezogen und einige schwarze Löcher in die Hitze geschossen, um etwas eisige Luft herein zu lassen. Sicher hätte er das vermocht, so mächtig stand der Schatten da, der Kratersee ihm zu Füßen wie eine Pfütze, ganz als habe er ihn mit einem Strahl aus sich herausgepinkelt.

Ein Spaziergang um den Krater führte Zak vorbei an Hochhäusern, denen große Teile der Fassade fehlten, so dass man hinein schauen konnte in die verfallenden Lebensräume der Menschen, die immer noch in diesen Schuttskeletten hausten. Seit dem Erdbeben vor gut 25 Jahren war hier nichts wieder aufgebaut worden. Zwischendecken hingen quer durch die Stockwerke, dazwischen viele bunte Fetzen: Müll, Wäsche und Gesichter, drapiert zum Trocknen. Aber wie, im Schatten des Wild-West-Sozialismus, wenn es die ganze Zeit nur Sandinisten-Pisse regnete?

So sehr ich mich auch um ein Stück Radikalität bemühe, ich kann dem bürgerlichen Ideal vom Eigenheim nichts Schlechtes andichten. Schließlich ist doch die materielle Not das, wogegen sich die Menschen auflehnen, wenn sie sich einmal auflehnen. In allen Revolutionen der Geschichte kämpfte das Volk für eine Welt, in denen es den Menschen besser ginge, für eine Welt voller Eigenheime. Nur die Führer wollen das nicht begreifen.

Dort wo Zak wohnte, im Barrio Martha Quezada, war es sauber und einigermaßen sicher. Zak verbrachte geraume Zeit in der

Hängematte und kurierte den Rest seiner Krankheit aus. Die Sonne tat gut, und die Menschen in der Hauptstadt waren eine Wohltat: Hier wurde er nicht an jeder Ecke angeglotzt; man war reserviert, aber hilfsbereit. Immer wieder liefen ihm einige der skandinavischen Mädchen über den Weg, die an irgendeinem Austauschprogramm teilnahmen. Im Bus hatte Zak nur ein paar Worte mit ihnen gewechselt, und auch jetzt drängte es ihn nicht nach Konversation.

Am Abend sah sich Zak in der *Cinemateca* einen Film mit Dennis Quaid an. Er musste mehrmals laut lachen, weil Quaid ziemlich wie Gerald aussah, nur nicht so rot und dünn und besser rasiert. Und als Amerikaner hatte Quaid nicht dieses hinterfotzige englische Grinsen. Eigentlich sah er doch nicht aus wie Gerald ... In der Reihe vor Zak saßen fünf dänische Mädchen, und als das Licht anging, schlugen sie ihm vor, ein Taxi zu teilen. Zwar wohnten sie nicht im selben Hotel, aber in unmittelbarer Nachbarschaft, gut anderthalb Kilometer vom Kino entfernt. Zak dankte, er wolle laufen, sagte, er fühle sich nach der nächtlichen Stimmung ... Natürlich, er wisse, das sei gefährlich, aber man könne das Risiko schließlich kalkulieren. Für den Fall eines Überfalls habe er einige Dollars einstecken, um Räuber zufrieden stellen zu können, aber nichts Wertvolles, nur eine Kopie seines Reisepasses. Und schließlich käme es auf das Auftreten an, auf die Kleidung, den Gang und den Blick. Die Mädchen schüttelten den Kopf und ließen ihn gehen.

Der Boulevard war schlecht beleuchtet: Ein Archipel schummeriger Lichtinseln in einer kabbeligen See aus Löchern und Stolperstellen; Windstärke drei bis vier, erste Schaumkronen. Einige Straßenkinder waren noch auf den Beinen, einige davon fast erwachsen, keine Autos mehr um diese Zeit ... doch, da kam ein Taxi. Es würde am Kino halten und die Mädchen aufnehmen ... Wie schön die Luft war, diesig zwar, aber ohne Lärm, ohne Abgase – wie abgerissen schön die Dunkelheit! Wenn ihm aus der Ferne jemand entgegen kam, wechselte Zak rasch die Seite. Ihm wurde mulmig, aber es kitzelte: Ein anregendes Spiel, seine Ängste zu überwinden, sich einer ungewissen Situation auszusetzen. Also

zwang er sich, auf die Leute zuzugehen und nicht mehr auszuweichen. Ein Bettelkind wartete auf ihn, lief Zak ein Stück nach, als er vorüberging und streckte die Hand aus; er gab ihm einen Dollar, vielleicht waren es auch zehn, was spielte das für eine Rolle? Welch eine StraÙe! Da war ein Loch von einem Meter Tiefe mitten im Gehsteig, fast ein Schlund.



Nachdem Zak seinen Rucksack im Hotel abgeladen hatte, machte er sich auf den Weg, León zu erkunden. Der Stadtplan hätte ein gutes Schachfeld abgegeben, an jeder zweiten Ecke stand eine koloniale Kirche: León, die ehemalige Hauptstadt Nicaraguas, liberal und frei, erinnerte auf den ersten Blick an Antigua; aber León war ärmer, wenn man genauer hinsah, die Bürgersteige aufgerissen, die Häuser in schlechtem Zustand, viele Straßen nur gestampfter Dreck. Trotzdem, die Stadt lebte, und der zunehmende Tourismus versprach ihr eine bessere Zukunft.

Junge Leute und Studenten saÙen um den Springbrunnen in der Mitte des *parque central*. Der Marmor der Kathedrale, der größten in Zentralamerika, strahlte heller als die Wolken im ultramarinen Nachmittag.

Ein diffus erleuchteter Dom öffnete sich vor Zak, als er durch das Portal trat: *Wer niemanden und nichts zu tun hat, kühlt sich hier drinnen ab.* Das hohe Gewölbe wurde von mächtigen Säulen getragen; mächtig wie Ceibas, an denen statt Blättern Ornamente, Mosaiksteine und buntes Glas wuchsen. Das Architektur gewordene Ideal eines geometrischen Waldes, marmorweiß in allen Nuancen. Nur noch statische Essenz, alle Auswüchse und Zufälle getilgt. Nicht in der Erde wurzelnd, sondern in den Gedanken der Menschen: *ein unsichtbares Flechtwerk von Steinwurzeln, welche die ausgelaugten tropischen Köpfe nach Nährstoffen und sicherem Halt durchwühlen. Sie quellen aus allen Ecken, von überall her, ringen miteinander, umschließen Ideen, verknüpfen sich zu einem Netz, in dem sich alle wundersamen Dinge, die hier existieren, verfangen müssen ... Und unter diesem Marmorlöwen dort auf seinem Schild, treu und*

traurig, ruht Ruben Darío, der Nationalpoet. Sein Grab ist vergittert, davor stehen drei Plastikblumenkränze, gestiftet vom Staat, von der Stadt und vom Club der toten Dichter.

Zak fröstelte. Er ging hinaus und setzte sich auf eine Bank, der Kathedrale zugewandt. Auf ihrem First beugten Statuen von Sklaven sich zu einem Bogen, in dem einmal eine Glocke gehangen haben musste.

Ein junger Mann mit Schnauzbärtchen und versonnenem Lächeln setzte sich zu Zak. „Hallo, ich bin Franzisco“, stellte er sich vor und fragte Zak, woher er komme, was er mache, wie ihm die Stadt gefalle und den üblichen Schnickschnack. Franzisco erzählte von sich, er sei Student und arbeite als Bäcker. Das Leben sei hart in Nicaragua, aber als letztes von fünf Kindern, habe er wenigstens nicht an die Front gemusst. Seine eigenen zwei Kinder wohnten mit der Mutter bei den Schwiegereltern, denn er sei geschieden. Nein, eine Unterstützung könne er nicht zahlen, sagte Franzisco, aber er tue was er könne, und neulich habe er den Kindern zwei Stifte und ein Malheft geschenkt.

Als die Sonne hinter ihrem Rücken verschwunden war, stand Franzisco plötzlich auf: „*Vamos!*“, sagte er. „Wir gehen zu einer Party.“ Und er führte seinen neuen Freund zum drei Blocks entfernten Museum Ruben Darío, wo es einen Empfang anlässlich des 91. Todestages des Dichters gab.

Im festlich beleuchteten Innenhof hielt ein wichtiger Mann eine wichtige Rede. Drei Schönheitsprinzessinnen, überhübscht mit Schärpe und Diadem, standen neben ihm. Etwa siebzig Damen und Herren in ihrem besten Staat lauschten aufmerksam und klatschten höflich. Am Eingang drängelten sich Leute von der Straße, aber keiner wollte oder traute sich hinein, obwohl es sich um eine öffentliche Veranstaltung handelte. Zak in seiner abgewetzten Jeans für den universellen Gebrauch fühlte sich eindeutig *underdressed*.

Franzisco dagegen kannte keine falsche Bescheidenheit und hielt stracks auf die Bar im hinteren Teil des Gebäudes zu. Während er Becher um Becher guten Rums und Wodkas organisierte,

tat Zak es ihm nach und widmete sich unter schrägen Blicken den Appetithäppchen.

Seine Begeisterung für die ausgestellten Reliquien Daríos hielt sich ob dieser erbaulichen Beschäftigung in Grenzen; um so mehr ereiferte sich Franzisco, ihm die historische Bedeutung von Hut, Mantel und Degen, sowie der Totenmaske des alten Herren nahe zu bringen. Allerdings wurde Franz dabei immer betrunkenener und verlor seine bislang klare Aussprache, so dass Zak kaum noch ein Wort verstand. So konnte er nur scheinheilig nicken oder mit den Schultern zucken, was Franz zu missverstehen schien.

Die Stimmung wurde unangenehm, und Zak verging die Lust zu trinken, also stand er auf. „Ich werde jetzt gehen“, sagte er, doch Franz hatte Einwände: Zuerst wirkte er bestürzt und bat Zak zu bleiben, dann wurde er zickig, als Zak trotzdem auf den Ausgang zusteuerte ... Auf der Straße holte Franz ihn ein.

„Ich habe eine Idee. Lass uns noch zu einem Freund von mir gehen.“

„Es ist schon spät. Ich möchte morgen früh aufstehen.“

„Es dauert nicht lange. Wir sagen nur hallo und trinken ein Bier. Es ist auch nicht weit, nur ein paar Blocks.“

Große Lust hatte Zak nicht mehr, aber wann würde sich wieder so eine Chance bieten, in das echte Nicaragua einzutauchen? ... Ja, warum eigentlich nicht? Die Neugierde nahm zu, sein Misstrauen schwand, je weiter sie ins *barrio* eindrangten. Immer noch spielten Kinder auf der Straße – die Jungen Fußball, die Mädchen Variationen von Himmel und Hölle. Einige Leute saßen vor ihren Häusern, schauten von den hohen Bordsteinen in die Gassen hinab, und das Licht aus ihren offenen Türen trug eine gewisse Wohnlichkeit mit sich hinaus.

Das Haus von Franziscos Freund war durch einen Abwassergraben von der Straße getrennt. Eine Holzbohle führte darüber, im Graben spielten zwei Kinder. Franz drückte Zak in einen Schaukelstuhl, der auf der Terrasse herumstand und flitzte um die Ecke. Einige Sekunden später steht ein aufgebracht gestikulierender Nica vor Zak, flucht und will wissen, was das Gringoarschloch hier zu suchen hat.

Bevor Zak auch nur ein Wort erwidern kann, eilt Franzisco herbei, erklärt seinem Freund, dass alles in Ordnung sei und fragt Zak im selben Atemzug nach zehn Cordobas. Der Freund scheint noch lange nicht besänftigt, so wütend blickt er drein, also rückt Zak mit den anderthalb Dollars raus. Die beiden Nicas verschwinden im Hinterstübchen. Zak steht auf und geht.

Zwei Blocks weiter holt Franz ihn ein, redet wirres Zeug und fuchtelt dabei mit einem Tütchen Koks herum. Zak geht schneller und sagt ihm, so scharf er eben kann, er möge sich verpissen, erreicht aber nur, dass Franz Schritt hält, im Laufen das Päckchen aufreißt, seinen Ausweis hervorholt und sich eine Ecke Koks zieht (wofür er immerhin stehen bleibt). Zak fasst sich an den Kopf und geht kommentarlos weiter, so schnell er kann ohne zu rennen. Bald hat Franzisco ihn aber erneut eingeholt; es scheint kein Entkommen zu geben, es ist unglaublich.

„Hör mal, *hombre!*“, ruft Zak: „Ist mir völlig egal, was du machst, ist mir egal, wenn du auf der Straße mit deinem Koks rumwedelst, aber das machst du nicht in meiner Nähe! Ich werde jetzt in mein Hotel gehen, und du leckst mich am Arsch. *Adios!*“

Damit glaubt er, seinen Standpunkt klargemacht zu haben, aber Franz schaut ihn nur verständnislos an. Ein Kind steht einige Meter entfernt und hält die Hand auf; Franzisco bedient sein anderes Nasenloch.

Angeekelt läuft Zak weiter, bemüht, den durchgeknallten Koker zu ignorieren, aber der folgt über weitere zehn Häuserblocks. Zak bleibt stehen.

„Pass auf! Ab hier gehen wir getrennte Wege.“

„Aber ich muss auch in diese Richtung, ich wohne dort.“

„Bitte. Ich möchte wirklich allein gehen.“

„Ja, ist ja gut. Ich gehe aber sowieso in diese Richtung, und es ist gefährlich, allein um diese Zeit.“

„Ich glaube, du bist hier die größte Gefahr.“

„Hast du Geld für eine Zigarette.“

„Hier, kauf dir ne Schachtel, Mann – aber lass mich bloß in Ruhe!“

Am Hotel angelangt, fühlt Zak sich erschöpft, aber sicher; er regt sich ab. An der Ecke hat noch eine *tienda* offen, hier kauft er ein Erfrischungsgetränk: Papayasaft mit Wasser im Plastikbeutel. Er setzt sich auf den halbmeterhohen Bordstein vor dem Geschäft und lässt die Beine baumeln. Kaum hat Franz sich zu ihm gesetzt, friemelt der Irre wieder mit dem Koks rum. Eine Prise ist in seine Hosentasche gerieselte, und er bemüht sich, das Pulver wieder in die Tüte zu bekommen. Die Besitzerin des Ladens sitzt auf einem Schaukelstuhl daneben und guckt interessiert zu.

Zak fragt: „Sag mal, findest du das normal, was du da machst? Ich meine: *Ist das hier normal?*“

„*Ah que?*“ Franzisko schaut verdutzt auf. „*Si claro.* Jeder macht das, jeder weiß es.“

„Und die Polizei? Was machst du, wenn die Polizei das hier sieht? Und was mache ich vor allem, wenn sie mich mit dir sieht?“

„Oh, die Polizei weiß auch, was abgeht, und normalerweise gibt es keinen Ärger. Sie sollten es nur nicht sehen.“

Zak blickt zu der alten Frau im Schaukelstuhl, aber die reagiert nicht, in Gedanken mag sie die Himmel-und-Hölle-Spielfelder ihrer Jugend abhüpfen.

Zak reicht der Koks Nase versöhnlich die Hand und geht zum Hotel: „*Adios hombre.*“

Franz geht die paar Meter mit. „Schau“, sagt dieser absonderliche Mensch vor dem Tor, das in den Innenhof führt. „Ich arbeite auf dem Markt, du könntest mich morgen dort besuchen.“

„Ich fürchte, das wird nicht möglich sein“, erwidert Zak. „Ich mache einen Ausflug, wohin weiß ich noch nicht.“ Tatsächlich will er sich die Zuckerrohrmühle San Antonio anschauen, aber das will er nicht verraten; noch einen Tag mit dieser wandelnden Katastrophe würde er nicht überstehen.

„Okay, wir machen einen Ausflug, also ... zum Strand.“

„Ha, nein danke! *Ciao.*“

„Ich bin allein, du bist allein, hey, ich kann ein Auto organisieren, und wir könnten morgen Nachmittag zum Strand fahren.“

„Nein, mir gefällt es ganz gut allein, und ich bin auch nicht hier, um den Strand zu besuchen.“

Schweigen. Dann kramt Franz diverse Ausweispapiere heraus, die nicht einmal seine eigenen sind, sondern die seiner Frau; nur die ID-Karte mit den Koksspuren gehört eindeutig ihm. Damit diskutiert und wedelt er herum, als könne er so das Misstrauen verscheuchen, das wie eine fette Fliege über ihren Köpfen brummt.

„Das hat damit nichts zu tun, *hombre*.“ Zak schüttelt resigniert den Kopf.

„Du hast meinen Namen vergessen!“

Das bringt Zak aus dem Konzept. Wirklich, er hat Franzisko seit dem *parque central* nicht mehr beim Namen genannt, und für den Moment weiß er tatsächlich nicht, mit wem er spricht.

„Dein Name stand da gerade auf diesem Wisch.“

Es ist nutzlos zu diskutieren. Zak klopft an die Pforte und bittet den Wachmann des Hotels, ihn einzulassen. Er dreht sich nicht mehr um und geht knirschend über den weiten Innenhof zu seinem Raum, während hinter ihm das Tor ins Schloss fällt und das Rufen dieses rätselhaften Menschen abschneidet.

Wracks. Tauche nie gegen dein Gefühl

Bluefields ist der bedeutendste Karibikhafen Nicaraguas, ein armes Piratenkaff im Herzen. Einige Holzhäuser sind schmuck gestrichen, die meisten aber wild und notdürftig zusammengeschustert nach dem letzten Hurrikan. Kokospalmen und Bananenaustauden wachsen in den rohen Gärten zwischen verrosteten Tonnen mit Regenwasser, Pflügen und Reifen, Brettern und Autobatterien, umgeben von Flickenzäunen aus Plastik und Wellblech.

Es hat geregnet, also sind die Straßen schlammig, und in den Kirchen der Adventisten gospelt die Gemeinde sich trocken. Auf dem nass glänzenden Asphalt der Hafenmole schillern Öllachen in Regenbogenfarben ... der Hafen selbst wirkt als Prisma und bricht die farblose Idee des Menschen-an-sich in ihr Spektrum möglicher Hautfarben: schwarz, braun und weiß, rot und ein paar Tupfer gelb, in allen Zwischentönen.

Alle scheinen etwas zu tun zu haben, auch wenn sich niemand beeilt: Nussbraune Ladinis mit nackenlangen Haaren und Muskelshirts sitzen in den Booten, spielen mit den Außenbordern, erdschwarze Kreolen mit Krause schleppen Pakete, Garifunas verkaufen Kassetten, Asiaten Suppe; Weiße und Indianer – Miskitos, Sumos und Ramas – warten auf ihre Passage, aus verschiedenen Gründen. Und Mischlinge zwischen Indianern und Schwarzen nennt man Zambos. Auch diese Vielfalt ein Regenbogen, *auch ich ein Wassertropfen, unscheinbar, aha, ein Deutscher. Darf man sich so fühlen, nachdem man geboren ist unter Menschen, die sich ebenfalls als Deutsche fühlen. Da man weiß, man ist ein Viertel Tscheche, ein Achtel Grieche, ein sechzehntel Däne, und irgendwann kreuzten auch ein paar Hugenotten die Familie. Die Menschen verschiedener Kulturen und Farben haben sich schon immer geliebt, wann sie durften –*

und gehasst, wann immer sie mussten ... Hass entsteht erst in der Gruppe, in der Abgrenzung einer Gruppe ... und wenn es knapp wird (oder scheinbar knapp), werden als erstes diese Grenzen hart, zwischen denen und uns – wo immer sie gezogen sind.

Der Dialekt, die Sprache, die Herkunft hinterm Berg, die Religion, die Rasse oder das Volk, rote Haare oder das Fußballtrikot – eigentlich lassen sich mit allen Unterschieden Grenzen setzen ... Aber die Organisationseinheiten sind im Laufe der Geschichte gewachsen, vom Stamm zum Fürstentum zum König- zum Kaiserreich zum National- zum Suprastaat – was bedeutet, dass keine Grenze wirklich feststeht ... Und vielleicht werden die Menschen irgendwann begreifen, dass Unterschiede nur dann zu Grenzen werden, wenn man sie dafür nimmt.

Die Bürgersteige von Belfast, bemalt in den Nationalfarben Irlands oder Englands – und wehe dem Schulkind, das die gegnerische Flagge quert! Da paradieren sie im Namen Wilhelms von Oranien oder unter Hammer und Sichel und Sternen und Streifen, mit Parolen, Panzern, Mistgabeln ... und man möchte sie laut anschreien ... Dummheit, Ignoranz, Minderwertigkeitskomplexe, Liebesentzug, überkommener Hass, Korruption und Gier (Buddhisten an die Front), vor allem aber Dummheit! – ARSCHLÖCHER!!! Ja, man möchte „Arschlöcher!“ schreien, den ganzen Tag.

Und ganz heiser schließlich finde ich mich wieder auf einer Fähre, durch schaumig braunes Hafengewässer auf dem Weg zur großen Maisinsel. Rostende Wracks erschweren das Manövrieren. Sie stecken mitten im Becken, als seien sie dort auf eine Mine gelaufen. Vielleicht ist ihnen auch einfach nur der Sprit ausgegangen, hier ist alles denkbar. Sie dienen den Pelikanen als Loge, dem absurden Treiben der Menschen zuzuschauen. Ach, könnte ich mich dazu setzen, immer einen Fisch in der Backe!



Es hagelte in die leuchtende aufgebrauchte See und auf das schmutzige Deck der Fähre. Und die weißen Körner schmolzen so schnell, dass man ihren festen Zustand kaum bemerkt haben würde, hätten sie nicht nach dem Aufprall noch ein, zwei Sprünge getan. Es war nur ein kurzer Schauer. Zak lehnte sich zurück auf

seinen Rucksack, bedeckte die Augen und öffnete den Mund, um einige Hagelkörner zu fangen. Aber sie fühlten sich an wie Regen.

Erst als die große Maisinsel in Sicht kam, gesellten sich Andrés und Layne wieder zu Zak aufs Vordeck.

„Zurück nehm ich das Flugzeug“, sagte Layne und setzte eine Baseballkappe auf, da ihm der Wind fortwährend die blonden Locken über sein leicht verquollenes Gesicht schlug. Er kam aus San Diego.

Andrés war ganz bleich, er hatte sich gerade übergeben, aber er lächelte. „Wenn du Pech hast, wirst du in der Luft genauso durchgeschüttelt, und da oben gib’t keine Reling ... Danke, dass du auf unsere Rucksäcke aufgepasst hast, Zak.“

Andrés überragte Layne noch um einen Kopf und schien in seiner Männlichkeit einer Rasiercreme-Reklame entsprungen, nur seine Nase war etwas zu groß und fleischig geraten. Aber das verstärkte noch eher den virilen Eindruck. Zak hielt ihn ebenfalls für einen Amerikaner, denn er sprach perfektes Englisch, doch dann legten sie an und teilten sich ein Taxi ans andere Ende der Insel, und Andrés unterhielt sich mit dem Fahrer in reinstem Spanien-Spanisch. Zak verstand kein Wort. Er sei in Barcelona aufgewachsen, erklärte Andrés am nächsten Tag auf der Terrasse ihres Hotels. Das, bevor seine Familie sich trennte und er mit der französischsprachigen Mutter in die Schweiz zog. Deutsch war seine vierte, italienisch seine fünfte Sprache. Das Schulenglisch hatte sich während seiner Bankausbildung in Schottland verselbstständigt und in verschiedene Dialekte gespalten, über die Andrés nach Belieben verfügen konnte. Nicht die geringste Unsicherheit lag in seinem Ausdruck, in seiner Gestik nicht das geringste Zögern.

Es regnete wieder wie jeden Mittag, und Andrés schaukelte in einer aus Plastikresten geflochtenen Hängematte und erzählte zu Zaks Erstaunen, er sei Schweizer Offizier. In Sarajewo hatte er beim morgendlichen Jogginglauf in der Sicherheitszone den Schüssen der Heckenschützen in den umkämpften Stadtteilen lauschen können.

„Und du hast dich freiwillig für Bosnien gemeldet?“

„Als Schweizer hast du Aussichten auf die besten Jobs in der UN-Truppe. Ich war Pressesprecher“, sagte Andrés auf deutsch.

„Das stell ich mir noch erträglich vor.“

„Von dem Elend bekam ich nicht viel mit, nein. Ich war ja meist im Hauptquartier ... Aber man lernt eine Menge. Du kommst in Kontakt mit Menschen aus den verschiedensten Ländern.“

„Genau das ist es, was ich am Reisen so mag.“

„Das Abenteuer liegt in der Begegnung, *verdad?*“ Andrés lächelte und verfiel wieder ins Englisch. „Ich kann mir vorstellen, du hast es nicht schwer Mädchen kennenzulernen, Zak.“

„Ich habe eine Freundin zu Hause.“

„Und du bist ein Jahr unterwegs, sagst du? ... Da passiert doch mal was.“

„Ich konnte mich beherrschen bis jetzt“, witzelte Zak. „Auch wenn mir eine Menge dänischer Mädchen über den Weg gelaufen sind.“

„Oh, die hören sich an wie ein Rudel Seehunde. Ich mag die deutschen.“

„Auf dieser Reise?“

„Zweimal hatte ich das Vergnügen. Zuletzt auf Roatán“, sagte Andrés.

„Du hast keine Freundin?“

„Schon, aber nichts Festes. Es ist so: Ich weiß noch nicht, was ich machen soll, wenn ich zurückkomme. Ich könnte auf einer Militäarakademie studieren oder in die Wirtschaft gehen. Pressearbeit würde mir Spaß machen. Und wo ich lande, steht in den Sternen ... Ich hätte Lust auf ein bisschen Sonne, Spanien vielleicht.“



Nein, die große Maisinsel hatte ihren Namen nicht verdient. So wenig wurde hier angebaut und erwirtschaftet, dass sich kaum jemand regelmäßig Gemüse und Fleisch (mit Ausnahme von Hühnchen und Fisch) leisten konnte. Es gab ein Ferienressort für reiche Nicas, aber alles Drumherum wirkte provisorisch: Karg die

Hütten, notdürftig die Wege, provisorisch das Essen, runtergekommen selbst das Meer, das ausgeschlachtete Schiffswracks Rostschicht für Rostschicht zerrieb und sich aneignete – gleichsam nagte die See an diesen Schiffsgräten ohne jemals satt zu werden. Selbst die Palmen am Strand hatten keine Krone mehr: zwanzig Meter hohe Stümpfe, in Unterholz und sandige Erde fundamementiert, zu morsch, den Himmel zu stützen, der vor acht Jahren in Form eines Hurrikans auf die Köpfe der Menschen niedergestürzt war. Mochten die Schäden an der Vegetation noch darauf zurückzuführen sein oder auf eine Palmenkrankheit – die Kokosölfabrik an der Mole jedenfalls, die einzige Industrie, wirkte ebenfalls kränkelnd, hustete nur ab und an gelbliche Wölkchen in den Himmel wie Schleim in eine leere Schüssel.

Alle brauchten Geld, und die Touristen hatten es. Also wundernten sich Andrés, Layne und Zak nicht, als sie auf dem Weg zum Dorf von Elmore abgefangen wurden, der ihnen zuerst Meeresfrüchte anbot, dann einen Tauchtrip und schließlich Frauen.

Elmore war ein verschlagener Typ, einer dem sie in Lívingston die Rastas abgeschnitten hätten, wenn er denn welche gehabt hätte. Ein Tauchtrip hätte sicher Spaß gemacht, aber Elmore besaß nur eine Garnitur – und die bestand lediglich aus der Aqualunge und einer Flasche, die er sich seit zehn Jahren unter den Arm klemmte, wenn er nach Hummern tauchte. Das entsprach nicht gerade den ersten beiden Taucherregeln, die Zak sich von Nik und Ed auf Roatán hatte anhören müssen, als sie für ihren Tauchkurs gelernt hatten: *Tauche nie allein*, und *Tauche nie ohne Tiefenmesser und Taucheruhr*. Zudem war Elmore eine miese Type und rechtfertigte damit die Rezitation einer dritten, vielleicht der wichtigsten Taucherregel: *Tauche nie gegen dein Gefühl*.

„Ich denke, wir werden auch allein hübsche Frauen kennen lernen“, entgegnete Andrés auf Elmores letzte Offerte und ließ ihn links liegen.



Als sie wieder in der Herberge eintrafen, hatte bereits ein neuer Gast Quartier bezogen: Tom aus Utrecht, der bereits in León Zaks Zimmernachbar gewesen war. Der Holländer lachte, als sie sich erkannten, er lachte, als Zak ihm die Hand schüttelte, und er lachte immer noch, als sie mit Layne am nächsten Tag einen gemeinsamen Strandspaziergang machten.

Sie liefen dort, wo das körperwarme Wasser ihre Füße umspülte und erzählten sich ihre Geschichten: Layne hatte sich vor einem guten Jahr eine Auszeit von seinem Studium der Volkswirtschaftslehre in Stanford und von seiner Karriere als College-League-Wasserballer genommen und war drei Monate durch Südeuropa und Marokko getingelt. Als er danach heimkam, war das Fernweh größer denn je, und er konnte seinen Vater überreden, ihm ein Praktikum bei einer Bank in Costa Rica zu besorgen. Das hatte er nun hinter sich, und es blieben ihm drei Wochen, um Nicaragua, das fremde, das andere Land, zu erkunden ... Tom hatte nur Urlaub machen wollen; eigentlich hatte auch er Costa Rica gebucht und dort, in Montezuma sein Paradies für zwei Wochen gefunden. Doch ebenso wie Layne hatte ihn Nicaragua gereizt, die politische Legende, einfach nur der Klang.

Das Wasser wellte sich lang unter dem diesigen Himmel und sicher langweilten sich auch die Matrosen auf den Frachtern nahe dem Horizont. Einzig ein paar Kinder brachten genügend Energie auf, sich dieser Öde zu widersetzen: Sie tollten in den mäßigen Wellen und ließen sich an den rostenden Wracks vorbeitragen.

„*Vamos!*“ rief Tom und rannte los, es den Kindern gleich zu tun; Layne und Zak folgten.

Tom war ein ungemein fröhlicher Mensch; sein breites Gesicht fasste kaum sein ausuferndes zähneweißes Lachen, das allerdings für einige Zeit erlosch, als es von einer Welle unglücklich in den sandigen Grund getrieben wurde. Mit Schürfwunden an Kinn und Wange torkelte Tom an Land und rieb sich das Genick. Doch erst als er merkte, dass ihm das Lachen Schmerzen bereitete, begann er zu stöhnen.



Die ernstesten Herren knallten ihre Dominosteine auf den Tisch, dass Zak Angst um ihre Gläser bekam, die mit jedem Stein ein Stück mehr auf die Tischkante zuhopsten; unbegründet – denn die Spieler waren durstig und bewahrten ihre Getränke immer im letzten Moment vor dem Absturz, was freilich sie selbst demselben näher brachte. Domino, das war das Spiel der Karibik. Aber die einsetzenden Ragga-Bässe, die den hektischen Merengue-Beat ablösten, zogen Zak zur Tanzfläche, wo auch Layne, Tom und Andrés abrockten: *Mis ojos lloran por ti*, der Sommerhit, der Zak schon seit Livingston begleitete.

Andrés tanzte nicht lange allein. Plötzlich hatte er eine Mulattin mit kurzen krausen Haaren und ebenso kurzem Rock im Arm ... aber eigentlich hielt er sie mit den Augen und führte mit reiner Gedankenkraft ihre Schritte. Zweifellos war er ein guter Tänzer.

Als die Musikrichtung wieder wechselte, gingen Layne und Zak vor die Tür des Schuppens, setzten sich in den Sand und überlegten, wo sie etwas zu rauchen auftreiben konnten. Sie beschlossen, den erstbesten Verdächtigen um Ganja anzuhaufen. Nicht gerade ein eleganter Plan, wie Layne bemerkte, aber ein durchaus realistischer.

In der Mitte der einzigen Straße des nahen Ortes wartete eine Gruppe Jugendlicher auf Godot. Layne und Zak winkten einen Burschen beiseite und fragten geradeheraus, wo auf dieser Insel Gras zu bekommen sei. Der Junge erwies sich glücklicherweise nicht als der Sohn des hiesigen Wachtmeisters; nach einer kleinen peinlichen Stille führte er Layne und Zak tatsächlich auf schmalen Trampelpfaden zwischen Palmen, durch Gärten und Unterholz zu einer abgelegenen Hutzelhütte. Zu seiner Großmutter.

„Wie viel wollt ihr denn?“, fragte die alte Dame gutmütig, obwohl sie zu so später Stunde überrascht worden war. (Es mochte bereits zehn Uhr am Samstagabend sein.) Gefällig holte sie das gute Selbstangebaute aus einem Einmachglas und wickelte die gewünschte Menge in ein Maisblatt.

Layne und Zak sahen sich an, sobald sie wieder allein waren, und prusteten los und klopfen sich auf die Schultern und schüttelten ungläubig die Köpfe. Doch erst zurück am Strand bemerkte

Layne ihr Malheur: „Oma ist die Beste – aber wir hätten sie nach Blättchen fragen sollen.“

„Sie hätte uns wahrscheinlich Packpapier gegeben. Mal überlegen ... Das Maisblatt ist noch zu frisch.“

Sie überlegten eine Weile, während sie zum Hostal liefen, bis Layne schließlich vorschlug: „Wir könnten den *Lonely Planet* von Südamerika rauchen – du hast doch einen, oder? –, die Seiten sind dünner, als die vom Zentralamerika-Buch.“

Sie gingen auf ihr gemeinsames Zimmer, und Zak kramte in seinem Rucksack.

„Mal sehen ... Naja, wenn's sein muss.“

„Das Kolumbienkapitel soll das Beste sein.“

Zak wühlte weiter: „Hey, die Seiten meiner Taschenbibel sind noch viel dünner, fast wie Zigarettenpapier.“

„Lasset uns die Genesis rauchen, liebe Gemeinde“, rief Layne ganz feierlich. „Es werde Licht!“

Und also geschah es. Zak gab ihm Feuer, und sie sahen, dass es gut war. Die Offenbarung folgte.



Es war bereits spät am nächsten Nachmittag, da rief eine Frau vom Weg her nach Andrés. Der löste sich aus der Runde auf der Terrasse, ging durch den Flur des Holzhauses und durch den schmalen Vorgarten bis zum Zaun, öffnete aber nicht das Tor, sondern lehnte sich bequem darüber, um mit seiner Tanzpartnerin vom Vorabend zu sprechen, die im alternden Tageslicht etwas abgezehrt wirkte. Von seinem Sitzplatz in der Verlängerung des Flurs konnte Zak als einziger den Rücken von Andrés und den hoffnungsvollen Ausdruck der Mulattin sehen – eher die Körpersprache als das Gesicht. Ihre Hoffnung mochte auf der Chance beruhen, etwas Geld zu machen oder sogar von hier fortzukommen in ein besseres Land oder tatsächlich auf Gefühlen; diese Hoffnung mochte oberflächlich sein, nur wenige Stunden gereift, aber sie war ganz Gegenwart. Es lag soviel darin. Das ganze Haus war nur mehr ein Rahmen für das Kaleidoskop des Flurs, an

dessen Ende es die Gefühle nun wie farbige Plastikplättchen durcheinander schüttelte; ein dunkler Gang, in dem sich die Stimmungen vielfach brachen und verschoben.

Andrés stand ganz ruhig da, ein steter blauer Fleck, die Frau aber rotierte schnell durch alle Farben von Grün über Aufgeregt-heit bis Unwillen: eine Bitte, die in Bitterkeit zerfloss. Brüsk wandte sie sich schließlich ab und ging. Andrés sah ihr nur einen Augenblick nach, dann kam er zurück, ließ sich auf einen Stuhl fallen und zündete eine Zigarette an, typisch Mann.

Später, als sie alle zusammen zum Restaurant liefen, fielen er und Zak ein wenig zurück.

„Warum hast du sie weggeschickt?“, fragte Zak, und Andrés zuckte mit den Achseln: „Es wäre nicht gut gewesen ... Wie du schon bei Elmore sagtest: Tauche nie gegen dein Gefühl!“ Mehr gab es wohl auch nicht zu sagen.



Die große Unrast hatte erneut nachgelassen, aber diesmal, weil er sich erschöpft fühlte. Seine Krankheit war noch nicht vollkommen auskuriert, das hatte ihn schlapp und grüblerisch gemacht. Die Tage waren lang geworden, und tatsächlich hatte er noch nicht gelernt, mit der Einsamkeit umzugehen. Und dann zehrten da: die Liebe zu Laila und das Verlangen im Allgemeinen, das Heimweh und das Wanderfieber, das Verantwortungsgefühl und der Freiheitsdrang und all die offenen Fragen, die ihn beschäftigten.

Wollte er noch so weitermachen, überhaupt weitermachen, lohnte sich das? Um sich darüber klar zu werden, machte Zak einen Spaziergang um die Insel, immer an der Wasserlinie, damit die Füße nicht im heißen Sand brannten; denn die kopflosen Palmen gaben keinen Schatten.

Vier Monate war er nun unterwegs, und es musste Mitte Februar sein, das genaue Datum hatte keine Bedeutung. Fast eine Woche lungerte er schon auf der Maisinsel herum, und ebenso lang war es her, dass er das letzte Mal mit Laila gesprochen hatte.

Es war nicht besonders gut gewesen, ihr letztes Telefonat in Bluefields: Sie verstanden seine Briefe nicht, daheim. Jedenfalls klang das aus Lailas Fragen heraus. Sie hatten aneinander vorbei geredet und sich nicht getraut, über gewisse Missverständnisse miteinander zu streiten, obwohl das sicher ein reinigendes Gewitter gewesen wäre. Er hatte seine Briefe geschrieben wie ein Tagebuch – ehrlich von seinen Erlebnissen, von seiner Begeisterung und seiner Niedergeschlagenheit berichtend –, als Rundbrief, adressiert an seine Freunde (darunter eine Ex-Freundin). Denn seine Freunde trug er in Gedanken mit sich, und vieles dachte er im vorgestellten Dialog mit ihnen.

Zaks Briefe hatten wohl eine gewisse Faszination erzeugt, aber auch viele Unsicherheiten. Ging es ihm gut? – Er schrieb von Verzweiflung und abstrakten Fragen, dabei war er doch im Urlaub, ... sorry, auf der Reise. Wie hätten die Freunde sich auch in seine Welt hineindenken können? ... Er selbst konnte es ja kaum verstehen, was es bedeutete, alle drei Tage an einem anderen Ort zu sein, allein und mit diesem Gefühl der Freiheit, das so drückend werden konnte.

Er hatte lernen müssen, auf andere zuzugehen – das war nicht immer selbstverständlich gewesen – und wie man die Energie, die man in einen Menschen hineinsteckt, zu dosieren hatte: Es lohnte nicht, allen nahe zu treten; und dennoch durfte man nicht geizen, musste sich rasch öffnen und freizügig geben, wenn man selbst von einem anderen eingelassen werden wollte – und darum ging es ja. Immer wieder musste man sich neu erklären, sein Leben, die Pläne, die Ideen skizzieren – und man wusste genau: Es ist nur für diesen Abend, für diese Woche; denn die meisten seiner Reisefreunde würde Zak nie wieder sehen. Aber das war egal: Sie waren trotzdem wertvoll. Es waren Zweckgemeinschaften dabei, aber auch echte Freundschaften – Gerald und Nik; Jody vielleicht –, die sich dort unter Zeitdruck aus der Gleichgültigkeit erhoben hatten. Er reiste weiter in dieser Ebene, aber die Freundschaften blieben wie termitenhafte Türme oder glimmende Vulkane mit fruchtbaren Hängen hinter ihm stehen. Und wenn er sich umblickte, dann verwunderte es ihn jedes Mal aufs Neue, wie schön und –

aus dieser Perspektive – dicht an dicht dort alles stand: jedes Ding einzigartig, in jedem Moment fertig und doch darauf wartend, dass er weitermauern, weiterackern möchte.

Zak breitete die Arme aus in dieser unwirklichen Landschaft am Rande der bekannten Welt, drehte sich im Kreis, bis ihm schwindlig wurde und stürzte sich ins Meer. Es ließ ihn lauwarm ein und kühlte trotzdem seinen aufgeheizten Körper. Heftig schwamm er nach draußen.

Trotzdem wertvoll, das war es! Trotz aller Kürze und Oberflächlichkeit. Man musste erst einmal lernen, den Augenblick in seiner Vergänglichkeit zu schätzen, dachte Zak, auf dem Rücken treibend, richtig schätzen zu lernen, die Arme hinterm Kopf, die Augen geschlossen, die Ohren unter Wasser. Man lernte, mit so wenig auszukommen, wenn man mit dem Rucksack reiste. Auch mit wenig Zeit. Man kam schneller zum Punkt bei Freundschaften ... Bilder flossen an ihm vorüber, locker schwamm er zurück.

Weiter, diesen Strand der Einsamkeit entlang ... ob das mit Laila gut gehen konnte? ... War sie denn überhaupt der Gegenstand seiner Sehnsucht? ... Manchmal, wenn er ein Foto von ihr betrachtete, durchzuckte es ihn, und er spürte sie mit allen Sinnen, doch konnte er dieses Gefühl nicht lange halten, und bald war es wieder nur die Erinnerung: dass er einmal gefühlt hatte und es eigentlich noch tun sollte ... Aber war das nicht normal? Arbeitete die Liebe nicht mit solchen Tricks? ... Kein Glaube ohne Zweifel. Schmerzvoll war diese Zerrissenheit, aber sie brachte auch Lust: Leidenschaft, Leidenslust. Und manchmal schien ihm Lola nicht mehr zu sein als ein Anlass, über ihr Bild diese Lust heraufzubeschwören.

Und gerade, als er das dachte, durchfuhr es ihn wehmütig: *Wenn man doch nur fassen könnte, was einem zwischen die Finger kommt – wenn man anrühren könnte, was man berührt ... Laila, du heißt Weisheit, Lola der Sex. Laila und Lola, ihr durchschliert jeden Augenblick dieser Reise. Aber wie unbeholfen wir uns auch umschlingen und zu durchsinken suchen – wir zerrinnen uns; sind wie Öl und Wasser. Zu begreifen ist das nicht ... In all dem Gerangel halten wir*

inne, um uns tief in die Augen zu blicken – und sehen: nur die Oberfläche.

Hier, auf der Maisinsel, fand Zak die Gelassenheit, sich diesen Sachverhalt einzugestehen und ihn hinzunehmen: Die Liebe war kein Dauerzustand, und es war müßig, sie greifen zu wollen. Auch sie unterlag der Vergänglichkeit ... und war trotzdem wertvoll. Man musste das schlicht aushalten ... Trotzdem wertvoll! – und diese simple Erkenntnis war doch ein großer Fortschritt, wie er fand.

Fast hatte er die Insel halb umrundet. Morgen würde es weitergehen. Sicher gab es noch einiges zu entdecken in Nicaragua, aber Tom hatte ihn neugierig gemacht auf Costa Rica. Montezuma am Pazifik sollte ein besonderer Fleck sein, hatte Tom versprochen. Hier hatte der fröhliche Holländer einige Freunde gefunden und wollte die letzte Woche seines Urlaubs mit ihnen verbringen. Zak würde sich ihm anschließen, und Layne würde nachkommen, er wollte noch zwei Tage in Granada bleiben. Andrés wollte noch etwas Zeit in Nicaragua verbringen.

Zak merkte, dass er sich vor der Entscheidung drückte, ob diese Reise noch einen Sinn machte (wenn sie denn je Sinn gemacht haben sollte), oder ob es nicht besser wäre heimzukehren, seine Liebe zu verwirklichen. Seine Gedanken sprangen. Es war ihm nicht möglich, ein Fazit zu ziehen. Kein Handlungsstrang zu finden, der sich durch die Ereignisse seiner Reise zog – kein Zusammenhang, kein Ziel auf das sie hinauslief. Unverbunden standen seine Tage nebeneinander, durch große Lücken getrennt, trotzdem sie so intensiv gewesen waren, dass er sich jeden einzelnen ohne Probleme zurückholen konnte. Aber etwas dazwischen fehlte eben ... So war das wohl auf Reisen wie im Leben: Am Ende der Woche, des Monats, der Jahre schaut man zurück, und hingewürfelt liegen sie da, die Momente, mit Runen darauf, die ihnen eine bestimmte Bedeutung zumessen – aber jeder Versuch, nach Zahlen zu malen, ist zum Scheitern verurteilt. Durch diese Reise ließ sich kein roter Faden ziehen. *Central America on a shoestring* – ha! Die Erfahrung, sie war ... eher netzartig ... Ja, das war das richtige Bild: In seinem Netz aus Perspektiven verfangen sich die

Ereignisse, verwickelten sich wie Treibgut oder rissen Löcher wie ein schartiger gesunkener Frachter, so dass er wie ein mexikanischer Fischer viele Sonnenuntergänge lang mit Flickern zubringen musste. Dieses Werkzeug war sein kostbarster, sein einziger Besitz.

Und hatte er sich nicht schon verändert? ... Zur Abenteuerlust war eine neue Wissbegierde hinzugekommen, da er diese Reise mehr und mehr als *Lernprozess* begriff. Nein, der Sinn würde nicht mit einem Knall erscheinen. Man musste forschen und arbeiten und ringen, um dieses *Etwas* zu definieren, das so offensichtlich falsch lief. Man musste Gründe finden ... und es würden niemals die letzten Gründe sein. Alle Antworten mussten vorläufig und relativ bleiben ... Es war unbefriedigend, so oder so – er würde also weiterreisen. Sachte schliff es in ihm an vielen Ecken und Kanten, und solche leisen Nachmittage brauchte man wohl, um sich dessen bewusst zu werden.

Fast hatte Zak das Hostal wieder erreicht, die Sonne brannte kaum mehr, da sah er eine Gestalt im Sand liegen: Es war Elmore, der schräge Vogel, der ihn anrief: „*Hey you!*“ – mehr nicht ... ein nerviger Typ. Am Vorabend hatte Elmore sie im Hostal heimgesucht, ihnen Hummer und billigen Schnaps angeboten, und als sie erklärten, sie hätten weder eine Kochmöglichkeit noch Lust, sich einen Brummschädel einzufangen, war er zudringlich geworden.

Dennoch folgte Zak dem Anruf und näherte sich Elmore, bereute dies aber gleich, als er sah, dass Elmore sich offensichtlich über ihn lustig machte: Er gluckste derart in sich hinein, dass er sich verschluckte und husten musste. Er wälzte sich unbeholfen im Sand, bis er auf dem Bauch zu liegen kam. Speichel hing ihm von der Lippe, und mit einem dümmlichen Grinsen lallte er: „So ist gut, ja ja ... So ist gut ...“, wobei er seine Finger durch den Sand zu Zaks Füßen wühlte. Zak stand drei Armlängen von Elmore entfernt und blickte auf ihn herab: ein entwürdigendes Bild; er musste betrunken sein. Halb unter seinem Körper vergraben, lag eine Flasche.

„Du bist ... du bist nicht mehr ...“ Das wiederholte er ständig, und es klang wie ein Kinderreim in einen neuen, bedrohlichen Zusammenhang.

„Was soll ich sein?“, fragte Zak widerwillig.

Das Geschöpf blickte nicht auf, Zak wandte sich zum Gehen.

„Bleib stehen. Da!“ Elmore krallte sich in Zaks Schatten, um ihn wie eine Decke festzuhalten: „Die Sonne ist heiß.“ Und er reckte sich, als wolle er den Zipfel von Zaks Jogginghose greifen, doch der wich noch weiter zurück und rief: „Komm mal bei, Mann! Was soll der Scheiß?“ – und während er das rief, suchte er nach Gründen und bemerkte, dass die Flasche kein Getränk enthielt, sondern Leim ... Elmore war also ein Schnüffler ... *Pega*, so hatte der Ladenbesitzer in San Salvador den Klebstoff genannt, die ätzende Droge. *Pega* überall, *pega pega* hielt alles zusammen.

Elmore kicherte wirr, als Zak ihm den Rücken zudrehte.

„Merk dir das“, rief Elmore ihm nach – laut und lallend und gehässig: „Die Sonne ... ist heiß! Und du bist nur ein Schatten.“

Der Vorfall riss Zak aus seiner frischen Seelenruhe; da war wieder das Bild dieses röchelnden Hundes in Tegucigalpa und das Bild des schnüffelnden Mädchens, das hundegleich neben die Straße kackte ... Wut und Mitleid überkamen ihn. Er schwitzte und dachte: *Du bist der Schatten, Elmore, nicht ich. Nein ... Ich sitze hier ganz real in meiner Höhle, und du bist ein krummer Schatten an meiner Wand. Du bedauernswertes Schattengeschöpf! Du schnüffelnder, vertrockneter Untoter, du Arschloch: Immer zur falschen Zeit am falschen Ort – geboren, verkauft, gestorben.*

Pura Vida. Inspiration ist ohne Frage, was uns alle treibt

Tom und Zak verließen (nach einer langen Reise über den Río Escondido und einer Nacht in Granada) gut gelaunt das Zollgebäude, betraten den Boden Costa Ricas und streckten ihre Daumen über dem heißen Asphalt in Richtung Süden. Hugo der Lkw-Fahrer brachte sie für den Freundschaftspreis eines Softdrinks hundertsiebzig Kilometer weiter in die Nähe von Puntarenas, wo am nächsten Morgen das Fährschiff nach Paquera auf der Halbinsel Nicoya ablegen würde. Von dort war es nicht mehr weit bis Montezuma. Und Tom freute sich darauf, Jean wieder zu sehen, einen kanadischen Architekten, mit dem er sich bei seinem ersten Aufenthalt in Montezuma angefreundet hatte. Jean müsse auf Krücken laufen, erzählte Tom, und Jean sei einfach ein toller Mensch.

Als sie in Puntarenas aus dem Bus stiegen, wurde Tom ganz zappelig, als er über den Restaurants wieder Pizza, Burger und Fritten angepriesen sah, an den Türen die Symbole der gängigen Kreditkarten. Nach der Erfahrung des Mangels in Nicaragua machte Costa Rica einen fettig-wohlgenährten Eindruck. Und auch Zak konnte nicht abstreiten, dass ihm die elf Sorten Schokoriegel im Supermarkt auf einmal Sicherheit und Behaglichkeit bedeuteten.

Vielleicht bin ich zu spröde geworden, dachte Zak bei sich. Aber was brachte es zu grübeln? Warum nicht ein wenig genießen? Nahezu jeder Schritt auf Reisen brachte etwas Neues und ein Ende. Ja dazu! Es genießen mit Staub auf den Lippen – und tanzende Wolken bleiben zurück, die sich Schicht für Schicht auf die Blätter am Wegesrand legen.



„I like grunge“, sagte Tom, während er seinen Rucksack auspackte. Sie waren in Montezuma angelangt. „Ich mag Grunge, und ich mochte Kurt Cobain ...“

„Ich hatte nie viel übrig für *Nirvana*“, bemerkte Zak. „Mir ist die Musik zu negativ.“

„Sie ist wohl eher zornig.“

„Hey, der Typ hätte sich kaum erschossen, wäre er nicht deprimiert gewesen.“

„Okay okay, dann ist es eben gerade das, was ich an ihm mag: *I like the pain in his voice*.“

Zak erinnerte sich an diesen Morgen, als sie auf dem Fährschiff eine Ananas aufgeschnitten hatten – es lag noch im Hafen von Puntarenas – und hinter Tom, auf der Reling des Nachbarbootes, saßen clownhaft eine Reihe Pelikane. Tom erzählte von dem Buchladen, den er in Utrecht mit seiner Freundin geführt hatte, und dass er sich von der Freundin (und ihrem Buchladen) getrennt hatte, und nun war da nichts mehr, wohin er zurückgehen konnte. Sein Urlaub würde noch wenig länger als eine Woche dauern, und Zuhause würde er sich dann einen neuen Job suchen müssen, was mit Computern vielleicht. Und während Tom so redete, schielten die Pelikane über seine Schulter, hungrig aber dezent. Als Zak ihn darauf aufmerksam machte, drehte Tom sich rasch um – die Pelikane zuckten zurück. Tom musste herzlich lachen, aber noch immer spannte die Schürfwunde auf der Wange, und sein Lachen mündete in einer Grimasse. Als die Fähre losfuhr, blieben die Pelikane missgestimmt zurück, und Möwen begleiteten statt ihrer das Schiff. Als Tom ihnen die Ananasschale entgegenhielt, pickten sie ihm im Flug aus der Hand.

„*I like the pain in your laughter*“, erwiderte Zak, als er grinsend von seinem Rucksack aufblickte.



Jean trafen sie später. Als Tom und Zak kurz nach Mittag an einem Tisch vor ihrer Herberge saßen – dem Strand zugewandt –, humpelte der Kanadier heran. Der Schweiß perlte von seiner Stirn:

ein mühseliges Geschäft, mit Krücken im Sand. Neben ihm ging ein übrig gebliebener bärtiger Beatnik.

„Da sind sie ja! Jean und Neil!“, rief Tom erfreut und sprang auf.

Neil feixte, nachdem sie sich begrüßt hatten: „Ja, wie schon der verrückte Joe Cocker sang: *But mad dogs and englishmen walk in the midday sun*. Ich möchte mal wissen, wozu das gut sein soll, was? Lasst uns ein Bier trinken oder zwei, hoho!“

„Mein Freund ... *gentlemen would walk, but never run – that stings*.“ Dabei legte Jean beide Krücken in eine Armbeuge und seine nun freie Hand an Neils Schulter, als wolle er sich lässig an eine Mauer lehnen. Jean hatte die Ausstrahlung eines Denkers, graue Strähnen liefen zu einem Zopf zusammen. Die Krücken waren aus Aluminium, stumpf und abgenutzt; das Hemd, offen, entblößte den kugeligen Bauch oberhalb des welken Beins und eine Narbe, die wie eine Ranke aus seiner Hose emporwuchs.

Bis in den Abend hinein saßen sie vor dem Hotel und tranken und scherzten („*Women marry men, hoping they could change them. Men marry women, hoping they would never change*“, et cetera bra bra), bis Neil sich verabschiedete. Er wohnte außerhalb in einem kleinen Häuschen, las, rauchte Pfeife, döste in der Hängematte und dachte sich dumme Witze aus, während er die Affen beobachtete, die in seinem Garten herumtollten und manchmal seine Küche plünderten: „*Life is fucking good, pura vida!*“, sagte er und nahm seine Mütze.

Auch Tom stand auf, um einen Strandspaziergang im letzten Tageslicht zu machen.

„Was soll denn *pura vida* heißen“, fragte Zak, der mit Jean allein zurückblieb. „Reines Leben – ist das eine Art Gruß?“

„Ja, genau. Kommst du mit?“

Jean stand auf und humpelte einige dutzend Meter den Strand entlang bis zu einem Fischerboot, das umgedreht zwischen Kokosprösslingen lag; er zog seinen Glücksbeutel aus der Tasche, kramte darin nach Blättchen und setzte sich in den Sand.

„*Pura vida* ... Das sagt man so daher, aber für mich bedeutet es tatsächlich was.“ Er machte eine Pause und schaute aufs Meer, als

hätte er eine Verabredung mit einer längst überfälligen Welle. „Pures Leben, das sind die Urwälder und die Papageien, die klaren Flüsse und die zwei Ozeane und der frische Fisch, der deine Zunge kitzelt; das ist das Blau der Schmetterlingsflügel und die Eselscheiße, die die Luft so würzig macht. Das ist das reine Leben, das du in Costa Rica findest ... Für *dein* reines Leben bist du selbst verantwortlich – aber hier findest du wahrscheinlich die besten Rahmenbedingungen ... Du wirkst sehr reif, Zak.“

„Lange nicht mehr rasiert.“ Zak lachte verlegen. „Und du wirkst ziemlich jung. Wie alt bist du?“

„Vierundvierzig.“

„Und, schon so was wie Einheit gefunden?“

Jean schien die Frage überhören zu wollen. Er rollte umständlich den Joint und schuf einen schmalen, nahezu perfekten Kegel. „Echte Einheit“, sagte er schließlich, „das ist so ein Zustand, den man nie halten kann ... Ich bin viel gereist in meiner Jugend. Mexiko, Indien, Griechenland, Marokko, per Autostop, mit einem Käfer und mit dem Motorrad. Was Hippies eben so gemacht haben, damals. Wenn man das durch hat, ist man schon viel ruhiger. Zumindest hatte ich nicht das Gefühl, etwas verpasst zu haben, als ich beschloss, mich ganz der Architektur zu widmen. Ich glaube, damals war ich dem Zustand der Einheit mit mir selbst sehr nah. Ich war glücklich ... Dann kam der Motorradunfall, und zwei oder drei Jahre lang konnte oder wollte ich nichts tun ... Nichts ... Und irgendwann hab ich dann mit Tai-Chi angefangen, und dadurch bekam ich wieder etwas Gefühl in meine verkrüppelten Beine. Vor allem aber stärkt Tai-Chi den Geist. Ich habe mein Gleichgewicht wiedergefunden. Einheit – das wäre übertrieben. Aber ich arbeite wieder, ich tue Dinge mit Freude, und es ist gut so ... Seit ein paar Jahren komme ich regelmäßig her und lebe in Montezuma für ein paar Monate, wenn es in Montreal kalt wird. In der Zwischenzeit sind die meisten meiner Freunde alt und spießig geworden. Ich komme besser mit ihren Kindern klar. Und wenn die wissen wollen, wie man Hanf anbaut, tja, dann zeig ich es ihnen.“ Jean zündete die Tüte an. „Ich habe meine Einschränkung akzeptiert, glaube ich, soweit man das kann. Ich

konzentriere mich nun auf andere Sachen als früher. Ich habe mehr Zeit zum Denken. Das ist wie mit einem beschnittenen Baum: Er wird dichter und voller, wenn man ihm die Grenzen enger steckt – vorausgesetzt, er findet ausreichend Nährstoffe. Und die bekomme ich hier ... Was erhoffst du dir von diesem Ort, Zak, von deiner Reise?“

„Ich habe keine großen Erwartungen an Montezuma. Vielleicht bin ich tatsächlich ein wenig reismüde. Ich möchte nur entspannen, denke ich. Nicaragua war recht anstrengend. Was die Reise angeht ...“, er zögerte, wog seine Worte genau ab, „möchte ich eine Grundlage finden, auf die ich meine Entscheidungen bauen kann. Aber je mehr ich frage, desto willkürlicher wird alles. Wahrheiten reduzieren sich zu Meinungen ... Vielleicht möchte ich auch, nun ja ... politischer werden. Keine Ahnung. Das Gefühl habe ich seit Nicaragua. Ich bin, glaube ich, ziemlich unpolitisch erzogen worden. Die großen Themen waren in meiner Familie nie wirklich wichtig. Es wurde darüber gesprochen, aber nur am Rande.“

„Was heißt denn für dich *politisch*, ein politischer Mensch zu sein?“

„Lass mich überlegen ... Ein politischer Mensch ist einer, der sich um Dinge sorgt, die ihn nichts angehen.“ Zak lachte. „Zumindest nicht persönlich ... Er übernimmt Verantwortung für allgemeine und fremde Interessen. Er ist abhängig von der öffentlichen Meinung und nährt sich von Umfrageergebnissen. Und er legt sich auf eine Partei fest – oder jedenfalls auf eine Linie.“

„Und so einer möchtest du sein?“

„Nicht direkt.“

„Aber du hast das Gefühl, dass eine Meinung von dir gefordert ist?“

„Ja, das wird es sein ... Natürlich fordert niemand direkt, aber es ist schon irgendwie ein Druck vorhanden: Welches T-Shirt trägst du, welche Frisur wählst du, welche Seiten klickst du an? Ob man all diese Dinge nun für sich selbst als Meinungsäußerung versteht oder nicht – von anderen werden sie so wahrgenommen. Und sei es rein statistisch.“

„Du empfindest es also als schwer dich *für* etwas zu entscheiden. Weil alles so komplex ist, weil es immer das Falsche sein könnte. Und du fragst dich: Muss man immer eine Meinung haben?“ Jean zündete erst jetzt den Joint an. „Ich finde es auch ganz schrecklich, wenn man genötigt wird, zu jedem Thema, immer und sofort, eine Meinung zu haben. Damit ist jeder Mensch überfordert. Ich glaube tatsächlich, man sollte sich das gönnen, auch mal keine Meinung zu haben ... Andererseits: Wenn Sachverstand die Bedingung wäre, dürfte keiner mehr eine Meinung haben, und wir müssten die Demokratie abhaken. Mangelnder Durchblick muss dich also nicht davon abhalten, Stellung zu einem Thema zu beziehen ... Es ist doch so: Wenn du weißt, wo du *stehst*, kannst du dich immer wenigstens für eine *Richtung* entscheiden.“

„Wie meinst du das?“

„Bei den meisten Menschen liegt der Standpunkt ganz weit unten. Auf einer Ebene, wo es keinen Sinn macht, mit Argumenten zu kommen ... Wie sehe ich den Menschen, wie den Nachbarn? Will ich glauben, will ich wissen? Will ich das Gute oder das Gerechte oder den Vorteil oder ist alles egal? – Die Einstellungen zu diesen grundlegenden Fragen werden ganz früh in uns geprägt. Tatsächlich gibt es auf diese Fragen auch keine allgemein gültigen Antworten; deshalb nehmen die meisten Menschen ihre Prägung einfach so hin. Es ist auch ungeheuer schwer, solche Blöcke die schiefe Ebene deines Bewusstseins heraufzurollen, um sie zu behauen und zu formen. Das erfordert große Kraft. Und es ist gefährlich, weil ... wenn dich deine Kraft einmal verlässt, könntest du von so einem halbfertigen Brocken überrollt werden ... Sisyphus fällt mir ein – Albert Camus natürlich ... Du bist ein Bildhauer am Steilhang, Zak ... Aber Scheiße, nicht nur die Ebene ist schief, auch meine Bilder sind es.“

„Neinnein, du hast Recht. Es ist ja schon mit großer Willenskraft verbunden, sich von etwas abzuwenden, sich loszureißen, aus rein negativen Gründen. Und einen positiven Gegenentwurf aufzustellen, das finde ich fast unmöglich – obwohl wir doch die Auswahl haben: Bob Marley, Jim Morrison,

Manchester United, Grunge oder die Love-Parade, was du willst: alles Lebensentwürfe, zumindest werden sie so verkauft – passende T-Shirts, adäquate Drogen – und die Leute kaufen einfach alles, das ist ja das Absurde ... Ich meine: Irgendwie sind wir doch alle auf der Suche nach dem großen Glück – und keiner weiß, was das eigentlich ist.“

„Ach, es gibt alle möglichen Sucher: Sinnsucher, Spaßsucher, Glückssucher und Inspirationssucher zum Beispiel. Und Paradies-sucher, die glauben, es bräuchte nur den richtigen Ort, um glücklich zu sein.“

„Ich finde es sehr schwierig, zu erkennen, was Glück eigentlich ist“, sagte Zak nach einer kleinen Pause, in der sie schweigend übers dunkelnde Meer schauten.

„Tröste dich, das geht uns allen so ... Aber du hast ja schon erkannt, woran es liegen mag: In dir streiten gegensätzliche Lebensentwürfe miteinander; verschiedene Vorstellungen von dem, was du mit deinem Leben anfangen kannst.“ Jean dachte kurz nach. „Glück ist der Wunsch nach Wiederholung“, sagte er dann. „Hat Milan Kundera geschrieben ...“

Zak unterbrach ihn: „Eigentlich sagt doch Kundera damit, dass kein Glück möglich ist. Denn die Zeit läuft, und irgendwann wird eine Wiederholung nicht mehr möglich sein ... Deshalb, so hat ein Buddhist mir mal erklärt, sei das Leben Leiden.“

Jean erwiderte ruhig und mit einem Schmunzeln: „Da mag Buddha Recht haben oder nicht. Wenn Kundera schreibt, dass der Wunsch nach Wiederholung Glück bedeute, liegt die Betonung auf *Wunsch*. Damit sagt er keineswegs, dass Wiederholung tatsächlich Glück wäre. Er gibt überhaupt keine inhaltliche Bestimmung von Glück, sondern einen Hinweis, wie wir Glück erkennen können ... Aber worauf ich hinaus will: Du bekommst ein Problem, wenn du Wiederholung nur negativ bewertest und dein Glück in der Erfahrung des immer Neuen suchst, wie viele Reisende es typischerweise tun ... Ich kenne dich kaum, aber du sagtest, du seiest reisemüde. Vielleicht kannst du es also an dir selbst beobachten: Wenn es zur Gewohnheit wird, ständig neue Orte zu entdecken, in neue Städte zu kommen, neue Menschen

kennenzulernen, neue Männer, neue Frauen – auch das nutzt sich irgendwann ab. Dann wird die Erfahrung des Neuen zur Gewohnheit – und du steckst in der Zwickmühle. Wenn du die Wiederholung rundweg ablehnst, dann hast du keine Chance, glücklich zu sein.“

„Was ist denn für dich Glück, Jean?“

„Es gibt verschiedene Definitionen von Glück, die ich je nach Situation anwende. Aber das Streben nach Glück ist ein amerikanischer Traum, den ich nicht teile. Glück ist nicht mein höchstes Ziel. Ich zähle mich eher zu den Inspirationssuchern. Ich habe gelernt, auch unglückliche Erfahrungen als Inspiration zu verwenden ... und ich finde auch Inspiration in der Wiederholung, im Alltag.“

Völlig pietätlos verbuddelte Zak den toten Joint im Sand: „*Yo inspiration, man!* – Das könnte auch so ein costaricanischer Gruß sein.“

Sie lachten, während Jean sich erhob: Es sah wie eine Barrenübung aus: Zwischen Bootsrumpf und Krücken stemmte er sich hoch, das dürre Bein ein sperriges Hindernis; aber er schaute Zak dabei in die Augen und redete weiter – ob Zak Thoreau gelesen habe oder Tom Wolfe oder Hermann Hesse? Dann fragte Zak, ob Jean nachher mit in die Bar komme. Die Antwort ließ keine genaue Absicht erkennen, sie mochte sich auch auf das vorhergehende Gespräch beziehen; Jean auf dem Weg zu seinem Raum, drehte sich noch einmal halb um und lächelte. „Die Reise geht nach innen, Kumpel“, rief er. „Inspiration ist ohne Frage, was uns alle treibt.“



Der dritte Tag dämmerte hinfort – schon betrachtete Zak sich als Alteingesessener –, da sah er einen Lockenkopf am Strand über einen stillen Bacharm gebeugt. Blonde Haare, Clownfrisur, Knollnase, rotes Gesicht: Es war Layne, der mit dem Abendbus gekommen war und nun Kaulquappen beobachtete ... Sie umarmten sich, und Zak erfuhr, dass Layne kein Zimmer mehr gefunden

hatte. Er würde am Strand schlafen und seinen Rucksack bei Zak und Tom deponieren.

Sie unterhielten sich bis zum Morgen in den Kneipen und später am Lagerfeuer, machten Bekanntschaften und betranken diese. Als Layne dann am späten Vormittag zerknautscht und versalzen zum Zähneputzen erschien, war ihm anzumerken, dass er am Strand nicht lange hatte schlafen können. Die Sonne hatte ihn früh geweckt.

Tom meinte, ein Süßwasserbad würde nicht nur Layne gut tun, und er schlug einen Ausflug zum Wasserfall vor.

Es war nur eine kurze Wanderung, bis der Wald sich vor ihnen öffnete: In drei oder vier Stufen ergoss sich der Fall in einen kleinen Talkessel. Unten sonnten sich ein paar langhaarige Menschen, die Affen hielten sich im Schatten der Bäume. Im UV-gesättigten Raum verwehte Wasserstaub, das Licht war ganz Welle.

Der erste Absatz war radikal: dreißig Meter hoch, vorstehende Felsen, auf denen das Wasser zersplitterte. Einige Wagemutige kletterten bis zu einem bestimmten Vorsprung, um von hier aus zu springen. Tom, Layne und Zak bevorzugten die darüberliegende zweite Stufe, die nur etwa acht Meter hoch war und an ihrem Fuß ein tiefes Becken ausgeschürft hatte.

Auf dem Rückweg, als sie gerade einen Fluss überquerten, begegnete ihnen eine Horde Kapuzineräffchen: Einige hockten auf Steinplatten, umflossen von Wasser, andere lagen faul in einer Astgabel oder werkten in den Zweigen herum. Wenn sie aßen, rieselte es Blätter, daran konnte man sie bemerken. Die drei Freunde näherten sich vorsichtig und hockten sich hin, um die Tiere zu beobachten.

„Die sehen ja fast aus wie Menschen“, flüsterte Tom. „Oder wie Katzen mit listigen Zwergengesichtern ... Aber sie erkennen sich nicht im spiegelnden Wasser.“



„*Dos cervezas por favor.*“

Layne und Zak standen an der Theke von *Bobo's Bar*. Layne hatte seine Baseballmütze tief in die Stirn gezogen, als er bestellte. Es war laut; der Wirt, ein massiver Ladino um die dreißig, verstand ihn nicht.

Layne sprach tatsächlich ein fürchterlich amerikanisches Spanisch, aber er wiederholte seinen Wunsch ruhig und langsam. Der Wirt legte das Glas beiseite, das er gerade spülte, unterbrach das Gespräch mit seiner Kollegin und stapfte herüber.

„*So – what – do – you – want?*“

Er betonte die Worte einzeln, und mit jedem Wort schob er den Kopf ein wenig mehr nach vorne und drehte ihn dabei, als wolle er Layne unter die Mütze kriechen. Der ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und wiederholte sich, diesmal auf Englisch. Mit einer flinken Bewegung angelte der Wirt zwei Flaschen Eisbier aus den Tiefen der Theke, öffnete und knallte sie auf den Tresen. Dann wandte er sich um, stiefelte zu dem Mädchen, das seinen Job am Spülbecken übernommen hatte und sagte spanischerweise: „Hast du dieses Arschloch gehört? Diese *fuckin gringos* halten immer mein *business* auf.“

Layne hatte sich bereits umgedreht, aber Zak, der alles verstanden hatte, konnte sich nicht zurücknehmen: „Hey, mein Freund wollte nur höflich sein.“

Der Chef vom Dienst reagierte aggressiv: „Dein Freund ist ein Idiot, weil er mich mit seinem Scheißspanisch aufhält.“

„Dann hast du den falschen Job, *hombre*. Schließlich ...“

„*I fuckin don't care! I can talk in every fuckin language to you.*“

„Okay, sprich Deutsch!“

„*Yeah, I can call you a Dummkopf!*“

„*Hey this sucks totally, man.*“

„*I don't care.*“

„*You should.*“

„*This is my business and if you don't like it, leave it, Dummkopf.*“

„*Yeah, fuck you and pura vida.*“

Bevor Zak einen Mittelfinger nachschieben konnte, hatte Layne ihn beim Arm gepackt und zog ihn hinaus.

„Es macht keinen Sinn, sich wegen eines solchen Idioten aufzuregen“, sagte Layne; doch Zak war wütend und traurig zugleich.

„Das ist doch nicht normal, dass jemand so reagiert.“

Layne stimmte zu. Sie organisierten sich zwei neue Flaschen Bier und sahen nach den Freunden, die sie etwa zu dieser Zeit treffen wollten. Jean saß tatsächlich auf dem Bordstein vor einer anderen Bar, die Krücken neben sich. Er schien in Gedanken versunken. Mit seinen langen grauen Haaren, dem nackten Oberkörper und dem aufgeblähten Unterleib, sah er aus wie ein melancholischer Pirat, früh gealtert durch die Wunden dutzender Schlachten. Als er die beiden entdeckte, straffte er seine Haltung, hisste ein Lächeln ins Gesicht, blieb aber sitzen, bis die ersten Worte gewechselt waren. Dann, weiter sprechend, zog er sich an einem Baum hoch, der direkt neben ihm stand. Er war nicht überrascht, von Bobos Ausraster zu hören und erklärte, der Mann habe ein ernsthaftes Kokainproblem. Vor neun Monaten seien einige scheußliche Sachen vorgefallen: Bobo habe seinen besten Freund verprügelt und die eigene Freundin geschlagen. Übrigens eine Deutsche, die ihn daraufhin verließ, aber zurückgekehrte, als Bobo eine Therapie begann ... Offensichtlich war es nun wieder soweit, und Bobo schniefte sich in eine neue Koksparanoia.

Offiziell war die Geschichte damit geklärt. Man konnte Bobo nun unter A wie Arschloch ablegen (oder unter B wie bedauernswertes Arschloch), doch in Zak hatte der Vorfall eine Gedankenlawine angestoßen: Die Drogen, ob Koks oder Speed, Acid oder Pillen, sie waren allgegenwärtig, Zak war ihnen oft begegnet, auch Zuhause sprangen solche Typen rum wie Bobo oder Francisco in León. Zak war gerade zwanzig, er rauchte Gras und trank, aber er hatte sich vorgenommen nie etwas Chemisches zu probieren – wenigstens hier glaubte er, einen Standpunkt zu haben ... Einige seiner Freunde hatten zu experimentieren begonnen; alle noch jung und ohne eine Vorstellung des Horrors und der gnadenlosen Verwirrung, die harte Drogen auszulösen vermochten ... Es mochte so oder so ausgehen für jeden einzelnen, noch war nichts entschieden ... Aber welche Aggressivität! ... wie viel Dummheit! ... das Leid, so unnötig ... überflüssig ... alles ...

Es war Zufall, dass ausgerechnet dieser Funke den Wald entzündet hatte, aber nun sprangen seine Gedanken umher wie eine Horde panischer Kapuzineraffen. Während rings um ihn die Unterhaltung murmelte, rutschte er ab, der Bildhauer am Steilhang ... *Sucht ein Bürgerkrieg – Bruder gegen Bruder – zerreibt die Seele zwischen den Fronten ...* merkte, dass er den Gesprächen nicht mehr folgen konnte. *Jetzt nur keine Konversation.* Er war doch sonst nicht so empfindlich ... Vielleicht, dachte er, war es besser zu gehen: ein Strandspaziergang, beruhigendes dunkles Wasser ... sicher besser jetzt ...

Wie Treibholz schwemmte es ihn die Küste entlang, bis er sich an einem schwarzen Felsen verkeilte. Hier hockte er sich hin, und in seinem Kopf entkomprimierte sich ein lange gespeicherter Weltschmerz. Er fühlte sich so voll mit Bildern und Fragen, die er mit sich herumschleppte: Wörter, Für- und Widersprache flossen ihm durch das Bewusstsein und doch immer an ihm vorbei, denn normalerweise hielt Zak dieses Gegurgel unter Kontrolle ... Was unten strömt, kann nicht in die oberen Schichten der Atmosphäre aufsteigen: Stabile Schichtung im Gefühlswinter. Und dann kommt Bobo Dummkopf, der Chaos-Schmetterling, geflogen, und das System bricht zusammen ... Über Raum und Zeit hinweg fühlt Zak sich verbunden mit all dem Leid, das Menschen anderen Menschen zufügen oder das geschieht, weil alle wegsehen oder aus Profitgier oder Dummheit oder weil es egal ist ... *I fuckin don't care.* Das hat gereicht und ... *ich blicke nach oben – und da sehe ich ihre Köpfe ... aufgespießt auf den Streben eines Stacheldrahtzauns ... Sie tropfen noch ... Juanas Mann, im Bürgerkrieg „verschollen“ ... und dieses Mädchen, dieses hübsche Mädchen kackt wie ein Hund an die Straße ... und die hungrigen Hunde-Kinder von Matagalpa ... räudig verrecken die Köter ... und vom Hauptplatz an der Post sind früher die Einheimischen zusammengeschossen worden ... Politik der verbrannten Erde, du weißt schon ... verbrannte Erde hier, versiegelte Erde da, la matanza, diese alte Narbe, diese frische Flasche ...*

Mit starrem Gesicht weint er, auf dem Felsen sitzend, das dunkle Meer überfliegend. Er hat das Gefühl, es sei jetzt angemessen zu

schreien und sich nassen Sand in die Haare zu wühlen. Er steht auf und tut nichts.

Tanker ... spritzen ihr schleimiges Öl über Meerbusen, Kinder werden für den Krieg gezeugt, Minen reißen Löcher in die Wirklichkeit, reißen ihr Arme und Beine ab, wie einer Fliege, bis die arme elende Wirklichkeit daliegt, ein Torso ohne Gesicht. Namenlos. Ein Mensch im Dreck. Schluchzend. Flaggen wehen, Bücher brennen. Ein Mädchenrücken: von Napalm zerfetzt, verkratert ... beschnitten! Lippen abgeschnitten, weggeworfen ... Die Welt ein Goldfischglas, darin schwimmen miese, kleine, verschämte Orgasmen in ihrem eigenen Ejakulat. Wahnsinn, Waaahnsinn ... mit vorgehaltenem Bajonett, nur nicht an die Mutter denken, Soldätchen! ... Wir alle Kindersoldaten, für irgendwas, sind so dumm, so klein, so scheiße, scheiße, scheiße! Nicht treu, nicht ehrlich, nicht intelligent genug, nicht ... nicht ... dumm! Nein, wir wissen es ja! Wir koksen, saufen uns die Birnen weg, legen den Schalter um, damit wir vergessen ... weil ... I fuckin don't care, Dummkopf ... und drin wird's dunkel, und draußen brennt das Licht. Ja, lassen wir es doch einfach brennen und stellen uns unter die Dusche, um uns mattzuduschen ...

Zu schwach um zu schreien, zu schwach abzdrehen, lässt er sich auf die Knie fallen und birgt den Kopf in den Armen. Augen und Mund stehen offen, ohne zu sehen, ohne zu atmen. Die Welt wabert um ihn wie kalter Smog.

Trotz und Rotz, Schleim und nicht mehr sein. Schmerz: einfach nicht mehr da – hoho haha.



Zak war allein und ohne Bilder – schließlich. Der Mond war aufgegangen und warf verwirrende Muster in die Palmkronen. Wasser klatschte an den Felsen, neben dem er lag. Weiter den Strand runter leuchtete ein Lagerfeuer.

Reden ... jetzt? ... Ja, ihm war danach: in die Flammen schauen, ein Schluck Rum, das Gesicht ganz heiß, und dann ein bisschen über Bobo Dummkopf herziehen, den Arsch. Er schüttelte sich und lief los.

Einer spielte Gitarre am Feuer, ein anderer die Bongo, drei oder vier Leute groovten dazu in ihrem eigenen Takt. Dabei saß noch ein knappes Dutzend bei halblauten Gesprächen. Zak erkannte Layne, der sich mit Naomi unterhielt – eine japanstämmige Journalistin aus Seattle, die sie am Wasserfall kennen gelernt hatten.

„Da bist du ja, Zak“, begrüßte Naomi ihn ganz aufgeregt. „Layne hat mir gerade von eurem Rausschmiss berichtet ... Wir sollten Bobo, den Arsch, boykottieren. Wir sollten die Geschichte jedem erzählen und sein *business* schlecht machen. Da trifft es ihn am meisten.“

„Ja, vielleicht.“ Zak schaute sie kurz an und dann ins Feuer. Er mochte ihre Art.

„Ich glaube nicht, dass das funktioniert“, sagte Layne. „Er hat die zentralste Kneipe im Ort und die Gäste wechseln ständig.“

„Trotzdem halten sich Gerüchte. Und Bobo wird sie wohl von Zeit zu Zeit bestätigen.“

Layne, der angehende Volkswirt, bestand auf seiner Meinung: „Vielleicht entsteht ein kleiner Image-Schaden. Aber die Masse wird ihr Verhalten nicht ändern. Mal abgesehen davon, dass es eine Lappalie war: Warum sollten die Touristen einen offensichtlichen Nachteil – nämlich eine weniger zentrale Bar aufsuchen zu müssen – in Kauf nehmen? Wegen eines Gerüchts? Aus Solidarität mit Leuten, die sich bald ohnehin nicht mehr an den Vorfall erinnern?“

Naomi erklärte kategorisch: „Ein Kaufentscheid im Kapitalismus ist wie ein Wahlentscheid in der Demokratie.“ Sie glitt ins Prinzipielle ab. „Schau, Layne, wenn du von vornherein die Möglichkeit einer Veränderung ausschließt, wirst du auch keine erreichen. Die Welt ändert sich nur, weil Leute glauben, dass sie sich verändern lässt. Es geht darum, eine Alternative denkbar zu machen.“

„Gut, wenn alle daran glauben, kann man sicher eine gerechtere Welt schaffen ... Aber die Gesetze des Wirtschaftens gelten überall.“

Zak hatte keine Lust zu diskutieren und hörte nur zu, wie die beiden Amerikaner sich über die Gestaltbarkeit der Globalisierung

stritten ... „Alles wird kommerziell ausgeschlachtet“, sagte Naomi. „Alles wird zur Marke ... Ich kann Kurt Cobain so gut verstehen; dass er sich umgebracht hat, meine ich. Der alternative Stil ist doch längst Mainstream. Ausverkauft. Und er hat maßgeblich daran mitgewirkt. Muss ein Scheißgefühl sein ...“

Ein Scheißgefühl ... eine Alternative ... denkbar machen?, hallte es nach ... Aber wie soll man gegen oder für etwas sein, das sich gar nicht definieren lässt, das sich außerdem stets wandelt ... Was ist denn Globalisierung überhaupt? ... Dass man mit Menschen aus aller Welt über dieselben Filme und Pamela Andersons Titten reden kann? Nein ... muss! In jedem halbwegs ordentlich globalisierten Leben kommt der Moment, wo man ganz subtil gezwungen wird, den Namen Pamela Andersons auszusprechen oder gar zu schreiben. Und dabei müssen wir dann an Silikonberge und an das Silicon Valley und an globale Playboys denken. Man kann unser Leben nicht mehr beschreiben, ohne Markennamen zu benutzen, da hat Naomi Recht. (Auch Pam ist eine Marke) ... Besteuert den Devisenhandel, richtig! Das löst schon mal ein paar Probleme, verbessert die Produktionsbedingungen, schafft Regeln an oder ab – das kann ich nachvollziehen, vielleicht unterstützen, ja; aber die Globalisierung, Mainstream, Kapitalismus – Kampf Begriffe –, das ist mir eine Nummer zu groß.

So dachte Zak, lag einfach da und ärgerte sich ein wenig, dass ihm wie Naomi die gewisse Radikalität fehlte. Da streute ihm jemand kühlen Sand auf die nackten Füße.

„Hallo, ich bin Zoë. Das bedeutet Leben.“

„Was? ... Ich meine ... bitte?“, stotterte er.

„Na, auf Griechisch.“

„Oh, die Eltern meines Großvaters waren Griechen.“

„Damit habe ich nichts zu tun.“

Das Mädchen schaute ihm einen Blick lang in die Augen, dann grinste es, und er hatte das Gefühl, hier warte etwas Interessantes. Die beiden Amis mochten sich weiter über die Lage der Welt unterhalten, hier war Zoë, was Leben hieß: Blonde strähnige Haare, jünger noch als Zak und etwas spitznasig. Sie musste schon die ganze Zeit neben ihm gesessen haben.

„Erzähl mir eine Geschichte“, forderte sie.

Zak überlegte kurz, dann wählte er die Episode in Tegucigalpa, als Cornelio – Cornelio das Genie – ihm Ratespielchen aufgegeben und ihn genervt hatte. Bis zum Hotelzimmer war Cornelio ihm hinterher gedackelt. Wie waren seine letzten Worte noch gleich gewesen, als er abgewiesen wurde? – dramatisch: *Das ist halt unsere Art, Fremde willkommen zu heißen! Bienvenido a la América! Denk immer dran: die Vereinigten Staaten sind nicht Amerika, sie sind ein Teil von Amerika! Alle zusammen sind wir Amerikaner!*

„Vielleicht war er schwul“, sagte Zoë. „Das kann ich mir gut vorstellen.“

„Vielleicht, ja ... Erzähl mir was von dir.“

„Ich komme aus Los Angeles. Ich war Stripperin dort ... das war nur eine Zeitlang spaßig, also bin ich abgehauen ... kennst du das hier?“

Sie beugte sich vor und zog den Ärmel ihres T-Shirts über die Schulter: Spiralförmig war dort ein Text tätowiert. Zak musste sich anstrengen ihn zu lesen, es verdrehte ihm den Kopf:

Krieg ist Frieden – Freiheit ist Sklaverei – Ignoranz ist Stärke

Er machte eine vage Handbewegung: „Nein, woher ist das?“

„Du kennst nicht 1984 – George Orwell?“ Sie lachte. „Das sind die Wahlsprüche der Partei. Ich finde das ... irgendwie visionär ... Das rückt die Gegensätze zusammen am Ende des Jahrtausends: *Nowhere is a place: Nowhere is now ... and here ...* Magst du Bowie?“

Es kreiste gerade ein Joint. Zak nickte nur und blies einen Rauchkringel in die Nacht, denn Zoë sprach schon weiter. 1984 war vorbei seit vielen Jahren, aber irgendwie machte ihr Wahlspruch einen verdrehten Sinn, irgendwo im nirgendwo, jetzt und hier.

„... man kann gut dazu tanzen ...“

Was mochte Zoë suchen? Spaß, Glück, Inspiration? Unsinnig es zu benennen, aber er wollte wissen, was sie antworten würde, deshalb fragte er: „Warum reist du?“

Und sie antwortete: „Aus Langeweile.“

Darum dreht sich also das Leben, was Zoë heißt, dachte Zak und bewunderte sie dafür, dass sie das so leicht wie brutal dahersagen konnte.



*Die Frau mit den schweren Taschen stöhnt:
Die Treppe, das Leben. Wer braucht schon einen Alltag?
Der Supermarkt als seine konsequente Steigerung,
Ort der Frische, Ort des Wahnsinns:
Frische Bohnen aus Äthiopien,
stapelfähige Nahrung, stabförmiger Fisch.
Tiefgekühltes Risikofleisch, irgendwas mit 99 hinten.
Und Eigenwerbung, Selbsterniedrigung in Großbuchstaben.
Sonderangebotshysterie aus Lautsprechern.
Gezwungenes Grinsen mit rosiger Gesichtsfarbe.
Werden bei den Verkäuferinnen dieselben Lampen eingesetzt wie an der
Fleischtheke?
Oh nein, oh nein (wimmer):
Cobain an der Fleischtheke, Kurt in der Koksabteilung.
Sich wegwerfen, wenn man noch frisch ist,
die letzte Möglichkeit, zu irritieren.*

„Was schreibst du gerade?“ Layne setzte sich zu Zak an einen der Tische im *Pino Pepino*.

„Ach, Gedanken an Zuhause. Gedanken über den Alltag.“

„Und wie sieht dein Alltag aus, Zuhause?“

„Wenn ich zurückkomme? Das weiß ich noch nicht, vor der Reise hab ich Zivildienst gemacht, danach werde ich wahrscheinlich studieren ... Auf jeden Fall erscheint es mir nicht sehr attraktiv, mich einzugliedern in ein festes Schema, das unsere Tage bestimmt.“

„Ach Zak, das Gefühl kennen wir doch alle. Ich bin auch hier, weil mir die Routine zu drückend wurde.“ Layne überlegte. „Diese Reise gibt mir Zeit, über einige Sachen nachzudenken: Soll ich meine Wasserballkarriere weiterverfolgen? Das würde hartes

Training bedeuten, aber ich könnte in die Jugendnationalmannschaft aufgenommen werden. Oder soll ich den Sport hinschmeißen? ... Ich habe das Gefühl, dass zuviel Zeit beim Training draufgeht – meine Freundin habe ich deswegen schon verloren, zumindest war das ihre Begründung ... Na, wir haben ja drüber gesprochen, Zak. Ich habe also einfach diese Auszeit gebraucht ... Am Ende ist doch alles eine Frage der Zeit, oder nicht? Vielleicht fühle ich mich auf dieser Reise eben deshalb so ganz, weil ich meine Zeit nicht zu teilen brauche. Weil ich offen bin für Zufälle. Das ist doch Freiheit – das Gegenteil von Alltag, oder nicht? ... Ich würde so gern ein ganzes Jahr reisen wie du.“

Zak zögerte einen Moment. „Ich habe mich mit Jean übers Reisen unterhalten“, sagte er dann. „Und Jean meinte, dass man auch hier an einer Routine nicht vorbeikommt: Immer wieder Hotels suchen, immer wieder neue Städte, immer dieselben Fragen – woher, wohin, wie lange? –, dieselben Verabschiedungen. Auch beim Reisen stellt sich nach einer Weile ein Schema ein, ein Reisealltag, wenn man so will. Wir können dem nicht entfliehen. Ich glaube, das wollte ich anfangs, aber nun stellt sich mir die Frage anders: Nicht, wie man sich *vom* Alltag befreit, sondern wie man sich *in* ihm befreit?“ Zak hielt inne und nahm einen Schluck von seinem Tamarinde-Milchshake. „Ich glaube, dass du Recht hast, Layne: Wenn man für Zufälle offen ist, wenn man spontan auf sie reagiert, durchbricht man das dumpfe Schema ... Du sagst, auf Reisen sei das einfacher als Zuhause, weil man seine Zeit nicht teilen muss. Aber vielleicht ist überall genug Zeit da, und es ist nur eine Frage der Einstellung, ob wir uns ablenken lassen. Oder ob wir uns aus der Hand geben und dem Schema überlassen.“

„Du glaubst also, wir lenken uns gerne ab. Wovon denn?“

„Offensichtlich haben sehr viele Menschen Angst, mit sich allein zu sein. Also gucken sie ohne Unterlass Fernsehen, surfen im Netz, gehen in Kneipen – in einem so ungesunden Maß, dass ihnen die Tage verklumpen.“

„Tatsächlich“, sagte Layne und blätterte eine Weile unentschlossen in seinem Reiseführer. Dann schaute er auf. „Am Anfang dieser Reise fand ich das Busfahren immer ganz schrecklich.

Ich wurde unruhig, habe das Neue kaum erwarten können. Quälend die Zeit zwischen den Attraktionen ... So wird es mir morgen früh nicht mehr gehen, wenn ich abreise. Mittlerweile habe ich den Blick aus dem Fenster schätzen gelernt, die Strecke, die die Punkte verbindet ... Ich bin innerlich ruhiger geworden, weil ich mich an das Alleinsein gewöhnt habe – ja Zak: Vorm Alleinsein hatte ich Angst ... Bewusst ist mir das erst jetzt geworden, aber ich bin zuversichtlich, diese Erkenntnis nach Hause mitnehmen zu können ... Und was den Alltag angeht: In San Diego hätte dieses Gespräch nie stattfinden können, glaube ich.“



Am nächsten Tag fuhren Tom, Neil und Zak in der Mittagshitze zum Rodeo. Layne war bereits am Morgen abgereist, und Jean war nicht zum Mitkommen zu bewegen. „Es ist doch immer dasselbe“, hatte er gesagt. Also setzten sie sich zu dritt in den Bus nach Cóbano.

In einer Arena ganz aus Holz präsentierten sich die Kandidaten dem johlenden Publikum: Amateure in roten Blusen, fesch die Schlaghosen aus Leder. Drei Profi-Cowboys kamen hinzu, ritten um die Reihe herum und schwangen ihre Lassos, als die Novizen sich hinter der Absperrung noch ein letztes Feuerwasser hinteres Western-Halstuch gossen.

Dann sprang das große Tor auf, und ein kapitaler Bulle mit abgeklemmtem Geschlecht brach herein wie ein Wellenberg: Schmerz aus der Leiste bewegt Muskeln unter nassem, dunkelbraunem Fell. Gedemütigte Schönheit. Lächerlich der Hänfling obenauf, nein, in der Luft ... im Staub.

Nachdem der Reiter abgeworfen war, wurde der Stier ruhiger, lief sich in der Arena aus. Einige betrunkene Hampelmänner aus dem Publikum sprangen hinter seinem Rücken hinunter in den Ring und produzierten sich dort wie miese kleine Chihuahuas, bis der Stier sich umdrehte und gemächlich zu ihnen trottete. Die feigen Köter schafften es noch, dem Tier einen Fußtritt zu verpassen, während sie auf die sicheren Barrikaden sprangen. Bevor der

Bulle von den reitenden Lassomännern eingefangen wurde, regnete es noch einmal Orangen und Coladosen auf seinen Schädel. Wie musste ihm dieser Job auf die Eier gehen!

Nach drei solcher Vorstellungen hatten Tom, Neil und Zak genug und begaben sich auf den Jahrmarkt vor der Arena.

Welch sinnloser, elender Zeitvertreib! Ach, ich tue genau das Gegenteil dessen, was ich gestern mit Layne beredet habe, dachte Zak. Ein typisches Beispiel für Ablenkung. Oder ist das hier die Zeit für Spontaneität? ... Überhaupt: Volksfeste! Mit der Masse schwimmen, das Bewusstsein ausschalten. Trinken und sich einigen auf den niedrigsten gemeinsamen Nenner ... Eine Zigarette ... Will der Raucher nun aufhören oder nicht? Seine Kippe landet nach kurzem, spielerischem Gebrauch auf dem Müll, aber tut das nicht alles, einschließlich seiner selbst?

Zwischen Schnapsbuden und Spieltischen verloren sie Neil, mit dem Zak ohnehin nicht viel zu reden wusste. Er und Tom trafen einige Bekannte von Jean und versackten an einem Stand, wo man die Getränke erwürfeln konnte. Eine Kanadierin meinte, in Zaks Englisch ließe sich kein deutscher Akzent ausmachen, und überhaupt sehe er gar nicht aus wie ein Deutscher – wahrscheinlich wollte sie Komplimente verteilen.

Am Stand gegenüber lehnte Arnold Schwarzenegger neben Enrique Iglesias und einem Cowboy mit Playmate im Arm; ebenfalls als Poster erhältlich waren verschiedene Psalmen. Vor der Holzbude stand ein Vater, seinen kleinen Jungen an der Hand, eine Flasche Bier in der anderen, unter den Arm geklemmt ein Bild von Jean Claude van Damme: ein Still-Leben lateinamerikanischer Alltagskultur ... Aus dem Nichts tauchte Neil neben Zak auf, schaute aus seiner eigenen Gedankenwelt in die gleiche Richtung und bemerkte: „Die Ehe ist eine Konservenbüchse.“

Der Beatnik beschloss, noch zu bleiben, und Tom und Zak erwischten einen Pick-Up, der sie gegen Bezahlung mitnahm. Es war eine Vollmondnacht zum Seufzen: Bleich beschienene Hügel, immergrün und unreal, so weit das Auge sieht. Das

Feuerwasser warm im Magen, sauer die Kehle. Gemeinsam mit einem Freund tief einatmen: milden Wind vom Meer.



Der Sand knirschte kühl unter dem Druck ihrer Schritte. Kurz legte Jean seine Hand auf Zaks Rücken und sagte: „Manchmal, wenn ich so aufs Meer hinausblicke, dann ist das wie Musik hören, und ich stelle mir vor, ich sei Teil eines Plattencovers. *Bitches Brew* zum Beispiel. Kennst du Miles Davis?“

„Nur den Namen.“

„Diese Scheibe ist anstrengend, aber sie bringt dich auf einen anderen Planeten, wenn du den Mut hast, ins Raumschiff zu steigen. Das Leben ist elektrisch dort und fremd. Du schaust übers Meer wie die afrikanischen Königskinder auf dem Cover. Eine brennende Mohnblüte, Opium perlt aus und nährt die dunklen Wolken, aus denen Blitze zucken. Und darüber schwitzt ein edles Gesicht Blut und Tau: allen Rassen, beiden Geschlechtern zugehörig, haarlos, mit blauen Lippen ... Es passt so gut zu Costa Rica und seinen elektrisierten Schmetterlingen ... oder Santana ... Kennst du *Abraxas*? Die Scheibe hat auch so ein phänomenales Cover.“

„Santana? ... Ja, auf jeden Fall. Das ist Lateinamerika.“

„Du magst Reggae, Zak – was noch?“

„Keine bestimmte Richtung. Ich hatte eine Zeit, da hab ich viel Ska gehört, auch die Doors, dann funky Zeug, Siebziger-Kram, ein bisschen Rock und Punk und parallel immer den Reggae. Keine Linie ... die Musik muss Seele haben.“

„Ach, glaubt man heute wieder an die Seele?“ Jean grinste. Er hatte einen Haken gefunden, an den er seine Theorien hängen konnte. „Wir Hippies, wenn ich das so sagen darf, waren dem Spirituellen ja nicht unbedingt abgeneigt. Aber der Begriff der Seele war uns immer zu religiös besetzt ... In meiner Zeit in Indien habe ich mich mit östlicher Philosophie beschäftigt, und einige Schulen kommen sehr gut ohne die Annahme einer Seele aus.“

Zak erinnerte sich, dass Nik auf Roatán eine ähnliche These vertreten hatte: *Der Mensch: ein Amtsgebäude*. „Trotzdem kannst du doch nicht einfach wegwischen, dass irgendwas den Menschen ausmachen muss“, sagte er.

„Für mich ist die Seele, wenn man dieses Wort schon verwenden muss, keine Eigenschaft, sondern eine Fähigkeit. Genauso wie es für mich keine Charaktereigenschaften gibt, sondern nur Charakterfähigkeiten: Ein großer Unterschied, denn die ersten sind angeboren, die zweiten muss man sich erarbeiten. Und man kann sie auch verspielen.“

„Welche Fähigkeit macht dann für dich das Menschsein aus?“

Jean kratzte sich am Bauch, dann sagte er: „Zu erkennen – also: zu verstehen, zu werten, zu lieben ... nah dran zu sein. Man könnte auch sagen, die Seele ist das Ereignis, bei dem diese Fähigkeit zur Anwendung kommt: Sie ist der fortgesetzte Moment des Erkennens, das Erkennen selbst ... Hast du mal *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten* gelesen ... nein? Oder Erich Fromm: *Die Kunst des Liebens*?“

Zak schüttelte den Kopf. Eine Weile sprach niemand. Er dachte: *Nah dran sein: Man muss zulassen, dass Dinge, Menschen wichtig werden für einen ... trotz der kurzen Zeit. Trotz allem.*

In Montezuma war es bereits dunkel. An anderen Orten der Welt zerlief gerade die Sonne wie ein Stück Butter auf der Herdplatte des Horizonts. Jean und Zak unterhielten sich noch eine Weile über die Charaktere und Affären von Montezuma, bis Jean auf sein Zimmer humpelte, um sich auf die Nacht vorzubereiten. Erschöpft und einsam wirkte er plötzlich auf seinen Krücken. Zak hatte ihn nie so gesehen oder sehen wollen, aber er wusste, dass auch dies zu Jean gehörte ... Vielleicht erschöpfte sich Jeans Costa-Rica-Welt in seinen Gesprächen am Strand ... aber, nein, es gab ja noch die unkomplizierte Liebe hier und da, etwas Tai-Chi am Morgen, dumme Witze mit Neil am Nachmittag, immer neue Leute und ein Bier, ein Joint am Abend – eine unangenehme Behinderung. Alles andere weit weg. Ja, es war leichter hier als anderswo – und warum auch nicht?



Der Kampf mit dem Zynismus strömt unter ruhiger Oberfläche: während eines Spaziergangs durch einen Überrest Wald mit Blattschneideameisen, Kapuzineraffen und Christusechsen, die übers Wasser spurten können. Und elektroblaue Energieeinheiten mit Insektenflügeln, die chaotische Impulse setzen.

Kannst du mir vertrauen, Laila? ... Ich weiß es nicht ... Suche Beziehung ohne Beziehungsstress – wie in den Kontaktanzeigen. Leichte Liebe am Strand, im Hotel, im Urlaub ... ist so vieles möglich: Körper, deren Flächen perfekt zueinander passen, weich, geteilter Schweiß ... Tanzen, aus der Reihe, hinein ins Unbekannte: Deshalb bin ich doch hier! ... Ist ein bisschen Tiefe wirklich besser als die Breite der Erfahrung?

Irgendwann dachte ich mal, ich strebe nach edlen Gefühlen; alles was ich will, ist ehrlich und aufrichtig sein vor mir selbst. Aber vielleicht war das die falsche Begründung ... und es braucht nur eine Klammer, all die flüchtigen Eindrücke des Lebens zusammenzuhalten. Die Treue? ... Ich glaube, ich sehne mich nach etwas Festem, nach Wiederholung, aber ob das allein Glück sein kann, nein, kann es nicht ... Warum nicht das Leben nehmen, wie es kommt? Warum nicht Zoë lieben?

Immer dieses alte Spiel, rein raus, rein raus. All die aufgestaute sexuelle Energie ... wühlt in meinem Kopf, gibt keine Ruhe. Vielleicht ist das der Grund für dieses Rastlossein, quälend und berauschend, dieses Weitermüssen – in Gedanken und Bussen ... Energie ist schließlich wandelbar: sexuelle in potentielle in kinetische in geistige in ästhetische in politische Energie – alles äquivalent!

Was heißt das schon, ein politischer Mensch zu sein? Einer, der sich um Dinge sorgt, die ihn nichts angehen ... Was für eine dumme Antwort – wer Phantasie hat, ist doch automatisch politisch!

Zak stellte sich Lolas Becken vor, ihrer beider Becken, wie sie aneinander rieben (und politische Energie erzeugten). Er stellte sich die Welt vor, in der sie würden leben können, und er sah sich um: Ja, er war tatsächlich in Costa Rica! ... Diese Welt war schön, sie ging ihn an.



Früh waren Tom und Zak aufgestanden, um an ihrem letzten Tag in Montezuma den Sonnenaufgang über dem Meer zu beobachten. Verschlafen und fröstelnd ob der Morgenkälte saßen sie im Sand, neben dem Boot, wo Zak das erste längere Gespräch mit Jean geführt hatte. Der Himmel wirkte kristallen.

„Der letzte besinnliche Augenblick vor der Rückreise“, seufzte Tom, als die Luft langsam weich wurde von der Sonne. „Übermorgen bin ich wieder in den Niederlanden. Dann muss ich erst mal einen neuen Job finden ... Und du hast noch ein halbes Jahr. Was willst du danach machen?“

„Weiß ich auch noch nicht. Dasselbe wie jetzt am liebsten. Irgendwie versuchen, die Welt zu umarmen und zu verstehen. Im Zweifelsfall studieren ... Was möchtest du mit nach Hause nehmen?“

Tom drehte sich zu ihm um. „Den Unterschied zwischen hier und dort macht nicht nur die Sonne aus oder die Natur – es sind die Leute. Ich meine nicht das Volk im allgemeinen, sondern den Einzelnen, der dir begegnet ... Fröhlich zu sein und sich nicht zu verstellen ... Das wäre eine nette Sache, die ich gern einpacken würde.“

Zak schaute Tom ins Gesicht und merkte, dass die Wunde an seiner Wange so gut wie verheilt war. Trotzdem zeigte er kein zahnweißes Lachen, wie sonst immer. Tom lächelte nur vorsichtig.

„Ich denke, dieses Ziel hast du schon erreicht“, sagte Zak.

Tom guckte ihn unsicher an, fühlte sich durchschaut und war verlegen. „Ja? Ich hoffe das.“

„Ja“, antwortete Zak. „Da bin ich mir sicher.“

Die Worte klangen zärtlich nach.

Entropie. So viele Ameisen nagen an der Konsequenz

San José war kein Moloch wie Guatemala-Stadt oder gar Mexiko, nicht so heruntergekommen wie Managua und weicher als San Salvador und all die anderen Metropolitans, die Zak bisher gesehen hatte.

Ebenso zufällig, wie Tom und Zak am Abend vor Toms Abflug Andrés (von der Maisinsel) wiedertrafen, der sich im selben Hotel einquartiert hatte, stieß Zak am nächsten Tag vor einem Kino auf Layne. Sie sahen sich gemeinsam die x-te Folge von Star Trek an, gingen Pizza essen, und am nächsten Morgen war Layne wieder fort – genau wie Andrés und Tom am Tag zuvor.

Zak stöberte allein durch die Stadt, dann trieb es ihn zum Vulkan Arenal im Nordwesten. Lava hätte man hier sehen sollen, aber es war dunstig und nieselig, also gönnte er sich ein Bad in heißen Quellen und zusammen mit seinem französischen Zimmergenossen wieder Pizza.

Auf der Busfahrt zurück nach San José lernte Zak drei Israelis kennen; mit einem von ihnen teilte er sich ein Zimmer: Ein schwächlicher, fahriger Typ in Zaks Alter, den etwas zu quälen schien, so wälzte er sich hin und her im Schlaf. Vielleicht vertrug er einfach kein Fett. Die Israelis hatten unbedingt Pizza essen wollen: Die standardisiert fade Variante, die zwar Pickel und Schmerzbäuche verursacht, aber dennoch unter unzähligen roten Dächern in aller Welt produziert wird, weil die Leute die süßliche und professionelle Atmosphäre mögen, so vertraut, so beruhigend ... ruhestiftend ... der Israeli hatte sicher andere Gründe, unruhig zu schlafen.

Auch Zak quälte sich mit emotionalen Verdauungsproblemen: Er hatte jetzt vier oder fünf Mal hintereinander Pizza, Burger und anderes *fast food* gegessen, hatte wiederholt gegen seine vegetari-

schen Grundsätze verstoßen und gegen seine Überzeugung, dass die Kettenfressbuden auf der dunklen Seite der Macht standen ... Es war auch schlicht unsinnig, so oft Pizza zu essen, denn die zählte schon aus Imagegründen zu den teuersten Lebensmitteln: US-amerikanischer Standard – und sei er noch so niedrig –, US-amerikanische Preise. Und dann noch mit Salami! ... Revolution war gerechtfertigt – aber wie sollte man sich dazu bringen, wenn die dunkle Seite so nach Zuhause schmeckte? Tief drinnen hatte er Angst, wenn seine Konsequenz an dieser Stelle bröckelte, würde sie es auch in Bezug auf Laila tun. Irgendwie war das alles miteinander verknüpft.

Dieser innere Unfrieden scheuchte ihn aus der Stadt, hin zur karibischen Küste. Auch in Cahuita hatte der Touristenstrom natürlich schon gegraben, und das Dorfleben plätscherte dahin in seinem Bett. Die Jugend promenierte mit dem Surfbrett unterm Arm, um die weibliche Travellerschaft zu beeindrucken, während die Spitzbuben des Ortes im Vorübergehen Gras anboten. Die Restaurants akzeptierten alle gängigen Kreditkarten und warben mit Rasta-Sprüchen im typischen Grün-Gelb-Rot – den Nationalfarben Äthiopiens.



Ein zeretzter Firestone-Reifen liegt im Sand. Wie eine verwaiste Autobahn aus alter Zeit läuft der Strand gegen den Horizont, viel ist passiert, seit hier die letzten Wagen fuhren: Der Dschungel ist darüber gekrochen mit seinen Schuppen, Wurzeln und Tatzen und hat den Asphalt zu Pulver gemahlen ... Straßen sind nur ein Übergangsstadium; was von ihnen bleibt ist die Erinnerung an einen flatternden Mittelstreifen und ein Nachgeschmack von Gummi ... Auf der Vergangenheit liegt glühende Asche, verbacken von der grellen Sonne: riesig und drückend, ultrahartes Licht ... und alles war anders, und nichts wird mehr, wie es war. Küß mich, als wäre es das letzte Mal.

– Die Ebbe setzt ein, die spiegelnde Fläche des nassen Sandes zieht sich zurück wie kondensierter Atem auf einer Fensterscheibe; dann die nächste Welle über diesen Elefantenfriedhof: Treibgut, von Licht und

Wasser zu pflanzlichem Elfenbein gebleicht. Im Boden eingewaschen, als wäre eine gewaltige, körnige Flut darüber gegangen ... Das Meer muss gefüllt sein mit Treibgut: ganzen Bäumen, Knochen, Knorpeln, Archen. Im ungeheuren Wasserraum dreht sich das Material um alle Achsen, schwappt mit den Wellen, durchströmt von der Sonne gezogen die Reviere der Kiemenatmer, Glubschaugen und Blasendenker; bis es glattgelutscht kleben bleibt, an diesem viskosen Übergang zwischen Ozean und Land ... Die Küste vergräbt ihre Schätze. Der schwarze Sand glitzert wie eine Kreislaufschwäche.

Auf glattem Holz lag Zak und fühlte sich verbunden mit dem Schicksal seiner Unterlage. Losgerissen, gestrandet, reduziert auf den Kern seiner selbst, so gefiel er sich und glaubte den Blick fürs Wesentliche zu haben: Normalerweise genoss er *entweder* die Zeichnung der Wolken (entwickelte Phantasien zu diesem Bild) *oder* er versuchte, die Wetterzeichen naturgesetzlich zu durchdringen: den von Luftdruckunterschieden bewegten Wasserdampf, ein Haufen von H₂O-Molekülen und Kondensationskernen in der Thermik ... Aber plötzlich war es nicht mehr nötig, zwischen diesen Perspektiven zu wechseln, sich für eine zu entscheiden; ganz natürlich flossen sie ineinander: Eindeutig wirkte Poesie in den Naturgesetzen und gerade in der nüchternsten Rationalität – eine geheimnisvolle Spannung ... Kein Wind, nur seine Spuren: Rippeln im Sand und Rippeln in den Wolken. Schaum auf Asche, Dunst über dem Horizont.

Und hinter diesem Horizont, viele Male die Entfernung zum Horizont, wilde verrückte Städte: Guayaquil, Lima, Berlin, Hong Kong, New York – apokalyptische Orte: Menschen gestapelt in Hochhäusern, die die Wolken kratzen, die Armen schlicht in Pappkartons. Gewaltige Blechflüsse, irre Bewegungen von Körpern, angetrieben durch Billionen kontrollierter Explosionen, eine Welt notdürftig gezügelter Brutalität, in der das Überleben von lächerlichen Ampelmännchen abhängt – wenn überhaupt ... und trippy people tanzen in verlassenen Fabrikgebäuden, starren auf verfallende Plattenbauten vor einer Skyline aus Glas, Stahl und Beton ... in einer Stadt verwandelt sich das Hässliche manchmal in Schönes ... und die Stadt selbst in Gras und Gras in Stadt. Selbst wenn

man sich immer wieder dagegen stemmt: Über euren Städten wird Gras wachsen! ... Trümmer sind Zukunft.

Kurz vor der Wasserlinie hatten Krabben ihre Schlupflöcher gegraben. Zak beobachtete sie und die kleinen Vögel und die Sandfliegen, wie sie auf diesem schmalen Streifen zwischen Wellen und Wald ihre unsinnigen Kreise zogen. Von hinten quoll das Dickicht heran, stieß abrupt gegen eine Mangelwand, staute sich daran empor bis in zwanzig Meter Höhe. Nur einige lange Pflanzenfinger durchstießen die unsichtbare Barriere, krochen heran und wühlten sich in diesen Zellulosefriedhof, zwischen die bleichen Gebeine von Bäumen. Junge Palmen wuchsen, wo das Meer sie hingespuckt hatte ... Leben und Tod waren gleichermaßen gierig an diesem seltsamen Ort. Diese Helligkeit, dieses Surren, es zog und zerrte plötzlich. Er hatte das heftige Gefühl, losrennen zu müssen; vorwärts, um nicht fortgespült zu werden. Leben gegen eine abwärts gerichtete Rolltreppe. Reisen immerzu, um nicht zu zerlaufen, denn die Zeit ist weich ... *Oh Gott, die Freunde! – Wo sind die Freunde?* ... Also rannte er diesen unwahrscheinlichen Strand entlang.



Ausgedörrt von der Nachmittagshitze und vom Salz des Meeres kam Zak an einer Bar vorbei. Während er dort eine Kokosnuss leerte, setzte sich ein weißer Mann zu ihm.

„*Where are you from?*“, fragte der Typ mit alkoholischer Zielstrebigkeit.

„*Germany*“, antwortete Zak.

„Ah, Deutscher.“ Das klang ernüchtert. „Ich auch. Wie alt bist du?“

„Zwanzig.“

„Eine Frage, ähem ja, nur eine Frage ...“ Der Mann fuchtelte mit einer Hand herum. „Ich, also ... ich komme aus den 70ern. Das ist mein Leben. Alles was danach kam, der ganze Emanzenkram, das war ja alles Quatsch, alles Scheiße. Wie ist denn deine Generation so drauf?“

„Das frag ich mich auch.“ Zak versuchte, so neutral wie möglich zu bleiben.

Ohne die Antwort zu registrieren, redete der weiße Mann weiter: „Zuhause haben sie alle das Maul aufgerissen und die Männer zur Sau gemacht. Aber in Wirklichkeit sind die doch alle nach Kenia geflogen, damals, oder hierhin, um sich mal so richtig bumsen zu lassen. Haben sich so richtig durchvögeln lassen von den Obermachos. Weißt du, was das hier bedeutet, *macho*? ... Großer, gut aussehender Mann, heißt das. Das ist ein Kompliment, und zu Hause schmieren die das in alle Heftchen und machen Geld damit ... nur Geldmacherei. Und alle fahren drauf ab, und heimlich fahren die wohlbehüteten, versnobten Ladies hierher – oder nach Kenia –, um sich von den Obermachos durchficken zu lassen. Noch vor fünf Jahren hattest du als weißer Mann keine Chance, hier eine Frau zu bekommen. Alle wollten schwarz ... schwarze Schwänze. Aber jetzt hat sich das gelegt – gibt wohl keine Emanzen mehr, komisch, nicht?“

Pause. „Was kann man denn hier so machen?“, fragte Zak, um von den schwarzen Schwänzen abzulenken. „Ist ja nicht allzu viel los.“

„Nein, momentan ist tote Hose. Das ist das Dorfleben hier ... ja, ein Dorf.“

„Und das Cinema? Läuft heute Abend ein Film?“

„Nein, die lügen alle. Die versprechen nur irgendwas ... Aber weißt du, was cool ist an diesem Dorf? ... Du kannst dich gehen lassen. Ob du mit Freundin hier bist oder allein ... wenn du besoffen bist ...“, er machte rudernde Bewegungen mit den Armen – „oder“ – er kritzelte mit den Fingern Tränen auf seine Wangen ... „Es kümmert keinen. Es gibt keine Regeln. Das ist ein hartes Leben hier, ja, ein hartes.“ Er stoppte, als hätte er sich verschluckt. Dann tat er stumm, mit aufgerissenen Augen, als stäche er mit einem Messer zu. Und machte darauf den Pistolenfinger. „Ja, hart“, wiederholte er. „Der erste Besitzer dieser Bar ist erstochen worden. Es ist eine harte Welt – aber es ist eine Welt. Keine vorgetäuschte: Es ist eine Welt ... Die meisten bleiben auf der Strecke. Nur der harte Kern bleibt, der ist cool. Ich bin jetzt seit

sechs Jahren hier. Ich mache in Immobilien, kaufen, verkaufen. Es ist eine harte Welt, aber der Rest ist cool ... *That's why we cool.*“ Er versuchte, den Rasta-Slang zu imitieren, aber es klang lächerlich. Nun hatte der betrunkene weiße Mann seinen Mist abgeladen und versank in Gedanken: „Was ist heute? ... Donnerstag? ... Ja, heute muss Donnerstag sein.“ Er stand auf, um seine Rechnung zu bezahlen. Zak ging, bevor er zurückkam.

Auf dem Weg zu seinem Zimmer dachte Zak an den dollargrünen Konsul aus Lívingston und an Peter, den fliegenden Holländer, der immer noch in Roatán vor sich hin röcheln mochte: Es gibt keine Regeln. Du kannst dich gehen lassen ... Ja, das hatte sich gehalten seit der Zeit der Eroberer. Das war es wohl.



Der Strauch raschelt, an jedem Blatt schneiden Ameisen herum. Mit roher Gewalt, wahrer Besessenheit schütteln und würgen sie die Blätter: Leidenschaft liegt im Einsatz jeder einzelnen Ameise, die manchmal mit dem von ihr abgenagten Stück in die Tiefe stürzt – chemisch bedingte, echte Leidenschaft – auch wenn ihre Facettenaugen dies nicht ausdrücken können.

In ihrer Gesamtheit wirken die Ameisen dagegen präzise und erosiv wie die Zeit. Das einzelne Insekt scheint sich ganz abzugeben an seine Funktion, ganz *außer sich* zu sein, in Botenstoffen aufzugehen ... Von oben betrachtet mag auch die Menschheit als Gemeinschaftsintelligenz erscheinen, jeder einzelne nur als unbedeutende Ameise, ein Aufziehmännchen ohne Überblick ... Dabei nimmt die einzelne Ameise sich vermutlich durchaus sehr wichtig und glaubt, dass es ohne sie nicht geht. Warum sollte sie sonst den ganzen Tag arbeiten?

Wie auf einem Förderband fließen die grünen Blattschnipsel auf dem Rücken der Arbeiter durch den Park von Cahuita, kein Baumstamm, kein Graben, nichts kann die Produktion aufhalten. Ein unbekannter Logistiker lässt die Werkstoffe in unterirdische Lagerräume und Labors bringen. Das Zellmaterial wird nicht

direkt verspeist, sondern dient als Nährboden für Pilzkulturen, von denen das Volk sich eigentlich ernährt.

Fasziniert beobachtet Zak die Regatta der grünen Segel; das Wegenetz, das die Ameisen über ihr Reich geworfen haben; die Königin als fette Spinne im Zentrum; ihr unbarmherziges kommunistisches Regime; die erbarmungslose Unterwerfung der Vegetation.

Bevorzugt werden Chinesen oder Japaner der Ameisenhaftigkeit bezichtigt. Aber natürlich ist das ungerecht; mit Pauschaltouristen jeglicher Nationalität könnte man ganz ähnliche Vergleiche anstellen: Sie folgen einem Programm und wuseln auf festgelegten Pfaden zwischen den Sehenswürdigkeiten hin und her. Was sie an ihren Zielpunkten wollen – außer zu fotografieren – bleibt weitgehend unklar ... Also, wenn man mit Vergleichen im asiatischen Raum bleiben möchte, muss man wohl sagen, dass Ameisen wie Reiskörner sind: Einzeln schwach, aber eine Schüssel voll kann etwas bewegen.

Das Spiel. Wer die Flagge erobert, hat die Schlacht gewonnen

Als Zak die Grenze überschritt – ein breites Flussbett, das zur Trockenzeit nur spärlich gefüllt war –, hatte er unverhofft das Gefühl in ein völlig Neues zu geraten. *Endlich wieder!* Auf der Brücke, zwischen den Staaten, blieb er stehen. Hinter ihm Costa Rica, vor ihm Panamá – ein Land, von dem er nie etwas erwartet hatte, aber trotzdem klang es plötzlich so gut und saftig – Panamá! – nach einer neuen Welt.

So weit kann man in die Ferne blicken. Bis die Silhouetten der Hügel immer heller und heller werden, um schließlich im Dunst zu verschwimmen. Das Land atmet diesen irrealen Dampf. Wenn Guatemala mit Lava unterspült ist, dann schwimmt Panamá in Äther. Der Himmel: eine geschlossene Wolkendecke, ein leuchtendes, wallendes Weiß. Eine Leinwand, auf die die Landschaft nur projiziert ist.

Nirgends ist man so frei wie hier im Niemandsland, frei von Grenzen. Wer hat diese schnöden Striche gezogen? Auf Karten, in der Landschaft: Zäune, Mauern, eiserne Vorhänge, Grenzen überall; Vorurteile, Rassismus, Sexismus, soziale Schranken, irgendwer hat sie gebuddelt, diese elenden Gräben ... Aberglaube an gemeinsame Abstammung, an irgend-ein Symbol, Kreuz oder Hakenkreuz, Flagge oder Farbe. Alles nur Symbole und Glaubenssachen ... Mercedes- und Judensterne, Schlips und Silikonbusen. Durch Symbole erschafft der Mensch sich selbst und seine Staaten. Wer die Flagge erobert, hat die Schlacht gewonnen (und dann ist auch gut mit dem Schlachten).

Es geht doch irgendwie immer ums Grenzen überschreiten – dachte Zak und: besser noch sie einzureißen! Die Welt ist nicht von der Farbe politischer Landkarten.

Wie sagte Naomi zu Layne am Lagerfeuer? Für Kapital und Information sind die Märkte offen, allein der Faktor Arbeit ist gefangen in Staatengrenzen. Ist es nicht Unrecht (gerade nach der Logik der Neoliberalen), dass die Produktionsfaktoren so ungleich behandelt werden? ...

Es ist so unendlich viel einfacher für eine Flasche russischen Wodkas nach Deutschland einzureisen, als für die Bäuerin, welche die Kartoffeln angebaut hat ... Was würde passieren, wenn sich die Menschen wirklich frei bewegen könnten? Daher rührt doch der ganze Unfriede, der Terrorismus, das Elend – weil Menschen weniger Freizügigkeit genießen, als der Plastikramsch, den sie produzieren.

Was soll die ganze Aufregung um Arbeitsplätze? Was macht es schon aus, ob ein Peruaner, ein Pole oder ein Preuße den letzten Job in Bayern kriegte (solange damit kein Lohn- und Sozialdumping verbunden ist)? Immer diese Grenzen zwischen Wir und Die! Ich bin Bayer, dann Deutscher, womöglich Europäer, aber natürlich auch Weltbürger ... Vielleicht müsste man diese Prioritätenfolge einfach umkehren!

Panamá – ein neuer Name, eine dünne Idee ... Zuerst waren nur Bananenstauden zu sehen, Monokulturen, so weit das Auge blickt. Wie blutpralle Eicheln, bedrohlich und potent, hingen die violetten Blütenstände über der feuchten Erde. Mit Stricken waren die Stauden untereinander vertäut, wohl um sie aneinander zu stützen: Gefesselte Fruchtbarkeitssymbole, gezwungen ihre Arbeit zu tun.

Bald wurde die Straße kurviger und frische Täler taten sich auf. Im Bus saßen Schwarze, Ladinos, Bribri-Indianer und andere ganz normale Leute. Sie fuhren durch abgehalfterte, verlassene Arbeitersiedlungen. Die Häuser sahen alle gleich aus, unterschieden sich nur im Grad ihres Verfalls. Überwucherte Gleisstränge zeugten von der Einführung effektiverer Produktionsmethoden. Große schwarze Vögel hingen über dieser Tristesse, Rabengeier lungerten auch in den Kokospalmen und schlenderten über die Wege, stöberten melancholisch nach Aas.

Eine Abpackfabrik wurden gerade bedient, die Bananen-Lkws standen bereit – daran vorbei! Und im Hafen von Almirante lag die *Chiquita Bremen* an der Mole – unter panamaischer Flagge.



Die Turmuhr von Bocas del Toro schlug elf Uhr nachts. Feiner Nieselregen: Die verlassene Straße, alles glänzte. Zak lag in einer

Hängematte auf seinem Balkon und blickte aufs Rathaus: Ein klotziges, wasserfleckiges Haus mit riesigen Fenstern, gesäumt von hohen Palmen, bewacht wie ein Fort von rostenden Kanonen. Hoch über dem Eingang schief eine zeitlose Uhr, und diverse Elektrokabel nahmen gar abenteuerliche Umwege in die unergründlichen Tiefen dieses Baus; nichts hält länger als ein Provisorium.

Das Rathaus hätte gut in einen Piratenfilm gepasst – aber es war wohl eher so, dass sich Piratenfilme nach diesem Vorbild zu richten hatten, denn Bocas del Toro war tatsächlich ein altes Seeräubernest gewesen. Henry Morgan, Francis Drake, alle waren sie hier: Rum und Gold, Frust und zuwenig Frauen. *Was würde der fliegende Holländer wohl politisch Unkorrektes unternehmen in Bocas?*

Das Hotel gehörte Simone, die wenige Jahre vor der Wende aus Ostdeutschland getürmt war. Eine magere Person mit zerknautschtem Gesicht und einer dickrandigen Kleine-Mädchen-Brille; fahlblondes Haar, Pferdezopf, unvorteilhafter Pony. Sie hatte in Spanien einen Mann aus Bocas kennengelernt und geheiratet, war mit ihm in sein kleines Piratenkaff gezogen, hatte sich hier von ihm getrennt und einen anderen geheiratet. Seitdem wurde sie von einigen Dörflern gemieden und gelegentlich boykottiert – auf dem Postamt, im Supermarkt, bei den Behörden. Im Garten hatte sie Zak ihre Geschichte erzählt (auf einer Palme saßen vier Geier, symmetrisch angeordnet, und wachten in alle Himmelsrichtungen).

„Ich bin in den Westen gegangen, weil ich mich drüben nicht als Mensch gefühlt habe“, erklärte Simone in ihrer speziellen Art, einen Blumentopf in beiden Händen, als müsse sie ihn vor der Welt schützen.

„Wegen der Stasi? Oder was war im Osten anders?“

„Ach ja, die Stasi. Die gehörte auch dazu. Ich bin in einem Dorf nahe der Grenze groß geworden ... naja.“ Sie sah zu ihm empor. „Sagen wir: Dort war mir einfach alles zu eng. Es war auch mein Gefühl den Menschen gegenüber, die sich in diese Enge gefügt hatten: Ich habe sie ziemlich verachtet.“ Simone seufzte und stellte ihren Topf weg.

„Und wie bist du über die Grenze gekommen?“

„Ich habe einen Ausreiseantrag gestellt.“

„Wie, das ging so einfach?“

„Natürlich kam ich ins Gefängnis. Aber das machten viele so, mit etwas Glück wurde man freigekauft. So geschah es, und plötzlich stand ich im Westen. Ich war frei oder wie man das so nennt, aber ich kannte niemanden. Und bald hab ich mich wieder nur als Nummer gefühlt – beim Bundesnachrichtendienst, beim sozialen Wohnungsbau, beim Arbeitsamt. Und ohne Geld, so als einsame Nummer, war es fast wie vorher: Ich hatte wieder mein altes Problem mit den Leuten, nur anders rum: Ich fühlte mich verachtet, weil ich aus einem engen Dorf im Osten kam.“

„Und wie bist du damit umgegangen?“

„Gar nicht. Ich ging nach Spanien, wo die nichts wussten von Westen und Osten.“

Zak lachte. „Und da war’s besser?“

„Nein, ich hatte dauernd Sonnenbrand. Aber wenigstens fühlte ich mich exotisch. Trotzdem blieben meine Minderwertigkeitskomplexe, bis ich erkannte, dass die anderen Menschen dein Spiegel sind. Man muss sich selbst Achtung entgegenbringen, dann respektieren sie dich – und umgekehrt.“

„Und wie kam dir diese Erkenntnis?“

„Ich war fremd, und die Leute waren nett – oberflächlich, aber ungefähr so, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Eigentlich war nichts an ihrem Verhalten auszusetzen – und da ich mich noch immer so mies fühlte, musste das wohl an mir liegen. Da merkte ich, dass ich mich selbst nicht mochte.“

„Hmm ... Das ist ziemlich schwierig zu akzeptieren.“

„Ach, gar nicht. Ich hab einfach geheiratet.“

„Interessante Taktik.“

„Naja, es hat mein Selbstbewusstsein doch enorm gesteigert.“

„Aber nun bist du wieder in einem engen Dorf gelandet, hier in Bocas.“

„Es ist ein Dorf mit vielen schönen Stränden und vielen netten Touristen. Aber es ist ein Dorf, das stimmt. Und mein erster Mann

war ein richtiger Maulheld. Hat wer weiß was versprochen und nicht gehalten. Also nahm ich mir einen anderen *Bocadillo*."

„Heißt das nicht *belegtes Brötchen*?“

„Nicht wahr, sie sind so lecker ...“ Ein Kessel fiepte in der Küche. Simone lief hinein und tippelte mit zwei Tassen Tee wieder auf die Terrasse. „Du hast natürlich Recht“, sagte sie dann. „Bocas ist ein enges Dorf. Es ist schwierig manchmal: Ich wurde schon als weiße Hure beschimpft ... Aber die krieg ich noch klein. Ich bin freiwillig hier, das ist der Unterschied.“

Daran dachte Zak, als er aus seiner Hängematte auf das nasse Rathaus schaute. Er bewunderte Simone für ihre Haltung: *Die anderen Menschen sind dein Spiegel* – war das nicht die Antwort auf seine zentrale Frage nach einer vernünftigen Regel, wie man sich verhalten sollte?

Seit Beginn seiner Reise, speziell seit seinem Ausflug in den La Tigra Park rang Zak mit der Einsicht, dass sich kein allgemein gültiger Maßstab für das menschliche Handeln finden ließ, weder in der Natur noch in einem vermuteten Gott und schon gar nicht in der Geschichte. Es konnte keine Begründung jenseits des Menschen geben (denn was regelte die Ethik außer dem Verhalten des Menschen?) ... Und das musste wohl dazu führen, dass alle Werturteile und Handlungen situationsabhängig und willkürlich waren – oder nicht? ... Man müsse sich schlicht entscheiden, hatte Jean gesagt. Und nun lieferte Simone ihm dies, so nebenbei: *Die anderen sind dein Spiegel*.

Konnte man daraus eine schlüssige Argumentation basteln? – *Wenn ich mich als Mensch erfahren will, muss ich auch anderen diese Erfahrung zugestehen. Spreche ich dem Anderen seine Würde ab, verletze ich mein Selbstbild (oder handle unlogisch, weil ich einen doppelten Maßstab anlege). Es gibt also ein Eigeninteresse, den Anderen respektvoll zu behandeln ... Respekt ist also die Basis der Moral – und vielleicht auch schon die ganze.*

Zak stand auf und kramte nach seinen Kippen. Seit San José rauchte er regelmäßig ... Konnte man das wirklich so sagen: *Respekt – die einzige Spielregel, weil der Andere dein Spiegel ist, weil: die Würde des Menschen ist unantastbar ...* War das nicht abhängig

davon, wie man sich selbst sehen wollte? Wie man Würde für sich definierte? Und schließlich musste man den Anderen ja nicht als Menschen betrachten, wenn er andere Werte vertrat als man selbst ... Der Dreisatz der faschistischen Selbstverarschung: Meine Eigenschaften machen den Menschen aus. Du besitzt diese Eigenschaften nicht. Also bist du kein Mensch ... Und was, wenn man selbst nie Würde erfahren hatte? – Dann war das mit der Moral wohl ohnehin denkbar weit weg ... Zak drückte die Zigarette aus, sie hatte nicht geschmeckt.

Egal, der Satz gefiel ihm: *Respekt ist die Basis aller Moral und vielleicht auch schon die ganze*. Das schrieb er auf, und es begann heftiger zu regnen. Er legte das abstrakte Thema beiseite, putzte sich die Zähne, legte sich ins Bett und dachte an Lola ... *Pardiez!* ... Es prasselte so laut aufs Wellblechdach, und es passte so gut nach Panamá!



Das Kino von Bocas war ein Schuppen mit gepolsterten Kirchenbänken und sechs Ventilatoren unter der Decke. Jeden Abend wurden zwei Filme gezeigt und mit dem Vorsatz, dieses Angebot voll auszuschöpfen, spazierte Zak nach der ersten Vorstellung über die einzige Straße, die diese Bezeichnung verdiente. Aus einiger Entfernung bemerkte er einen Jungen, der sein Modellflugzeug wie einen Hund an der Leine führte: Der beste Startplatz, glaubte der Junge, war direkt vorm Kino. Hier richtete er sein Flugzeug aus, einen guten Meter Spannweite mochte es messen. Er straffte die Leine und ging zur Probe ein paar Schritte, denn der Boden war ziemlich uneben. Er setzte das Flugzeug wieder in die Ausgangsposition und rannte los.

Der Junge blickt nicht hinter sich, verlässt sich nur auf sein Gefühl. Gleichmäßig und gerade muss er ziehen. Dann hebt das Flugzeug ab. Er lässt die Schnur nicht los, läuft weiter, jetzt langsamer, und schaut sich um. Sein Flugzeug schwebt die Straße entlang, an Palmen und an Zak vorbei, an der Baustelle und an der Pizzeria auf Höhe des Balkons. Die Gäste machen einander

auf das Geschehen aufmerksam, zeigen mit dem Finger – aber das sieht der Junge nicht. Er blickt hinter sich und beendet sein Spiel, indem er den Flieger behutsam landet.

Der zweite Film fängt gleich an, aber Zak geht zu dem Jungen hinüber und bewundert sein Modell. Es ist aus Holz und Pappe gefertigt, die gewölbten Tragflächen sind symmetrisch und genau austariert; die Propeller können sich rasend schnell drehen. Das Modell ist des Jungen ganzer Stolz. Er hat es nach dem Vorbild der Militärmaschinen gebaut und bemalt, die jede Woche zwei Mal auf dem Flughafen von Bocas landen. Vielleicht will er Pilot werden, sagt der Junge, oder Mechaniker ... Dieser Ernst, mit dem er die einzige geeignete Straße seines Ortes hinunter rennt, denkt Zak – ja, darin liegt Schönheit und Zukunft.



San Felipe, die Altstadt von Panamá-City, ragte auf einer Landzunge in den Pazifik. Von ihrer äußersten Spitze aus beobachtete Zak ein paar Minuten lang die Schiffe, die auf ihren Einlass in den Panamakanal warteten. Über der Bucht drehte sich unablässig eine Doppelhelix aus Geiern ... Was für ein nerviger Tag! Gestern mit dem Boot nach Chiriquí Grande und per Bus nach David, durchgemacht und heute in den frühen Morgenstunden die Sechsstunden-Tour nach Panamá-Stadt ... Und nun Claude! Der holte gerade seine Sachen, das würde kompliziert werden.

Die Ebbe hatte einen breiten Streifen Gestein bloßgelegt; dahinter, am anderen Ende der Bucht, sah Zak den Finanzdistrikt, den die Gezeiten wie einen vielsäuligen Kristall aus dem Boden gewaschen hatten. Das neue Zentrum glitzerte in der Nachmittagssonne. San Felipe, dachte Zak, war zwar ziemlich heruntergekommen, aber hier war es immerhin besser als zwischen den Wolkenkratzern, wo der Verkehr üble Gase verblies. Zak war drüben gewesen um Geld abzuheben, was der einzig legitime Grund schien, sich überhaupt in dieses stickige Labyrinth aus Glas und Stahl zu wagen. Über die Uferpromenade war er

zurückgelaufen, und hier hatte sich Claude an ihn gehängt. Claude, der Rastamann aus Haiti.

„Hey Du! Rasta – warte, warte!“, hatte er Zak nachgerufen, der Eiligkeit vortäuschte, weil er einen Schnorrversuch befürchtete. Aber Claude ging ihn nicht um Geld an; er fragte nur nach einem Tipp für ein billiges Hotel. Weil er einen Trickdiebstahl befürchtete, war es Zak nicht geheuer, dem Fremden sein eigenes Quartier zu empfehlen (das in der Tat sehr billig war). Aber noch weniger wollte er seinen Vorurteilen nachgeben. Claude hatte gesagt, er sei Tourist, aber so richtig konnte er nicht erklären, was ihn ausge-rechnet nach Panamá geführt hatte. Das konnte Zak allerdings auch nicht, und deswegen war Claude jetzt sein Zimmernachbar.



Zak hatte einen neuen Freund, ob er wollte oder nicht, und am nächsten Tag lief er gemeinsam mit Claude durch die Einkaufsstraßen von Panamá: Auf dem Gehweg standen in unregelmäßigen Abständen Leitern, und darauf saßen junge Burschen, die wie paranoide Strandwächter in die hohen, offenen Geschäfte spähten, um einen Dieb in der Menschenmasse auszumachen. Gemeinsam mit Claude begegnete Zak den gedrunghenen Indianer-Frauen von den San-Blas-Inseln, die in der Fußgängerzone ihre Näharbeiten verkauften. Sie fielen auf durch ihre bunte Tracht und die hohen Wangenknochen, noch unterstrichen durch ihre Pagenfrisuren; dicke Goldringe baumelten an ihren Nasen. Und Claude lud Zak ein zu einem Eis, das ein freundlicher Herr an der Ecke aus einem klaren Block raspelte und mit Sirup und Zuckermilch übergoss.

Erst am Abend bat der Haitianer den Deutschen von Rastamann zu Rastamann, das Essen zu übernehmen. Und Zak lud ihn gerne ein, denn er hatte einen netten Tag mit Claude verbracht. Aber er nahm sich vor, morgen früh aufzustehen, um solchen Verpflichtungen aus dem Weg zu gehen.

Nach dem Essen drehten sie noch eine Runde durchs Viertel, und am Park kaufte Zak noch drei Zigaretten bei einem Bauchladenhändler. Eine für sich, eine für Claude und eine für den Ver-

käufer, mit dem Claude in seiner vertraulichen Art, mit seinem gebrochenen Spanisch sofort ein Gespräch begann. Als Claude dem Mann erklärte, wo sie entlang spaziert waren, blickte der plötzlich ganz besorgt drein.

„Es ist sehr gefährlich dort. Ja wirklich, ihr habt Glück gehabt. Erst letzte Woche ist in dieser Gegend ein Tourist erschossen worden.“

Zak und Claude schauten sich betreten an, dann sagte Zak: „Wahrscheinlich hat der Tourist nicht kühl reagiert. Warum sollte man uns erschießen, wenn wir den Räubern einfach unser Geld geben?“

„Die Kinder sind unberechenbar“, antwortete der Verkäufer. „Sie werden schnell nervös.“

Zak und Claude ließen sich noch zwei Zigaretten geben, rauchten sie, als seien es ihre letzten und lachten schon wieder auf dem Heimweg, obwohl es nicht zum Lachen war, dass Kinderbanden in der Nachbarschaft auf die Jagd gingen.



Am nächsten Morgen schaffte Zak es tatsächlich, sich abzusetzen. Doch am Nachmittag entdeckte Claude ihn an einer Kinokasse.

„Okay, lass uns rein gehen“, schlug Claude kurzerhand vor, doch Zak wehrte ab. Ein klares Wort schien angebracht.

„Ich möchte nicht für dich mitbezahlen ... Weißt du, ich hab dich gestern gern zum Essen eingeladen und so weiter, aber ich muss schon auf meine Reisekasse achten ... Wir können uns ja nachher treffen, wenn du magst.“

Claude entschuldigte sich verständnisvoll, und sie vereinbarten einen Treffpunkt ... Ein ungutes Gefühl blieb, als Zak sich in den Sessel fallen ließ. Er hätte draußen bleiben sollen, es wurde sowieso nur billiger Hollywood-Mist gezeigt: eine Verzweiflungstat, sich diesem Streifen auszusetzen. Er musste sich gestehen: Er war auf der Flucht.

Sein Beklemmungsgefühl wuchs ins Unermessliche, als nach einer Viertelstunde Claude fröhlich in den Sitz neben ihn

plumpste, als sei er aus der Stuckdecke gebröckelt. Er zwinkerte: „Ich hab das Mädchen an der Kasse überredet, mich reinzulassen.“

Der Film zog vorbei, und Zak fasste einen Entschluss. In Ordnung, dachte er – man musste die Regeln akzeptieren. Dann wäre es ein sportliches Spiel um sein Kleingeld, das sie mit den Waffen der Höflichkeit austrugen. Auf dieser Basis konnten sie beide ihren Spaß haben, vorausgesetzt Claude wurde nicht zu gierig und Zak nicht zu geizig.

Nach dem Kino saßen sie im Hotel beisammen, und Claude machte ein wehleidiges Gesicht: „Jemand hat mir heute erzählt, ich müsse eine Ausreisegebühr zahlen. Und ich fliege erst in vier Tagen zurück.“ Aus seinem Seesack fischte er ein Portemonnaie. „Schau, ich habe Geld.“ Er wedelte mit einigen Dollarnoten. „Aber es reicht gerade mal für den Transport zum Flughafen und für diese Gebühr – oder zum Leben bis dahin. Nicht für beides. Deshalb möchte ich dich um etwas bitten – nein, es wäre ein Geschäft.“

„Mmhm.“

„Ich hätte nicht gedacht, dass Panamá so teuer ist.“ Erneut griff Claude in seinen Beutel und wühlte eine Mappe mit Fotos hervor. „Schau, in Haiti male ich Bilder. Schöne Bilder, nette Bilder.“ Auf den Fotos waren simple Landschaftsaquarelle zu sehen. „Ich hatte ein paar mit, die ich auch verkaufen konnte, aber das langte nicht. Damit kann man hier kein Geld machen ... Mein Vorschlag: Du gibst mir soviel, wie du möchtest, und ich schick dir ein Bild nach Hause. Was sagst du?“

Zak blickte Claude einen Moment an: Die Knollnase, die kinnlangen dünnen Rastalocken unter der Mütze und der untypische Schnauzbart, das gewinnende Lächeln ... Er hatte so was erwartet.

„Ich fände es schön“, sagte Zak, „so ein Bild von dir zu bekommen. Ich könnte dir zehn Dollar dafür geben.“ Er grinste. „Und fünf fürs Porto.“

Claude war erleichtert und bedankte sich. Wenig später, als Zak zu Bett gehen wollte, hielt Claude ihn zurück: „Hey, sag mal, hast du eigentlich eine Mütze ... Nein? Ein Rastamann braucht

eine Mütze. Ich will dir meine schenken. Ich brauche sie nicht mehr. In Haiti bekomme ich leicht eine neue. Nimm sie – nicht weil du mir Geld gegeben hast –, einfach nur so.“

Zak freute sich. Die Mütze war natürlich gebraucht, aber gemütlich, aus dunkelblauer Wolle gehäkelt, mit einem hellblauen Stern und einer Troddel in der Mitte. Er setzte sie auf und schob seine Dreadlocks darunter.

„Das sieht klasse aus“, rief Claude. „Zieh mal das Hemd hier an.“

„Nein, das kann ich nicht annehmen.“

„Hey, das ist nur ein billiges Hemd. Ich hab genug davon.“

Zak musste die Mütze und das steife weiße Hemd mit den blauen Streifen behalten, obwohl es ihm zu groß war. Er wusste, damit betrachtete Claude seine Schulden als beglichen, das versprochene Aquarell würde er niemals bekommen. Aber das war egal. Claude lachte so herzlich, also waren es auch echte Geschenke.



Zak erwachte spät am Morgen in seiner schwülen Bruchbude. Das Rascheln einer Ratte hatte ihn in der Nacht mehrfach aufgeweckt. Die Mütze lag neben ihm auf dem Stuhl und erinnerte ihn, dass er sich entscheiden musste, wie er mit Claude umgehen wollte. Jeder Tag mit ihm würde die Kosten exponential ansteigen lassen; das Spiel ging weiter.

Tatsächlich war Claude längst auf und hatte nichts Besseres vor, als Zak zu begleiten. Claude ließ sich auch nicht durch eine besonders langweilige Beschreibung des heutigen Ausflugsziels abwimmeln. Also fuhren sie gemeinsam nach *Miraflores*, zur nächstgelegenen Schleuse des Panamá-Kanals. Claude trottete neben Zak her, und der ärgerte sich, dass er keine Ruhe fand, herumzustöbern und sich Gedanken zu machen, um Tagebuch zu schreiben oder ähnliches.

Es war nicht viel los: einsame Bildtafeln in der Mittagshitze, unnütze Wartegatter, um Raum und Zeit zu dehnen ... In der Tat,

diese Schleuse gehörte zum Panamakanal – war also ein wichtiger Teil von Panamas Existenzberechtigung. Zwanzigtausend Arbeiter waren an Gelbfieber und Malaria verreckt beim Versuch, den Isthmus zu durchschneiden. Die Franzosen hatten schließlich aufgeben müssen, und die USA vollendeten das Werk erst fünf- undzwanzig Jahre später ... Der Schnitt durch die Landenge bedingte auch die Abtrennung Panamas von Kolumbien. Allerdings wurde Panamá nur auf dem Papier unabhängig. Die Landeswährung hieß zwar Balboa, aber dies war nur der lokale Name für den Dollar. Tatsächlich waren sogar die amerikanischen Scheine und Münzen im Umlauf, lediglich Cents und Quarters existierten in panamaischer Prägung mit dem Konterfei eines spanischen Eroberers – ob man damit auch in den USA zahlen konnte?

Claude zog eine Flappe. „Wie – das ist es? Deshalb wolltest du herkommen?“ Er hatte erwartet, in *Miraflores* Blumen zu sehen. Und das Schlimme war – Claude hatte Recht: diese leere Tribüne und die nüchterne Schleuse ... Häkchen dran und weg.

Einer fixen Idee folgte Zak in den Jachthafen. Andrés hatte ihm auf der Maisinsel erzählt, dass kleine Schiffe manchmal Helfer für die Passage durch den Kanal brauchten. Aber als Zak schon am Eingang abgewiesen wurde, merkte er, dass er in diesen Plan wesentlich mehr Zeit und Mühe hätte investieren müssen, als unter diesen Umständen möglich war. Claude nervte, Claude störte, heute mehr denn je. Also fuhren sie schweigend zum Hotel.

Vor der Kathedrale von San Felipe wollte ein Polizist Claudes Ausweis sehen. Den hatte Claude aber in seinem Seesack gelassen. Das Auge des Gesetzes beliebte Zak zu übersehen, als der sich einmischte: Sie seien Touristen, auch er habe seine Papiere nicht dabei. Aber ihr Hotel sei an der nächsten Ecke, man könne sie ja gemeinsam holen. – Nein.

Der Wachmann bestand darauf, den schwarzen Rasta mitzunehmen. Zak ließ sich Claudes Zimmerschlüssel geben, holte die Pässe und lief zur Wache. Nach vielen überflüssigen, ärgerlichen Wortwechseln kam Claude frei, und Zak empfand ein bislang ungekanntes Verständnis für ihn.



Er klopfte an Claudes Tür, um sich zu verabschieden. Zak hatte keine Lust mehr auf diese Stadt und hatte beschlossen, in Colón, am karibischen Ende des Kanals, ein Frachtschiff zu finden, das ihn nach Kolumbien bringen würde. Wenn das nicht klappte, würde er fliegen müssen. Eine Straße gab es nicht, und die Fähre war vor einigen Wochen abgebrannt ... Claude wollte Zak unbedingt, gegen allen Widerstand, zur Busstation begleiten.

Auf ein Neues liefen sie also quer durch die Einkaufsstraßen – Zak nur mit seinem großen Rucksack, denn Claude bestand darauf, den kleinen zu tragen, den Zak sich normalerweise unter den Arm klemmte. Vorbei an den Eisverkäufern, an den Indianerfrauen, vorbei an den Leitern mit den Spähern darauf. Bevor Zak in den Bus stieg, umarmten sie einander – und während sie sich wieder lösten, bat Claude um 20 Dollar. Zak wurde eiskalt.

„Nein“, sagte er nur und schüttelte sachte den Kopf. Es tat ihm weh. Claude hatte die Regeln verletzt.

Die Inselblume. Wenn der Mond aus Milch und Honig wär

Es dämmerte bereits, und Zak fühlte sich unwohl. Es war nicht sicher, ob überhaupt noch ein Bus vom *Coco Solo*-Pier zurück nach Colón fuhr. Mit dem Rucksack und all seinen Dokumenten auf dem Buckel schwitzte er im Hafen dieser Albtraumstadt wilde Flüche, während der rissige Beton um ihn bedrohlich dunkelte: Zum Teufel mit diesem pustelgesichtigen Indio, der ihn versetzt hatte! Der Zak gestern versprochen hatte, ihn mit seiner Schaluppe zur Insel Tigra zu schaukeln, in den San-Blas-Archipel. Von dort hätte Zak leicht nach Puerto Obaldia an der kolumbianischen Grenze gelangen können (wie sein Reiseführer behauptete).

„Keine Fracht“, hatte der Indianer ihm vor die Füße gemurmelt. Und nun stand er hier, und es war schon verdammt dunkel! Allein mit Rucksack – im Hafen! Drei Tage der Suche und des Leidens in Colón: umsonst! Zum ersten Mal auf seiner Reise stieg Panik in Zak auf, die Nacht schloss sich um ihn.

Tief atmete er durch und zwang sich eine andere Perspektive auf. Er könnte seine Sachen beim Zollamt ablegen und noch ein letztes Mal herumfragen. Wenn sich dann nichts ergeben sollte, würde er morgen das Flugzeug nach Kolumbien nehmen. Alles war besser, als noch länger in Colón festzusitzen: Slums die Seitengassen – Sirenen, Schreie, Motoren, Hupen, Pfiffe – angsteinflößend Tag und Nacht. Einige Holzhäuser stammten noch aus der Zeit, als die Franzosen mit dem Kanalbau begannen und waren seitdem nicht mehr renoviert worden. Großfamilien wuchsen wie Pilze in diesem fauligen Milieu; durch einen riesigen Zaun vom Wohlstand getrennt: von der zweitgrößten Freihandelszone der Welt am Atlantikzugang des Panamakanals. Offenbar diffundierte nicht einmal der kleinste Teil des Mehrgewinns nach draußen, der hier erwirtschaftet wurde ... Der Freihandel hat sich frei

gemacht von allen Orten und sozialen Verpflichtungen, drumherum abscheuliches Elend – nicht mal ein Almosen für den Standort!

Ein letztes Mal also lief Zak die Piers ab und nervte die Matrosen, die gelangweilt auf den Relings saßen, das Deck schrubbten oder Pakete verluden. Immer bekam er die gleichen Antworten im kaum verständlichen Karibikslang: „Der Käptn ist in der Stadt ... Wir nehmen keinen mit!“ – Bis er Edwin traf, einen hoch gewachsenen Schwarzen mit Schnauzer, der nicht nur aussah wie Eddy Murphy, sondern auch so redete. Edwin zeigte auf einen achtzehn Meter langen Kutter, bis zum Rand befrachtet; und noch auf der eigentlichen Ladung standen Kisten, lagen Autoreifen und Fahrrädern herum, sogar eine alte Autotür.

„Ja, wir fahren nach Kolumbien“, plapperte Edwin, und nach einigem Handeln: „Das macht 85 Dollar, inklusive drei Tage Verpflegung. Wir laufen noch heute Nacht aus.“

Zak schlug ein, trotz des hohen Preises, trotz seiner Zweifel: Was sollte die Mannschaft daran hindern, ihn für ein paar lumpige Dollar über Bord zu werfen? Zwar meldete Zak beim Zollamt sein Vorhaben und den Namen des Schiffes – *Flor Isleña*, Inselblume –, aber ob der Beamte sich das merken würde, war zweifelhaft. Zak musste ihm ein Bakschisch zahlen, um herausgestempelt zu werden ... Aber es war nur zu einem kleinen Teil die Gefahr, die brannte. Heiß durchlief es Zak: Ein neuer Kontinent, weiter noch und wilder– Südamerika!

Nachdem er seinen Rucksack an Bord gehievt hatte, drückte Edwin ihm einen Streifen Pappkarton in die Hand: „Das ist dein Bett, darauf schläfst du. Such dir einfach einen Platz, vielleicht da oben.“ Die Matrosen glotzten ihn an; sie lagen unter einem Regenschutz auf der Ladung, die wie Hefeteig aus dem Rumpf der Inselblume quoll und nur mittels einer dicken gelben Plane gewaltsam an ihrer weiteren Ausdehnung gehindert wurde. Zak blickte misstrauisch zurück, als er auf das Dach der Kapitänskajüte kletterte. Der Aufbau ragte lediglich einen halben Meter über die Ladung hinaus; nur die Frontseite hatte man frei gelassen. Hier oben roch es nicht so nach feuchtem Gummi; Zak breitete seinen Karton über der Teerpappe aus, zog seine Regenjacke über

und wickelte sich in seine Isomatte, um sich vor dem einsetzenden Niesel zu schützen. Unter Flutlicht wurden auf dem Coco-Solo-Pier noch Frachter beladen. Kräne bewegten Container vor silberumrandeten Wolken, im Wind schwangen Kokospalmen. Männer mit nackten Oberkörpern und dreckigen Jeans trugen Lasten über Stege, riefen sich Anweisungen und launige Sprüche zu, doch die Geräusche erreichten nur gedämpft seine Ohren. Zak rollte sich fester ein und konnte sich nicht entscheiden zwischen Heim- und Fernweh. Mulmig war ihm schon, hier hatte er nun sein Abenteuer.



Noch vor Sonnenaufgang lief die Inselblume aus, zwischen den Lichtern der Hafentürme hindurch und in die karibische See hinaus. Kurze Hektik und dann Rollen über die Wellen. Die Küstenlinie wechselte im ersten unwirklichen Licht des Tages ihre Farbe, von monotonem Grau zum ewigen Grün der Palmen und der Mangrove. Das mit Sackleinen umwickelte Auspuffrohr stand da wie der Schornstein eines Mississippidampfers und stotterte rußigen Qualm aus. Die nahe Wolkendecke leuchtete dunkel, und das türkisfarbene Wasser schien zu strahlen, heller als der Himmel selbst. So zwängten sie sich zwischen zwei Himmeln, zwei Meeren hindurch, zwischen zwei illuminierten Flächen, die perspektivisch aufeinander zuliefen, um sich am Horizont zu begegnen.

Noch am Vormittag wurde es so heiß, dass sich Zak zur Mannschaft gesellte, die unter aufgespannten Tüchern döste. Die Mehrzahl der zwölf Männer hatte ohnehin nichts zu tun und mochte nur zum Be- und Entladen mitgekommen sein. Sie sprachen kaum, und wenn Edwin oder Jorge, der Kapitän, Zak etwas fragten, hatte er arge Probleme, sie zu verstehen. Die Kolumbianer von der Küste verschluckten die eine Hälfte der spanischen Wörter und zerkauten die andere, bis nichts blieb als karibische Sprachpampe.

Der einzige, der ständig Arbeit hatte, war Hieronymo. Der Kombüsenchef wirkte am Heck, wo ein kleiner Platz von der

Ladung ausgespart war. Zum Kochen musste Hieronymo mit dem Oberkörper in einen Holzanbau kriechen, der über die Außenwand hinausragte. Eine Windschutzplane flatterte ihm um den Rücken, und mit den Beinen hielt er sich zwischen Säcken eingekleimt, damit ihn das Schwanken nicht umwarf. Hieronymos Haut war fast schwarz, aber die mongoliden Gesichtszüge deuteten auf seine indianische Abstammung hin. Er hatte einen schmutzigen Hunnen-Zopf, und wenn er grinste, freuten sich die verfaulten Stummel in seinem Mund über frische Luft. In Dschingis Kahns wilder Horde hätte er sich gut gemacht, und gleiches galt für sein Essen. Morgens gab es Eier mit Kochbananen, dazu Körnerkaffee, mittags dann eine seltsam matschige Brühe – das Kochwasser vom Frühstück mit einem durchknorpelten Brocken Fleisch darin. Während Zak daran herumstocherte und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, beobachtete er den alten Seebären mit den Klumpfüßen, der an der Ruderpinne auf fünf Säcken Ladung saß – ein feister, schwarzer Buddha: Die brennende Sonne schien ihm nichts auszumachen. Und das Schlingern des Schiffes mit dem Körper auszugleichen, hätte seine Meditation gestört. Eher gehörte er zum Inventar, als zur Mannschaft.

Am Nachmittag erreichten sie den San-Blas-Archipel: Insel um Insel zog vorüber, manche nur groß genug, dass eine einzige Kokospalme darauf Platz fand; dazwischen fischten die Cuna-Indianer in Einbäumen und manchmal ein größeres Boot ... Bei Einbruch der Dunkelheit ankerte die Inselblume vor einer länglichen Insel, geschützt durch ein Riff, an dem sich die Wellen brachen. Die Sonne nahm die Trägheit des Tages mit sich, und langsam verloren sich die Wolken; mit dem Mond stieg die Sehnsucht empor. Eine feine Silberlinie trennte die Silhouette der Palmen vom Himmel.

Zak lag still auf dem Kajütendach, horchte und dachte in die Nacht: *Ist das mein Traum? Dieses Bild, diese Öde ... Was wenn der Mond aus Milch und Honig wär? Welche drei Dinge würde ich mitnehmen? Die Kreditkarte ist überflüssig auf dem Mond, ebenso die Badehose ... Wie es aussieht, habe ich außer einigen Fotos und den damit verbundenen Erinnerungen nichts von Bedeutung bei mir. Alles beginnt mit*

einem Traum und endet mit einer Erinnerung ... Luft vielleicht, ja sicher. Luft um deinen Namen zu sagen ... Lange hatte er vermieden, Lailas Namen auszusprechen, nun flüsterte er ihn, weich auf seiner Pappe.



Zak musste den Männern seltsam erscheinen: ein junger Europäer mit Rastas, der freiwillig diese Zumutung auf sich nahm und dafür auch noch bezahlte. Er musste doch Geld haben. Andererseits beschwerte dieser Typ sich nicht, passte sich dem Fraß und den Gepflogenheiten an und benutzte genauso souverän wie sie alle die Reling als Donnerbalken – hinter einem Sichtschutz gegenüber von Hieronymos *Labor*. Das schien den Matrosen zu imponieren.

Am zweiten Tag lag Zak mit Molino unter dem flatternden Sonnenschutz – der gemütliche Molino, ein Genießer vor dem Herrn: „Wenn ich so eine Insel hätte!“ Molino deutete auf ein mittelpträchtiges Exemplar mit sieben Palmen. „Ich und vier Frauen auf dieser Insel, oho, und eine Kiste Whiskey.“ Er machte eindeutige Handbewegungen, die Abwechslung versprachen. „Vier Frauen, ne Kiste Chivas Regal und ein Pfund Marihuana“, murmelte er vor sich hin. Molino konnte einigermaßen verständlich sprechen, wenn er sich Mühe gab.

Dann zeigte der Dicke zur Küste, in die grüne Unbestimmtheit: „Siehst du den Rauch hinter den Hügeln?“, fragte er. „Das ist der *Darién* ... Eine Menge Indianer dort. Schmuggler, Guerilla und Indianer.“ Zak hatte über den *Darién* gelesen: Als Nationalpark bildete er einen Puffer zwischen Panamá und Kolumbien; wohl aus politischen Gründen war nie eine Straße durchgezogen worden, die Panamericana versumpfte zwischen Urwaldriesen und Orchideen.

Wind und Wellen nahmen zu, und es wurde schwierig, sich ohne festen Halt zwischen all dem Gerümpel zu bewegen.



Auf Tuk Bak empfing sie ein indianischer Beamte und nahm ihnen die Pässe für die Dauer ihres Aufenthaltes ab. Wegen des rauen Seegangs hingen sie vorerst fest. Es gab kurze Verwirrung um Zak, der nicht in den Frachtpapieren stand, aber man war miteinander bekannt, und das Problem löste sich rasch.

Ein Betonsteg führte zu einem Haufen zerzauster Hütten, einige standen auf angeschütteten Steinhaufen bis ins Wasser hinein, über wackelige Planken oder Hängebrücken miteinander verbunden. Und in dieser Einfachheit: köstliche Bananen und reife Avocados, die leuchtenden Papayas und die Mangos!

Ein Kiosk direkt am Landesteg, die *refresqueria*, war das einzige Geschäft auf Tuk Bak und gleichzeitig der einzige Tresen. Hier gab Zak der Mannschaft eine Runde aus, während einige Indianer lachend an seinen Dreadlocks zupften ... Die Cunas waren im Allgemeinen klein und kantig. Während die Männer in Shorts, Schlaghosen und Siebziger-Jahre-T-Shirts herumliefen, als hätten sie ein Altkleiderlager geplündert, gaben die Frauen sich traditionell apart, genau wie Zak sie in Panamá-Stadt gesehen hatte: Alle trugen sie die tiefschwarzen Haare kurz, höchstens kinnlang und vorne zu einem Pony gestutzt, darüber ein rotes Tuch. Um Unterarme und Waden hatten die Frauen gemusterte Bänder gezurrt, so dicht an dicht, dass man sie auch für breite Armreifen hätte halten können; sie schnitten tief ins Fleisch. Die jungen Frauen röteten sich die hohen Wangen und trugen goldene Ohr- und Nasenringe, die bei lebenslangem Gebrauch dazu neigten, die Nasenspitzen auf groteske Weise nach unten zu ziehen.

„Warum machst du deine Haare so komisch?“, fragte ein Mädchen, das eine schwarze Linie auf dem Nasenrücken tätowiert hatte.

Zak machte sie darauf aufmerksam, dass ihr Erscheinungsbild für ihn auch nicht alltäglich war, indem er an ihren goldenen Nasenbömmel stupste. Das verstand das Mädchen, aber oh, ihre Freundinnen und Brüder, und deren Mütter und Vettern hatten noch viele Fragen. Umgekehrt waren die Cunas allerdings nicht sehr auskunftsfreudig; grinsend wichen sie in ihre eigene Sprache

aus, wenn Zak etwas wissen wollte und taten so, als verstünden sie kein Spanisch.

Nur der Zollbeamte, der auch der einzige Polizist der Insel war, antwortete bereitwillig auf alle Fragen. Zum Beispiel was die spanische Flagge mit dem darauf gestickten Hakenkreuz zu bedeuten habe, die dort auf einer der Hütten flatterte? – Dies sei die Flagge der Revolution der Tule, antwortete der Beamte. Seit achtzig Jahren wehe sie an dieser Stelle, länger als es die Hütte gab, und was das Hakenkreuz bedeute, wüsste er nicht, aber es sei ein uraltes Symbol. Jedenfalls handele es sich keineswegs um die spanische Flagge; das Rot symbolisiere das bei dem Indianeraufstand vergossene Blut und umfließe das Gelb des neuen Morgens.

Als es dämmerte, holten die Matrosen ihre Iso-Pappen vom Schiff, um an Land zu schlafen. Zak bettete sich auf die schmale Betonbank direkt vorm Tresen. Die Indianer, die im Laufe des Abends noch auf das am Steg befindliche Dorf-Plumpsklo mussten, schien die herumlungrende Horde nicht zu stören.



Auf der „Hauptstraße“ von Tuk Bak lag ein riesiges Fischernetz ausgebreitet, das gerade mit Schwimmern und Bleigewichten ausgestattet wurde, als Zak vorbeikam. Der Beamte stand dabei und grüßte freundlich. Wie Zak von ihm erfuhr, hatte die Dorfgemeinschaft über Jahre hinweg 1500 Dollar angespart, um dieses Projekt zu finanzieren. Nach außen wirtschaftete das Dorf immer als ganzes, das heißt, es verkaufte Kokosnüsse. Zak war erstaunt zu hören, dass die Kokosnuss sogar als internes Zahlungsmittel eingesetzt wurde: Eine *coco* entsprach zehn *centavos* und konnte am Kiosk direkt gegen Zucker, Mehl, Konserven und andere Güter eingetauscht werden. Noch erstaunlicher fand Zak allerdings, dass auch der Kiosk gemeinschaftlich bewirtschaftet wurde. Die Frauen wechselten sich einfach hinter dem Tresen ab, wo sie genauso gut an ihren *molas* werkeln konnten wie Zuhause.

Die Molas seien nach den Kokosnüssen der zweite Exportschlager der San-Blas-Inseln, erklärte der Beamte. Zak hatte schon

beobachtet, wie die Frauen mit Küchenscheren bunte Stofffetzen in Form schnitten und in mehreren Lagen auf ein schwarzes Tuch nähten. Dies erforderte eine ruhige Hand und viel Zeit, aber es lohnte sich, denn die *molas* erzielten auf den Touristenmärkten des Landes und darüber hinaus hohe Preise.

Ob er viel zu tun hätte, in seiner Eigenschaft als Polizist, wollte Zak wissen. – Nein, da passiere nicht viel auf Tuk Bak, kein Diebstahl, nicht mal eine Schlägerei. Ja, auf Ostopo, wo er vorher stationiert war, da ging es anders zu ... Ostopo, das war die Hauptinsel mit 6000 Einwohnern, da gebe es viele Trunkenbolde und ständig Prügeleien.

Die Arbeit am Fischernetz würde noch eine gute halbe Stunde dauern. Ein Steinhaus etwas abseits, nahe bei den Klippen, machte Zak neugierig. Es war die Schule, und unter dem Wellblechvordach fand er Molino, der verträumt in die Ferne blickte und dem schlechten Empfang eines Handradios lauschte. Zak setzte sich zu ihm. Die Wolkenschatten flogen rapide und flackernd über das Gras, und doch schien die Zeit stehen geblieben ...

„Denkst du an deine Freundin?“, fragte Molino, als sie schon eine Weile so saßen.

„Nein, gerade nicht. Ich denke an gar nichts.“

„Dort drüben.“ Molino deutete in Richtung See. Zak antwortete nicht, und Molino redete einfach weiter: „Dort fahren die Drogenkuriere lang, von Kolumbien über San Blas zur Miskito-Küste und dann weiter nach Cancun in Mexiko ... Vor zwei Monaten, weißt du, haben die hier einen ganzen Sack Drogen gefunden, direkt dort drüben ... Alles haben sie verbrannt, diese Indios!“

„Bitte?“ Zak fühlte sich aus dem Schlaf gerissen.

Molino erklärte ihm die Angelegenheit genauer: Ein Schmugglerboot musste gekentert oder aufgebracht worden sein, und eine Tonne mit einem Dutzend Paketen Kokain zu je zwei Kilo war in Tuk Bak angeschwemmt worden. Die Cunas waren nach seiner Meinung nicht sehr helle. Natürlich hätten sie versuchen sollen, den Stoff zurückzugeben: In Kolumbien war ein Kilo 3000 Dollar wert, in Cancun schon 17.000 und in den USA 30.000 Dollar, Dollar, Dollar, wie Molino sagte. Sicher hätte es den Cunas eine

großzügige Belohnung eingebracht, die Pakete zurückzugeben. Die Kokainkönige seien keine schlechten Menschen. In Kolumbien hätten sie Krankenhäuser und Schulen errichtet. Molino deutete hinter sich und schüttelte den Kopf: Eine schöne neue Schule hätten sie bekommen können und nicht mehr den ganzen Tag mit Kokosnüssen jonglieren müssen: „Diese Idioten, bares Geld haben sie verbrannt, *pura plata!*“

Aber die Schule war ja gerade neu, wollte Zak einwenden, da rannte eine Meute johlender Kinder an ihnen vorüber, darunter ein Albino ... Und die Eltern der Kinder stiegen gerade ins leuchtende Wasser der flachen Bucht und erprobten das neue Netz. Molino und Zak gesellten sich zu dem Beamten, der vom Ufer aus zusah.

Etwa dreißig Männer zählte Zak und drei Frauen. Das seien die Witwen, erklärte der Polizist, die müssten schließlich auch ihre Familien ernähren. Alle zogen sie hart, langsam schloss sich der Kreis, und das Wasser geriet in Aufruhr: Glitzernde Fischkörper sprudelten im Netz wie in einem Whirlpool, und die Cunas johlten wie ihre Kinder. Einige tanzten im Wasser, andere schlossen sich in die Arme ... In ihren Booten brachten sie den Fang an Land. Nie habe es hier soviel Fisch gegeben, erklärte der Beamte, mehr als sie selber verbrauchen konnten.



Diesmal schlief Zak auf dem Boden, und den folgenden Tag verträdelte er an der Bar. Sie würden noch mindestens eine Nacht bleiben müssen, vielleicht zwei, bis sich die See beruhigt habe, erklärte ihm der Käptn. Während die Matrosen Domino klopften, schrieb Zak Tagebuch und schaute den Frauen im Laden zu, wie sie unermüdlich ihre *molas* nähten. Gegenüber vom Kiosk, im seichten Wasser, bildete sich, noch klein und unschuldig, die erste Müllkippe von Tuk Bak: Tüten, Bierdosen, löchrige Schuhe ... Edwin kam vorbei und kritzelte ihm zehn Autogramme auf einen Brief – „Damit du mich nicht vergisst! Meine schönste Unterschrift, die setze ich sonst nur unter meine Schecks.“ Und Hiero-

nymo, dieser wahnwitzige Hunnen-Koch, trocknete seine ranzigen Koteletts auf der Teerpappe der Kajüte, sozusagen auf Zaks Bett. Solange er die Wahl hatte, ernährte Zak sich lieber von Früchten und von dem frischen Brot, das es in Tuk Bak zu kaufen gab. Die hiesige Cornflakes-Mixtur war allerdings gewöhnungsbedürftig: Wasser, Zucker, ein Schuss Kondensmilch und eine Lage Flocken – in einem Plastikbecher gereicht.

Gegen Abend, als die Luft so milchig wurde, dass Zak lieber darin seine Flakes gegessen hätte, stellte Molino ihm die Frage aller Fragen: „Wie viel verdient man denn bei euch in Deutschland?“ Aber bevor Zak antworten konnte, fuhr er fort: „Ich denke, ich werde nächstes Jahr nach Deutschland gehen oder in die USA ... Ich kann dort für einen reichen Mann arbeiten.“

Zak begriff nicht gleich, und Molino erklärte: „Ich muss ihm etwas bringen.“

Da verstand Zak und überlegte, was er sagen sollte. „Glaubst du nicht, dass das zu riskant ist?“, fragte er schließlich. „Für Drogenschmuggel kannst du zehn oder mehr Jahre im Knast landen!“

„Es ist ein Abenteuer.“

„Ein Abenteuer?! ... Warst du schon mal auf einem großen Flughafen – nein? Die haben Maschinen, die deine Koffer durchleuchten, und wenn die schon hören: Kolumbianer, ah, da lassen wir doch gleich mal die Hunde schnüffeln.“ Zak schüttelte den Kopf.

„Ein Freund von mir“, sagte Molino, „der wohnt jetzt auf San Andrés und hat sein eigenes Haus, ein Auto, ne Menge Knete: ein gemachter Mann!“

„Und wie oft musste er dafür das Risiko eingehen, sich sein ganzes Leben zu versauen?“

„Die verstecken das Zeug gut.“ Zak schaute Molino zweifelnd an. „Ja, du kriegst eine doppelte Weste oder so was und ein Flugticket und der Rest ist Glücksspiel. Alles oder nichts. Schau mich an. Ich bin über vierzig, habe eine Frau und vier Kinder zu ernähren. Ich bin arm wie eine Kirchenmaus. Dieses Radio hier, ist das

erste, das ich mir je leisten konnte. Hier kannst du noch so viel arbeiten ...“

Und Zak schaute Molino an: Sein fleckiges, zerschlissenes Hemd, seine zertretenen Sandalen, sein grauer Dreitagebart über dem breiten Gesicht und diese Augen, die zu träumen verstanden. Zak sah zum Schiff, diesem schäbigen Kutter, auf dem Molino Tage und Nächte und Wochen aushalten musste, ohne seine Familie, für seine Familie, und er schaute auf das neue Radio, das so klein und teuer in Molinos Schoß lag.

„Alles oder nichts?“, fragte er dann.

„Ja, ich denke, nächstes Jahr werde ich es tun. Es ist ... ein Abenteuer.“



Nach drei Nächten und zwei vollen Tagen auf Tuk Bak war es Zeit aufzubrechen. Die Matrosen hockten sich noch einmal über den Steg, und als das Dorf in der Morgensonne Farbe bekam, da schob sich schon der fette, mit Funken durchsetzte Qualm des Dieselmotors in den Blick zurück.

Die Bilgenpumpe ratterte, und fliegende Fische begleiteten die Inselblume, der Tag wollte kein Ende nehmen. Nur einmal kam der klumpfüßige Buddha an der Pinne in Wallung, als er einen großen Barsch aus dem Wasser zog ... Hieronymo hatte noch nie so lecker gekocht. Und Zak war froh, nicht das sechs Tage lang ungekühlte Fleisch serviert zu bekommen, dessen Säfte am Vortag seinen Schlafplatz besudelt hatten.

Es war schon lange dunkel, als sie ihr Ziel erreichten, das auf kaum einer Landkarte verzeichnet war: die *Isla Fuerte* in Kolumbien, Südamerika!

Edwin warf den Anker, und schlanke Boote stakten vom Ufer auf das Schiff zu: Unterdrückte Rufe, Kühlschränke, Fernseher flogen durch die Luft, und plötzlich klaffte leerer Raum unter Zaks Hochsitz auf dem Kajütendach. Erst am nächsten Morgen erfuhr er, dass es weder Zollamt noch Einreisebehörde auf der *Isla Fuerte* gab. Jorge, der Kapitän, wischte das mit einer Geste beiseite.

Kein Problem, in Montería würde Zak bestimmt einen Stempel bekommen. Und Zak wurde klar, dass Jorge seine Ladung eigentlich geschmuggelt hatte. Das ging ihn zwar nichts an, aber dadurch hatte er selbst nun ein Problem: Er befand sich illegal in Kolumbien und würde sich bis zur nächsten größeren Stadt durchmogeln müssen, um dort seinen Aufenthalt zu legalisieren.

Hippiando. Joints im Uhrzeigersinn, Zecken dagegen

Das lange Wochenende kam ungelegen, obwohl es Schlimmeres gab, als weitere drei Tage in Cartagena festzuhängen. Molino hatte Zak noch an Land begleitet und in seinem Heimatort zu Fisch und Maniok eingeladen. In Montería hatte Zak dann versucht, einen Einreisestempel zu bekommen, aber natürlich gab es im Landesinnern keine Einreisestempel. Ein gelangweilter Polizist gab ihm immerhin den Rat, noch in der Nacht den Bus nach Cartagena zu nehmen, es sei besser, keine Zeit zu vergeuden.

In Cartagena hatte sich alles erfreulich unkompliziert angelassen bei der zuständigen Behörde. Der Beamte vom Dienst hörte sich Zaks Fall zur Hälfte an. Dann fragte er, ob Zak auch Englisch beherrsche und bat ihn, die Lamentos des letzten Antragstellers zu übersetzen, mit dem er nicht weitergekommen war und der darum noch mit ihnen am Tisch saß. Der Engländer wollte sein bereits abgelaufenes Visum erneuern, denn er folgte, wie er sagte, den Spuren eines Dr. Hernandez, eines zukünftigen Heiligen aus dem letzten Jahrhundert, und diese Spuren führten nun einmal ins Amazonasbecken. Selig gesprochen sei Dr. Hernandez bereits, und heilig würde er jedenfalls dann, sollte sich das Konzil in Rom endlich entschließen, ihn zu befördern. Er sei Schriftsteller, sagte der Engländer, und – *well* – eine solch aufwändige Recherche dauere eben eine Weile, da könne ein *bloody* Stempel doch nicht das Problem sein. Solchermaßen überfordert von zwei unwahrscheinlichen Geschichten, gab der Beamte jedem eine Rechnung, die sich aus einer deftigen Bearbeitungs- und einer weit geringeren Strafbüßer zusammensetzte (in Zaks Fall machte das 78,0025 Dollar), einzuzahlen bei der Bank mit den längsten Schlangen und den kürzesten Öffnungszeiten von Cartagena.

Als Zak am Vormittag darauf seine Quittung vorlegte, musste der Beamte zugeben, sich um drei Dollar verrechnet zu haben. Bar wollte er das Restgeld aber keinesfalls annehmen. Und die Bank hatte schon geschlossen.

Das war gestern gewesen, Freitag. Heute trieb sich Zak mit Kopfschmerzen durch die feine Altstadt von Cartagena, weil er die halbe Nacht am Hafen mit dem englischen Schriftsteller Feuerwasser getrunken hatte. Es war damit geendet, dass James versuchte, seinen lächerlichen Panamahut anzuzünden und mit den Straßenkötern zu tanzen – was Engländer eben so tun, wenn sie richtig gut drauf sind.

Zak fand eine schattige Bank und besetzte sie mit einer Demut, wie sie nur ein deftiger Kater hervorrufen kann. In der Mitte des Platzes stand eine bronzene Statue von Simon Bolívar, dem alten Befreier, in sehr heldenhafter Pose zu Pferde. Genau so hatte er bestimmt Kolumbien und Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivien in die Unabhängigkeit geritten – ein einiges amerikanisches Volk seine Vision. Die war ihm noch zu Lebzeiten zerbrochen, aber etwas von seinem Geist steckte schon noch in dieser Statue, unter der ganzen Taubenscheiße, dachte Zak, während er mit trägen Fingern eine Orange schälte.

Und was kann ein Mensch schon mehr erreichen, als dass andere Menschen ihm Bronzedenkmäler setzen? Vielleicht, dass sie seinen markanten Schattenriss auf ihre T-Shirts drucken; das wäre die individualisierte Variante ... Viele sind dafür gestorben, kühl kalkuliert oder auch nicht – egal. Mit den psychologischen Details lenkt man doch bloß ab vom großen Plan, der von außen betrachtet so klar auf das eine Ziel hinausläuft: Entweder ich lande auf Père-Lachaise oder ich möchte meine Asche in den Ozean gestreut wissen.

Wäre es nicht gut und schön ein Idol zu sein? Egal wo du hingehst, du müsstest dir nicht erst mühsam Aufmerksamkeit schaffen, müsstest nicht erst jede einzelne Freundschaft erwerben, nein, die Leute wüssten, wer du bist und was du tust. Du müsstest nicht mehr nach den ersten Worten suchen ... Scheiß auf die Privatsphäre! Du könntest dich ganz deiner Zukunft widmen, deine Vergangenheit arbeiteten andere für dich auf – früher in Bronze, heute digital ... Noch nie gab es eine Zeit, in der

die verschiedenen Lebensphasen eines Menschen so nebeneinander bestehen blieben, ein Leben auf der Fotolinse: „Ich mag nur den jungen David Bowie, ach, ist der göttlich! Klick noch mal zurück.“

Und Zak erhob sich, ohne einen weiteren Gedanken auf Simon Bolívar zu verwenden. Er brauchte jetzt was Fettiges von der Ecke. Sein Kopf summt, aber die Selbstgespräche konnte er nicht abstellen, es gab ja niemanden zum Reden ... David Bowie – der war eigentlich nicht sein Ding. Es war noch nicht so lange her, da hatte er einen gewissen Fanatismus für die *Doors* empfunden: Ray Manzarek orgelt unerbittlich – Jim setzt ein: *the screeeam of the butterfly* – und Zak hatte diese Übermacht, die Perfektion, den Mythos kaum ertragen können, ohne den Neid und die Versuchung des jungen Menschen zu empfinden, der sich noch nicht entworfen hat. Glücklicherweise war es ihm gleichzeitig mit Bob Marley ähnlich ergangen. Und so hatten Bob und Jim sich gegenseitig aufgehoben. Nichtsdestotrotz blieben sie die Urbilder seiner Jugend: der Positive und der Destruktive.

Aber was hättest du Bob Marley jetzt zu sagen, wenn er noch lebte, wenn du ihn treffen könntest? – Nicht viel, wirklich nicht. Vielleicht nur einen Satz. Ich würde ihm die Hand reichen, ihm in die Augen schauen und sagen: Danke, ich habe dich verstanden. Darin läge alles. Und noch: One Love! Dann würde ich einen Joint mit ihm rauchen.



Das Hotel Miramar in Santa Marta hatte einen gewissen Kultstatus erlangt, obwohl die Betten unbequem waren und man das Meer überhaupt nicht sehen konnte. Aber es war preisgünstig, und Drogen konnte man hier mehr oder weniger offen zu sich nehmen: Der hiesige Koksdealer erschien als gut angezogener Geschäftsmann mittleren Alters im Patio, einen Aktenkoffer unter dem Arm, aalglatt und teuflisch. Er legte seinem Opfer die Hand von hinten auf die Schulter und unterbreitete ihm ein unschlagbar günstiges Angebot für einen Sportschuh mit präparierter Sohle.

Die erste Nacht verbrachte Zak auf der Dachterrasse auf einer Schaumstoffmatratze, weil selbst die Hängemattenplätze alle

belegt waren, dann wechselte er ins Zimmer Nr. 14. Das erste, was er sah, waren zwei Leute, die sich ihre Nasen puderten und Klaus, der sich zum Frühstück einen Löffel warm machte. Klaus grüßte ihn freundlich – „Hallo, ich bin der Klaus“ –, die anderen zogen gerade aus. Nette Gesellschaft, dachte Zak und machte es sich bequem.

Erst am Abend lernte er seine anderen Zimmergenossen kennen: Arnulf aus Eggebek in Schleswig-Holstein, der seine Dreadlocks irokesenhaft geschnitten trug, und Timo genannt Turnschuh aus dem Landkreis Torgau-Oschatz in Sachsen mit seinen Kollegen Mick und Karsten. Zak betrat den Raum, als gerade Zukunftsvisionen ausgetauscht wurden.

„Kennt ihr die Folge, wo Flash Gordon von den Kackmenschen aufgefressen werden soll“, fragte Mick mit großer Ernsthaftigkeit. „Ja, die gibt es wirklich. Die verdauen sogar Stein und scheißen ihn wieder aus.“

Arnulf lachte. „Und danach landet er auf dem Tittenplaneten der Amazonen, die wollen ihn mit ihren Atombussen kernspalten. Ja ja.“

Zak wurde rasch klar, wie die Fronten auf Zimmer 14 verliefen: Die Ost-Fraktion ergriff Partei für Flash Gordon – ein Malocher sei das gewesen, einer der rennt und schießt und schwitzt und küsst, ein Held der Arbeit, jawohl!, im Gegensatz zu diesem langweiligen Vulkanier ... Arnulf dagegen war Trekkie und ließ nichts auf Mr. Spock kommen. Zak schloss sich ihm an, als er auf den Detailreichtum des Spock-Universums verwies, das so viel von der Realität vorweg nahm: Der Weltraum, unendliche Weiten, blühende Landschaften und so weiter. Visionär sei das gewesen, sagte Arnulf, und er sei überzeugt, dass er statt der Mikrowelle bald einen Nahrungsreplikator auf seinem Nachttisch stehen habe.

So ging das hin und her, und selbst Klaus, der wie ein Androide in seinem Bett gelegen hatte, beteiligte sich plötzlich lebhaft, als die Diskussion auf den Herrn der Ringe kam. Zuerst zu dem von Tolkien, dann zu dem aus Chile, der oben auf dem Dach in seinem Aufbau saß und Silberringe goss, um sie den Freaks in Santa

Marta zu verkaufen. Und sie beschlossen, hinaufzugehen, um zu rauchen und sich ein Rollenspiel auszudenken.

Ein junger Mond ging auf in dieser Nacht. Das ganze Zimmer Nr. 14 saß in einer Runde auf dem Flachdach. (Der chilenische Herr der Ringe war ausgegangen.) Jeder sollte sich nun einen Fantasy-Charakter erschaffen, und Arnulf als Erzähler würde sich ein Abenteuer ausdenken, in dem die fünf Helden sich zu bewähren hatten. Sollten im Verlauf des Abenteuers kritische Situationen auftauchen, würde Arnulf eine Entscheidung per Sching-Schang-Schong herbeiführen.

Mick, der sich durch eine gewisse naive Begeisterungsfähigkeit auszeichnete, gefiel sich gleich als Zwerg mit mächtiger Streitaxt und verfilztem Bart. Auch im wahren Leben war er klein und dick; als Punk trug er sein braunes Haar kurz mit einigen blonden Strähnen am Scheitel, die er sich immer wieder aufgeregt hinter die Ohren klemmte. Karsten, der stämmig war, mit blondem Zopf und Kinnbart, hielt sich gutmütig im Hintergrund und fügte sich in die Rolle des Kriegers, die Timo Turnschuh ihm vorschlug. Der selbst entschied sich kurzerhand, einen Elben darzustellen, eines dieser Überfliegerwesen ... Der koksende Klaus dagegen überlegte hin und her, bis er sich schließlich den Zauberlehrling aussuchte. „Wegen der Alchemie. Was der sich nicht alles mixen kann.“ – Klaus musste tatsächlich die letzten Tage oder Wochen mit seinen chemischen Experimenten im Schatten verbracht haben, denn obschon er ein rötlicher Typ war, wandelte er auffallend weiß durch diese tropischen Gefilde. Zak schließlich spielte einen Waldläufer.

„Ihr habt euch auf dem Weg nach Donnersbach im Wald getroffen“, begann Arnulf seine Geschichte. „Es ist noch ein guter Tagesmarsch, und als es dunkel wird, kehrt ihr gemeinsam ins Wirtshaus *Zum brünstigen Keiler* ein.“

„Keiner ist geiler als der Keiler“, unterbrach ihn Klaus.

Kurzes Gelächter, dann erzählte Arnulf weiter: „Dort trinkt ihr Met und Wein – und du trinkst Wasser, Turnschuh –, ein Minnesänger fiedelt von der Galerie, die dralle Wirtin zwinkert dir zu, Karsten, als plötzlich die Tür auffliegt und ein Zwerg hereinge-

stolpert kommt. Er ist schwer verwundet und bricht vor dem Feuer zusammen. Was tut ihr?“

„Ich gebe ihm ein wenig Wasser aus meinem Schlauch“, sagte Turnschuh als erster und übernahm gleich die Führungsrolle, die ihm seine Freunde auch im wahren Leben zubilligten. „Das ist bestimmt aus dem Elbenland und hat heilende Kräfte.“

„Ich greife meine Streitaxt und springe auf den Tisch“, rief Mick.

Klaus kicherte: „Ich mach die Tür zu und sag Mick, er soll vom Tisch runterkommen.“

„Das bringt dir fünf Abenteuerpunkte“, bemerkte Arnulf trocken und ließ darauf den verwundeten Zwerg etwas von einem Hinterhalt stammeln: „Auf das Gold haben sie es abgesehen, auf das Gold. Aber sie täuschten sich, die Schergen.“ Arnulf flüsterte mit sterbender Stimme. „Wir hatten kein Gold bei uns ... aber ich kenne den Ort, den sie suchen. Den sie alle suchen. Und es gibt ihn wirklich, ja, ich habe ihn selbst gesehen, mit eigenen Augen, den goldenen Herrscher: *El Dorado, El Dorado!*“

Damit schloss der Zwerg für immer die Augen, und ihr Auftrag lag klar vor den Helden. Wilde Täler und alte Mythen beschwor Arnulf herauf mit seinem nordischen Akzent; er hatte Übung in Rollenspielen und schaffte sich richtig ins Erzählen in dieser frischen Nacht unter diesem hellen Mond, der Klaus noch viel bleicher machte, als er ohnehin schon war. Seine Energie ließ rasch nach. Er wolle mal eben Zigaretten holen, sagte Klaus, als sie sich gerade eingespielt hatten, ging aufs Zimmer und blieb verschwunden

Gute drei Stunden saßen sie noch beisammen, aber das Abenteuer brachten sie nicht zu Ende, denn am nächsten Morgen wollten sie (alle außer Klaus) früh zum Tayrona-Park aufbrechen. Klaus schien schon zu schlafen, als sie möglichst leise in ihre Betten stiegen, aber mitten in der Nacht erwachte Zak von einem Geräusch, von einem heftigen Atemzug. In der Toilette hockte Klaus und sog an einer Klorolle, die er mit Alufolie zu einer Pfeife umfunktioniert hatte. Zak stand auf und setzte sich zu ihm.

„Willst du auch?“, fragte er.

„Nein danke“, sagte Zak. „Ich wollte nur mal schauen, wie’s dir so geht.“

Klaus starrte auf seine Hände. „Ich weiß auch nicht, warum ich das hier mache. Kann ich dir auch nicht empfehlen. Geht ganz schön an die Substanz. Irgendwie bin ich drauf hängen geblieben vor ein paar Wochen.“

„Was gibt es dir denn?“

„Naja. Es ist nicht so besonders, nicht mal ein Rausch. Nur so ein kurzer Kick im Kopf; man gewöhnt sich dran, wie an eine Zigarette, nur stärker, viel stärker.“

„Glaubst du, dass du wieder davon loskommst.“

„Wenn mein Geld alle ist, schätz ich. Dann ja, ganz sicher.“ Klaus tropfte Wasser auf einen Löffel. „Zum schlafen gehen“, sagte er und tat etwas Kokain mit Backpulver hinzu, mischte das alles mit einer Nadel und hielt ein Feuerzeug drunter. Ein Klümpchen entstand, das Klaus mit der Nadel herausfischte.

„Wir sind morgen früh weg. Ich wünsch dir alles Gute“, sagte Zak, schüttelte den Kopf über diesen Zauberlehrling und ging wieder zu Bett.



Am siebten und letzten Strand von Tayrona schlugen sich Arnulf und Zak in die Büsche und banden ihre Hängematten zwischen drei Palmen, so dass sie einen Winkel bildeten.

„Hoffentlich fällt uns keine Kokosnuss auf den Schädel“, sagte Zak und blinzelte nach oben. Die Palmen standen immerhin so dicht, dass die Leguane, die dort oben hausten, von Wipfel zu Wipfel huschen konnten; andererseits waren die Kronen sehr ausladend, und die Nüsse hingen nah am Stamm. Platz genug also, um in den Hängematten ausreichend Abstand zu halten.

Arnulf grinste: „Eine Freundin von mir wohnte mal für ein paar Tage in einem Palmenhain in Thailand. Sie war ziemlich ängstlich, und immer wenn sie vor die Tür ging, nahm sie drei Handtücher und eine Bratpfanne mit, die sie sich auf den Kopf schichtete. Kein Witz, das muss tierisch bescheuert ausgesehen haben ... Aber ich

mach mir eher Sorge, dass die Leguane auf unsere Schlafsäcke scheißen.“

Arnulf war bei den Pfadfindern gewesen und bastelte zwischen ihren Hängematten eine Feuerstelle und darüber einen Dreibock, in den er mittels Pfadfinderknotentechnik einen mitgebrachten Topf hängte. Überhaupt hatte er an alles gedacht: Kartoffeln, Gemüse, eine Flasche Rum, Gewürze und sogar Zimt „für den Milchreis“ hatte er eingekauft, und sie beide hatten das Zeug den langen Weg durch den Park geschleppt. Eine Woche würden sie damit locker über die Runden kommen.

Auch die drei Freunde aus Neustrelitz waren gut mit Proviant eingedeckt; in Santa Marta hatten sie sich außerdem Säge, Handbohrer und Schleifpapier besorgt. Und während Arnulf und Zak den ganzen Tag kiffend und palavernd zwischen den Palmen verschaukelten, setzten die tüchtigen Jungs am Strand Kokosnüsse in Wert. Dort hatten sie sich überdachte Hängemattenplätze gemietet und produzierten eine stattliche Zahl an Ringen und Trinkschalen, die sie am Abend mit Coca-Tee füllten. Die Blätter hatten sie aus Peru mitgebracht, wo ihre Reise begonnen hatte; Coca-Tee sollte dort ein Nationalgetränk sein.

„Die Blätter und das Kokain, sagt der Peruaner“, erklärte Turnschuh feierlich, „die verhalten sich zueinander, wie ein Esel zu einem Überschallflugzeug. Der Tee ist total bekömmlich, gut gegen Höhenkrankheit und entspannt den Magen. Er betäubt etwas den Mund, und sonst passiert nicht viel.“ Damit goss er jedem etwas in die selbst gebastelten Schälchen, und Mick und Karsten nickten dazu: „Schade, dass es den nicht in Deutschland gibt, oder Turnschuh?“

Arnulf und Zak vertrieben sich die Nacht im Freien mit einem weiteren Rollenspiel. Oben in den Palmen raschelten die Echsen, ab und an sah man ihre Schwänze zwischen den Wedeln, und ebenso häufig hörte Zak den dumpfen Aufprall der Nüsse, die reif in die Bodendecker fielen, bis er sich ganz klein in seinem Schlafsack machte, um noch mehr Abstand zu den Bäumen zu gewinnen.

Auch der nächste Vormittag verging für die einen so produktiv, für die anderen so schlunzig wie gehabt. Zak musste feststellen, dass Arnulf doch kein so guter Pfadfinder war, wie er vorgab, als er die Feuerstelle mangels Steinen mit Kokoschalen gegen den Wind schützen wollte. Die Schalen brannten natürlich wie Zunder; aber den Rum-Zimt-Punsch, der bei dieser Aktion herauskam, deklarierte Arnulf zu Recht als seine gute Tat des Tages.

„Aus dem Pfadfinderscheiß bin ich damit wohl endgültig raus“, fluchte Arnulf, als er die kokelnden Überreste seiner Windschutz-Konstruktion mit Erde zuschaufelte: „Zum Glück ist wenigstens ein ernstzunehmender Hippie aus mir geworden. Da muss man nichts können.“

„Ja wie? – Gitarre spielen, Jonglieren, Yoga, Vollkornbrot backen – lern das mal alles!“

„Stimmt natürlich.“ Arnulf überlegte. „Aber ich kann Hackisack spielen. Ehj Digger, das zählt doch wohl. Komm, wie wär's mit ner Runde. *Vamos a hippiar.*“

Und sie liefen zum Strand, wo es darum ging, eine kleine in Guatemala gehäkelte und mit Plastikschat aus den USA gefüllte Kugel mit den Füßen in der Luft zu halten. Arnulf war tatsächlich ganz gut darin, aber Zak fühlte sich nicht für den Ballsport geboren, erst recht nicht unter diesem heißen Stern – und so fiel die Aktion nach wenigen Ballkontakten ins Wasser, wo sie sich den Hackisack dann zuwarfen ... Der Ernst des Lebens, die Ahnung, dass es vielleicht doch der Arbeit bedurfte, um wahrhaft erfüllt zu sein, holte sie allerdings gleich am Strand wieder ein, wo sie nach ihrem Mittagsbad mit der einschüchternden Präzision des sächsischen Handwerkertums konfrontiert wurden: Sie staunten, als sie den zerlegbaren Bong sahen, den Karsten gefeilt hatte. Mundstück, Köpfchen und Kokoskörper ließen sich mittels zweier polierter Bambusröhren luftdicht zu einer Wasserpfeife zusammenstecken. „Du, Turnschuh, ist das in Ordnung so?“, fragte Karsten in seiner unsicheren Art, die nicht recht zu einem Krieger passen wollte. „Ja ja“, antwortete Turnschuh: „Das ist genau richtig“ – und sein Paladin legte den Bong beiseite. „Eigentlich schade, dass wir nicht rauchen.“

Wenig später, auf einem schattigen Felsbrocken über der Bucht, scherzten Arnulf und Zak bei einer Tüte über soviel Tugendhaftigkeit. Für den Moment gefiel es ihnen, sich gehen zu lassen, und sie genossen ihr Hippie-Ding, das sie fortan eifrig konjugierten (*yo hippio – vamos a hippiar – tu hiphiphurraste* und so weiter.) In seinen Boxershorts, mit den Sportsandalen an den Füßen und zwei Haifischzähnen und allerlei Geschnitztem um den Hals, wirkte Arnulf schon sehr authentisch.

Zak dagegen fühlte sich manchmal unwohl, wenn er an Klaus dachte, und daran, dass ihre fortgesetzte Rauchorgie sich ebenfalls verselbstständigte. Aber dann sagte er sich, dass auch dies eine wertvolle Erfahrung sei, und dass das Rauchen irgendwie dazu gehörte zu diesem Spiel ... Und Zak mochte einfach Arnulfs schnoddrige Art und akzeptierte seine Entscheidung, jede Verantwortlichkeit vor sich her zu schieben, zumindest für den Moment, für diesen Trip. Tatsächlich gab es auch niemanden, dem er verpflichtet war: Nach dem Zivildienst hatte Arnulf ein Jahr lang seine Arbeitslosigkeit gefeiert, und die letzte Freundin hatte ihm kurz vor dieser Reise Lebewohl gesagt – er erzählte Zak die ganze Geschichte – und nun stand er vor all seinen Möglichkeiten und wusste nicht, wohin mit sich.

„Was würde ich nur ohne Kiff machen“, stöhnte Arnulf. „Was soll ich überhaupt machen? Meine Eltern haben einen Bauernhof in Eggebek, da züchten sie Schweine. Den soll ich übernehmen, aber das ist eine ganz schöne Schweinerei, sag ich dir. Die Säue müssen ja ständig besamt werden.“

„Machen das nicht die Eber?“

Arnulf lachte: „Eber! ... Naja, ein paar gibt's noch, die liefern den Saft. Aber die Säue kriegen nur nen Dildo rein. Das geht schneller, zwei Leute erledigen das in einer Minute ... Einer sprüht der Sau so ein Geilheitsspray vor den Rüssel, und der andere setzt sich rittlings drauf, damit das Vieh denkt, es wird bestiegen. Tja, und dann kriegt es halt die volle Ladung. Ziemlich unromantisch so was.“

„Und Klein-Arnulf durfte immer reiten?“

„Klar“, er grinste. „Weißt du eigentlich, wie oft du am Besamen bist, bei fünftausend Säuen? ... Ich will mein Geld einfach nicht mit Scheiße fressen verdienen.“

„Scheiße fressen?“

„Ja, sagt man doch so, jeder wäre käuflich, alles nur eine Frage des Preises. Nehmen wir mal an, dir böte jemand zehn Millionen für etwas total Entwürdigendes. Scheiße fressen zum Beispiel. Dann könntest du dir eine Luxusyacht leisten und darauf tolle Parties feiern. Aber wenn die Leute dich dann fragen, womit du dein Geld verdient hast, müsstest du ihnen sagen: Na, ich hab halt in die Scheiße gebissen.“

„Und was ist mit Studieren?“

„Hab ich keinen Bock drauf. Aber vielleicht schreib ich mich ein, dann kann ich immer noch was anderes probieren.“

„Mach doch nen Kiosk auf.“

„Hmmm ... Weißt du, ich bin nur ein Mensch, und das ist auch alles, was ich sein will. Ich will nur ich selbst sein ... und meinen Platz finden, wo ich ... Na, du weißt schon, was ich meine ... mein inneres Gleichgewicht halten kann und so. Lieber Sein als Haben eben ... Ich organisier da jedes Jahr so ein kleines Musikfestival. Irgendwie glaub ich, dass ich so was machen könnte mit Organisation ... Aber lass uns erst mal einen kiffen ... Wir müssen auch bald mal einen vernünftigen Drogendealer finden. Jacques, dieser Abziehertyp aus dem Miramar hat mir erzählt, hier käme ab und zu mal so ein Keksverkäufer mit einer gelben Mütze vorbei.“

„Wieso Abziehertyp?“

„Na, der ist angetreten mit dem Motto, dass die Columbianas alle scharf auf Gringos sind. Weißt du, ich mag solche Charaktere nicht, besonders, wenn sie's so raushängen lassen.“

Zak nickte, und eine Weile sprang jeder seinen Gedanken nach. Unter ihnen schwappte das Meer, und Zak dachte an Laila und an das Versprechen, das er ihr gegeben und wieder nicht gegeben hatte. Er dachte daran, dass er schon lange nicht mehr mit ihr gesprochen hatte, es aber gern getan hätte, und er fragte sich, ob das Sinn machte, hier zu sitzen, dem Meer beim Schwappen zuzuschauen, und sie war ganz woanders. Man tat so vieles nur,

damit Geschichten daraus entstehen, Erinnerungen, über die man reden kann ... Die Liebhaften vor Lola (und einige die es hätten werden können) flanierten über die Promenade seiner Eitelkeit – aber was war schon eitel daran, sich schöner Körper zu erinnern? Und dann dachte er an all die Abschiede und daran, was Treue bedeuten konnte unter diesen Umständen. Und fragte sich schließlich, was er wollte, außer nichts falsch zu machen ...

„Ich war mal mit einem Mädchen zusammen, das war ein paar Jahre älter“, sagte Zak in das Nachmittagsurren hinein. „Sie hieß Karin und arbeitete in einem Programm kino. Überall in ihrer Wohnung hingen Fotos von Schauspielern, Plakate und herausgeschnittene Filmstreifen; sie hatte eine große Plattensammlung – Woodstock, The Doors, Led Zeppelin und so – und ihr Lieblingsschriftsteller war Philippe Djian ... ich glaube, sie konnte sich ziemlich mit *Betty Blue* identifizieren. Manchmal oder sogar häufig fühlte sie einen plötzlichen Lebensschmerz – ganz allgemein über die Flüchtigkeit allen Seins und die Ausweglosigkeit aus allem, du weißt schon: In die Welt geworfen wie ein Stock, kein Hündchen da, dir einen Sinn zu geben. Und diesen Schmerz verscheuchte sie am liebsten mit einer Zigarette oder mit einem schlechten Zitat. Einer ihrer Lieblingsprüche war: *Ich wollte mich umbringen, aber dann ging ich in die Küche und aß eine Orange!* Das sollte auch von Philippe Djian kommen, sagte sie ... Mich faszinierte das damals, ihr ganzer Stil, ihr Milchkaffee aus großen Schalen, die Räucherstäbchen, die Zitate ... Aber als wir ungefähr drei Wochen zusammen waren, fragte sie mich: Was würdest du tun, Zak, wenn du Beatrice Dalle begegnen würdest, in einer Disco meinetwegen, und sie würde dich anmachen. Sie will mit dir schlafen. Ich meine, sie ist die absolut sexieste Frau, die ich kenne – das fragte sie und schaute ganz verschmitzt; wir teilten uns gerade eine Zigarette im Bett. Beatrice Dalle ist übrigens die Darstellerin von *Betty Blue* ... Ich würde gar nichts tun, sagte ich ernst und war mir in diesem Moment sehr sicher, dass ich tatsächlich jedes Angebot abgeschlagen hätte. Ich war ja verliebt ... Aber Karin sagte: Also, ich würde es dir nicht übel nehmen ... Wenn ich Richard Gere begegnen würde, und *er* würde mir ein Angebot machen, dann würde ich *Ja*

sagen. Es wäre schließlich eine einmalige Sache, und wann trifft man schon mal Richard Gere oder Beatrice Dalle, mmmh? ... Ich meine: Hey – es ist Richard Gere! Wer kann da widerstehen? ... Weißt du, Arnulf, ich hätte nicht so viel auf dieses Was-wäre-wenn-Spielchen gegeben, aber sie sagte das so eigenartig, als ob sie eine ernste Sache in einen Scherz verpacken wollte. Ich ließ mir nichts anmerken, aber von da an wusste ich, dass sie mich nicht liebte und dass unsere Beziehung ohne Substanz war.“

„Dauerte es noch lange?“

„Nein. Ich schätze, ich war zu jung für sie und ... sie hatte sich da in irgendwas verheddert, glaub ich. Vielleicht war ich es auch. Aber sie hatte einen Trinkspruch, der mir gut gefallen hat: auf die Liebe, das Leben und den Tod! – das fliegt mir nur so manchmal durch den Kopf.“



Oh, es war ein Lotterleben im Busch!

„Drogen machen intelligent und schön!“ rief Arnulf und holte neuen Schwung in seiner Hängematte, auf dass er den dritten Spliff des Vormittags herüberreichen konnte. Zak griff zu, nahm nur einen Zug, den er lange in sich kreisen ließ und passte die Tüte auf die gleiche Weise zurück. Dann lehnten sie sich zurück, blinzelten mit dicken Augen gegen das Blätterdach und bliesen Qualm in den unbeteiligten Raum. Da brach auf einmal der grüne Himmel auf, und sie erstarrten in dunkler Blitzahnung, dass ihnen derselbe oder wenigstens eine Meganuss auf ihre bekifften Köpfe fallen würde ... Doch es war ein Leguan, der von all dem Rauch die Balance verloren hatte. Und still, rudernnd mit allen Extremitäten, in lächerlicher Zeitlupe segelte er durch die surreale Mittagsruhe, die sich in ihrem Hain verfangen hatte. Zehn Meter tief bestimmt. Er machte dasselbe Geräusch wie eine Kokosnuss, als er knapp neben Arnulf aufklatschte ... Auch Leguane konnten also verdutzt gucken! Dieser schämte sich überdies ein wenig, wurde hektisch und schlug sich unhöflicherweise in die Büsche, ohne auf Wiedersehen zu sagen.

„Uaaa“, flüsterte Arnulf und nahm einen hektischen Zug. Zak machte eine Handbewegung, als wolle er nach Regen fühlen: „Sag mal, was hast du in die Tüte getan?“

„*Arschhaare!*“ Arnulf kicherte. „Gut, dass das Viech mir nicht auf die Eier geplumpst ist.“

Es dauerte nicht lange, bis sie merkten, dass es noch ganz andere Tiere regnete im Tayrona Park: Arnulf entdeckte eine Zecke in seiner Achselhöhle, suchte ekelgetrieben seinen Körper ab und fand die schwärzlichen Parasiten-Pusteln in den abgelegensten Winkeln, zum Beispiel an seinen Eiern. Auch Zak hatten sie befallen; die wählerischen Genusstierchen mussten einen guten Weg auf ihnen herumgekrochen sein, um dorthin zu gelangen, wo es am wärmsten und dunkelsten war.

„Ehj Digger“, rief Arnulf und musste hysterisch lachen: „Du hast ne dicke Zecke am Arsch.“

Sie liefen zu der Strandbude, wo die drei Helden der Arbeit werkelten und fragten den Besitzer der dazugehörigen Bar, ob Fälle von Gehirnhautentzündung oder Borreliose bekannt seien. Der beruhigte sie, bis jetzt sei noch nie etwas passiert, und gab ihnen den Rat, sie sollten links herum drehen. Mit einer Taschenmesserpinzette begannen sie also, die Schmarotzer herauszuoperieren, und wenn es nicht anders ging, behandelten sie sich gegenseitig.

„Scheiß verzecktes Hippieleben!“, fluchte Zak und bückte sich.

Nach diesem entwürdigenden Prokeln und Pulen packten sie ihre Sachen und zogen auf den Felsbrocken, von dem aus man so schön das Meer schwappen sehen konnte. Hier war es zwar schwieriger, die Hängematten zu befestigen, aber sie hatten den Eindruck, dass nicht ganz so viel Gestrüpp um sie herum sei, in dem ihnen blutgeile Minimonster auflauern konnten.

Abends dann, mit den anderen am Lagerfeuer, geriet ihnen die Zecken-Erfahrung fast zu einer Heldentat. Sie konnten drüber lachen und machten eine Eselsbrücke daraus: Joints im Uhrzeigersinn, Zecken dagegen.

Welch verlauste Hippie-Rastas, was für linke Zecken sie doch waren, hohoho (chi minh)! ... Karsten, der Krieger, saß da und

dachte sich seinen Teil, Turnschuh legte sein übliches ironisches Lächeln auf, und Mick fing begeistert an, Kampfliedtexte von Slime und Toxoplasma und Ton, Steine, Scherben zu zitieren. Niemand hielt ihn auf.

„Ist es wirklich so schlimm bei euch mit den Nazis?“, fragte Arnulf.

„Ja“, antwortete Turnschuh. „Man muss schon verdammt auf die Farbe seiner Schnürsenkel achten.“

„Scheiß Nazis“, murmelte Mick. „Es werden sogar wieder Kinder nach Adolf getauft.“

„Wenn ich Adolf hieße, würde ich mich in Odalf umbenennen lassen.“ Arnulf feixte.

„Man ist entweder für oder gegen die, da gibt es nicht viel dazwischen.“ Turnschuh blickte ernst in die Runde. „Ich hasse sie aber nicht. Skinheads sehnen sich nach Uniformen, nach Uniformität, nach einem Aufgehen in der Gemeinschaft, weil sie sich so furchtbar hässlich vorkommen. Warum? Weil sie schwach sind, furchtbar schwach. Und weil sie nie etwas von der Welt gesehen haben mit eigenen Augen.“

„Doch, ich hasse sie“, rief Mick. „Die sitzen überall. Heute Glatze, morgen Buchhalter – oder schlimmer noch Polizist. Die treten dann zwar nicht mehr öffentlich mit Bomberjacke auf, aber ihr Denken ist dasselbe.“

„Aber deswegen muss man doch nicht gleich Slime hören.“ Zak hatte Lust, Mick ein wenig aufzuziehen; er mochte ihn. „Rio Reiser, okay. Aber Slime?“ Arnulf verging sich in der Zwischenzeit an Shanties: „*Ich hew mol en Hamborger Veermaster sehn ...*“ Das säuselte er Turnschuh ins Ohr, norddeutsch wie er war, und Mick drehte sich zu Zak und fragte ganz interessiert: „Du hörst viel Reggae, oder?“

„Ja, schon“, antwortete Zak.

„Reggae ist irgendwie cool.“ Mick betonte das so ernst, wie er alles betonte: „Sag mal eine gute Gruppe.“

„*Black Uhuru* zum Beispiel.“

„Und sind die auch manchmal revolutionär?“, fragte der gute alte Mick.

„Reggae an sich ist revolutionär“, antwortete Zak und verkniff sich ein Lächeln. „Und Black Uhuru – das heißt Schwarze Freiheit – die singen: *It's not what you do, it's how you do it.*“

Micks Frage aber klang in ihm nach, und erst viel später begriff Zak, dass Mick so fragte, weil er mit Symbolen und Liedern arbeiten musste, wenn die Farbe seiner Schnürsenkel darüber entschied, durch welche Straßen er sicher laufen konnte. Tatsächlich trug Mick seine Punkstiefel auch in Kolumbien, sogar in Tayrona, wenn er längere Wege lief. Zak fand es konsequent, nicht einfach Flipflops oder Sportsandalen anzuziehen. Irgendwie fand er sich und Arnulf charakterlos.



Der Beginn der heiligen Osterwoche trat in den kolumbianischen Städten Lawinen los. Wie Felsbrocken rollten Busse und Kleinwagen das Stressgefälle Richtung Meer hinab, zerschellten an den Parkplätzen, und Menschen kullerten gleich Kieseln auf den Strand, wo sie einfach liegen blieben, ihre Handtücher zu beschweren. Ein paar Feuersteine sprangen noch umher und schlugen Funken, um das Barbecue anzuheizen, im Allgemeinen reichte der Schwung jedoch kaum bis zum letzten Strand, wo der Pastetenverkäufer mit der gelben Mütze sich nun öfter blicken ließ. „Unser Osterhase“, pflegte Arnulf ihn zu nennen. „Es ist wichtig, nett zu deinem Drogendealer zu sein.“

Über drei Wochen hatte Zak nicht mehr mit Laila gesprochen, das letzte Mal in San José. Von Panamá und Cartagena aus hatte er gemailt. Sie zerfiel ihm immer mehr zu Details, die er nicht mehr zu dem Menschen zusammensetzen konnte, den er sich vorgenommen hatte zu lieben. Ein Picasso der Erinnerung, das war er, und heftig fuhr eine prickelnde Angst in ihn, dass er heimkehren würde, um ein abstraktes Mädchen mit drei Brüsten auf den Mund über ihrer Nase zu küssen; ihr rechtes Auge gewandert wie das einer Scholle.

Also lief er den ganzen Weg zum Parkeingang, wo er ein Telefon wusste. Zwei Stunden über Brettwurzeln, Steine und Sand,

huschte an grillendem Volk vorbei, bis seine Zehen wund waren – denn hochnäsiger, sich hornhäutig glaubend, war er barfuß losgetigert. Er beeilte sich, tat sein Bestes, um die Zeit zu verkürzen, die ihn von ihrer Stimme trennte, doch das Telefon war schon lange kaputt, bevor er eintraf. Er fluchte und glaubte seine Liebe verloren, konnte aber auch nicht weiter in die nächste Stadt; sein Geld hätte nicht gereicht, denn die Transportkosten hatten sich auf österlich-wundersame Weise vervielfältigt.

Ins Wasser warf er sich auf dem Rückweg, das nahm ihm die Hitze; er tauchte, solange er konnte, und als er endlich hoch kam, ging es wieder, trotz allem ... Dann traf er die Israelis: zwei Mädchen, nur wenig älter als er, mit Rucksäcken auf, so dick, als hätten sie zu ihrer Garderobe noch einen Familiengrill und zehn Kilo Holzkohle darin. Sie machten gerade Rast und fragten nach dem Weg zum letzten Strand. Wie lange er unterwegs sei, wohin noch, und was er so mache? Ja, das wüsste er selbst nicht so genau, erklärte Zak und reichte die Fragen zurück. Sie seien drei Jahre in der Armee gewesen, sagten die Mädchen, und Zak erschrak. Dass auch Frauen in Israel eingezogen wurden, hatte er mal gelesen – aber gleich für drei Jahre? Was sie denn gemacht hätten beim Militär, fragte er.

„Ich war Panzerkommandantin“, antwortete die eine.

„Und ich Schulungsoffizierin für Mörser“, sagte die andere.

Damit verloren sie ihren lieblichen Reiz, diese Mädchen, und sie taten ihm leid. Wohin sie auch gingen, es blieb an ihnen haften, der Krieg und das alles.

– Dachte er noch, als er sich verabschiedet hatte und in einem Waldstück von zwei Eseln und einem Reiter überholt wurde. Der alte Mann reichte ihm einen Joint von seinem Tier herunter, ohne anzuhalten, ohne Frage oder Kommentar, blickte sich nicht einmal um, als Zak lächelnd stehen blieb – die trüben Gedanken weggeblasen von der Lässigkeit dieses Kolumbianers. Nie mehr wollte er dieses Lächeln verlieren, nahm er sich vor, nie mehr, und diese Tüte hier, sollte die letzte auf seiner Reise sein. So konnte es nicht weitergehen.

Unterwegs. Ein fragendes Hin und Her nach dem Mehr

Die halbe Nacht hatte Zak am Terminal von Bucaramanga verquält, die andere Hälfte im supermodernen Bus nach Bogotá mit der supermodernen Klimaanlage, wo er sich einen Schnupfen gefangen und ohne Pause an Laila gezweifelt hatte, die er bis dahin noch nicht hatte erreichen können: Ging sie einfach nicht dran, schlief sie woanders? Laila die Abwesende, das übergroße Phantom, Lolaraza, eine Wahnvorstellung in den frühen Morgenstunden. Am Nachmittag hatte er sie dann aber doch ans Telefon bekommen, und sie war wieder geschrumpft auf menschliches Maß, hatte ihn angemockert, er hatte zurückgeblafft, und schließlich hatten sie sich über belangloses Geplauder wieder vertragen. Schließlich hatte er sie gefragt, warum sie nicht einfach überkam, mit ihm zu reisen; in einem Monat würde sie die Schule abgeschlossen haben. Machu Picchu mit Lola im Mondschein! Und dann den Amazonas runter, und in jeder Biegung würde er ihre Kurven fühlen und ... das wäre doch mal ein Happy End, warum wollte sie das nur nicht?

So redete er mit sich, als er in den falschen Stadtbuss stieg, der ihn in eines der Armenviertel im Süden dieser irren Stadt brachte: Bogotá in 2600 Metern Höhe, ein offener Talkessel in dem die unwahrscheinlichsten Geschichten köchelten. Geschichten von kleinen Menschen zwischen Armut, Glanz, Leidenschaft und Prostitution, Papayas, Kokain und Gewalt; kleine Straßenkinder, kleine Frauen, Kriminelle, Angestellte, alle klein und umzirkelt von wenigen neuen und vielen alten Autos, von Abgasen, von Salsa in der frischen Nacht der Anden. Und über allem, übergroß und übermächtig wie er selbst, der allmächtige Drogenboss, wie er mit geröteten Augen in diesem Talkessel rührt. Wie konnte man das alles nur fassen mit verschwommenem Blick, laufender Nase?

Die Stadt glitt an Zak vorüber. In La Candelaria kam er unter, hier lief er durch die Straßen am nächsten Tag: Auf den Dächern und Balkonen des alten Stadtkerns waren grün angelaufene Handwerker-Statuen angebracht, erstarrt in ihren jeweiligen Tätigkeiten. Das Viertel in Stand zu halten, fehlten einigen Kupferarbeitern allerdings die Werkzeuge, und so wirkten ihre ausholenden Bewegungen wie das gefrorene Rudern Betrunkener. Oder wie die Pantomime der Clowns in den Straßen von San Salvador ... Ein Gammler badete im Brunnen zu Füßen eines Reiterstandbildes und winkte ihm. An einem Reggaeclub kam Zak vorbei, und da, an den Mauern und Schaltkästen von Bogotá klebten Ankündigungen für ein Rockfestival mit freiem Eintritt, und – ja – an den Ecken hingen auch Plakate von einem Cineclub, der *Betty Blue* zeigen musste, ausgerechnet *Betty Blue*.

Zak frühstückte in einem *comedor* – Reis, Bohnen, Kochbananen mit Spiegelei und Tortillas: den Teller des Tages, der Woche, des Jahres und der Ewigkeit – und als er fertig war, bekam er einen Smaragd geschenkt. Der Edelsteinhändler vom Nebentisch wollte ihn als seinen Vertreter für Deutschland gewinnen. Zak lehnte dankend ab, der Mann aber gab ihm dennoch den grünen Stein aus den Bergen von Chivor: „Nimm ihn ruhig, er ist ziemlich hell und kaum was wert“, sagte er. „Aber es ist der Talisman der Liebenden im Zeichen der Venus. Mach einen Ring daraus und schenk ihn deiner Freundin. Der Smaragd hilft auch gegen Epilepsie und fördert die Schwangerschaft – das kannst du mir ruhig glauben.“ Der Mann lachte, wickelte den winzigen geschliffenen Stein in Butterbrotpapier und schrieb seine Adresse darauf: „Falls du es dir anders überlegst.“

Aber oh, es war ein Geben und Zerren an diesem seltsamen Tag. Später, zwischen dem Goldmuseum und einem Papayaverkaufsstand, wurde Zak von einem Militärpolizisten durchsucht. Routinekontrolle. Der Schlingel mit dem Gewehr fand in Zaks Rucksack ein Schweizer Taschenmesser, das ihm routinemäßig sehr gefiel: „Das ist eine blanke Waffe“, sagte er knapp, aber mit leuchtenden Augen; das sollte wohl eine Einordnung sein und die Einleitung zur Enteignung. Aber Zak versuchte es auf die Sokra-

tes-Tour, griff ebenfalls in die Tasche und zog einen Löffel hervor: „Halten Sie das auch für eine blanke Waffe?“, fragte er.

Der Sophist mit dem Gewehr ahnte gleich die Falle und umschiffte sie nahezu brillant: „Das ist eine blanke Waffe“, wiederholte er.

Zak verzog das Gesicht, so kam er nicht weiter. „Schauen Sie, ich brauche das Messer um zu essen, um Früchte aufzuschneiden. Wie soll ich sonst eine Mango essen, bitte, oder nur eine Avocado vom Markt?“

„Das ist eine blanke Waffe“, wiederholte der Gierlapp mit dem Gewehr, und es kam ihm selbst schon so stumpf vor, dass er „Vorschrift ist Vorschrift“ hinzufügte, wie es alle Stumpfköpfe mit Gewähr tun. So ging es noch drei Mal hin und her, und erst durch das Erscheinen eines Vorgesetzten, wurde ihr Wortstreit abrupt beendet. Der hörte sich ruhig an, was Zak zu sagen hatte, nickte, als er hörte, dass Zak Deutscher sei, und gab ihm einen arroganten Wink zu verschwinden.

Vielleicht war die Sorge des Untergefreiten, dass Touristen mit Schweizer Taschenmessern aufeinander losgingen, allerdings doch nicht ganz unbegründet, wie Zak bald feststellen musste ... Es passierte häufiger, dass ihn jemand auf der Straße nach seiner Herkunft fragte; die Dreadlocks erregten Neugier, und wegen seines dunklen Typs wurde Zak oft für einen Franzosen oder Argentinier, jedenfalls für einen Südländer gehalten.

„Hey, bist du Israeli?“, fragte also ein Typ mit Stoppelbart und ging ein Stück mit Zak, der antwortete: „Ich komme aus Deutschland.“

„Oh, ich habe mal in Hannover gewohnt“, sagte der Mann in gebrochenem Deutsch. „Deutschland hat mir gut gefallen. Nette Menschen.“

„Warum hast du mich gefragt, ob ich ausgerechnet Israeli sei?“

„Wegen deiner Mütze.“ Tatsächlich trug Zak die Mütze, die Claude ihm in Panamá geschenkt hatte, und ihr Muster zeigte einen hellblauen Stern, nicht ganz so, wie der in der israelischen Flagge, aber ähnlich. „Weißt du“, sagte der Mann ganz freundlich und ernst, „ich bin Araber, und ich hasse die Israelis, und am

liebsten würde ich sie alle und ihren verdammten Staat mit einer Bombe wegblasen.“ Aber nichts für ungut, freundlich verabschiedete sich der Mann, ging seines Weges und ließ einen verstörten Zak zurück, der sich fragte, was der Kerl wohl getan hätte, wenn er sich nur zum Spaß als Israeli ausgegeben hätte.



Das Gras schimmert silbrig weiß, und die verbrannten Halme knirschen und zerbröseln unter seinem Schritt. Ein Hügel bei Santa Fe de Antioquia; Zirren sind mit flottem Strich an den Himmel gemalt, und auch deswegen fühlt er sich leicht. Er ist im *Jetzt*, ganz einfach. Vollkommen, meditativ, und deshalb wechselt seine Stimmung mit jedem Bild, das er sieht. Über dem Hügel kreisen die Geier, Boten einer Vorahnung, und er denkt: *Was in der Stadt stirbt, das fressen die Hunde, was auf dem Land verreckt, das picken die Vögel ... Es war ein Irrtum, dass Leiden belohnt wird.* So heiß und trocken ist es auf diesem verdammten Hügel neben der hübschen Stadt, hier hätte gut ein Kreuz stehen mögen. Oder ein Sendemast mit Satellitenschüsseln und Funkantennen, wie der da vorn, nur mit einem Jesus dran. Einem weiblichen Jesus – und zu ihren Füßen rollen Plastiktüten wie Windsträucher durch die Wüste, und die Menschen haben mehr Angst Kinder zu bekommen als vor Aids ... Doch, es ist schön hier zu stehen. Hoffnungslos, aber blendender Stimmung. Gerade jetzt ...

Man läßt sich Dinge auf, um nicht von dieser Welt geweht zu werden, denn der einzelne Mensch ist leicht, nach seinen Maßstäben so vergänglich wie ein Schmetterling. Y como la vida es pasajera somos pasajeros, mariposas pasajeras. Der Reisende macht sich frei von diesen Gewichten, in seinen besten Momenten, aber auch er muss sich mit einem festen Ja an Bilder klammern, sonst wird er fortgeblasen.

Ohne weitere Assoziation macht Zak sich auf den Rückweg. Ein paar hundert Meter weiter, in einem Gebüsch an einem abfallenden Hang, hocken vier Jungs und rauchen was Grünes. Sie verstecken sich, als Zak auf sie zukommt, aber der ruft: „Kein Stress!“ – und kurz darauf sitzen sie zusammen im Gebüsch, und Zak wird

seinem Vorsatz untreu, nichts mehr zu rauchen. Aber was soll das auch, wo er doch so schön im Jetzt weilt und hier ein wenig Kolumbien schnuppern kann.

Das übliche Gespräch: „Du hast keine Freundin hier? – Dann masturbierst du also! – hohoho.“ Und mit Glasscherben schnitzen die Jungs an Holzstücken herum, bis die Reihe an Zak kommt, zu fragen. Einer von ihnen sagt, er sei halber Holländer: Aardvark trägt ein uraltes Coca-Cola-Classic-Shirt, an den Seiten aufgeschnitten; er will 15 Jahre alt sein (Zak schätzt ihn auf dreizehn) und fragt, ob es Kokain in Deutschland gebe. „Ach, lasst doch das Coca, wollt ihr eine Cola trinken?“, gibt Zak zurück, und die Jungs freuen sich wie toll. Einer rutscht den Abhang hinunter, ein anderer knüllt den Geldschein zusammen, den Zak ihm gegeben hat und wirft ihn zu seinem Freund nach unten. So verfahren sie auch mit dem Joint und mit den Pfandflaschen, als sie leer getrunken sind: Sie schmeißen sich einfach alles zu, was sich irgendwie schmeißen lässt, fast schneller als Zak schauen kann ... „Und du bist noch nie ausgeraubt worden?“, fragt Aardvark sehr erstaunt.

Zurück in seinem Zimmer steigt Zak in die Vergangenheit hinab. Allein in einem Hotelzimmer hielt einen nichts in der Gegenwart. Und wie sollte man auch ohne Bezug auf Vergangenheit oder Zukunft herausfinden, ob man glücklich oder unglücklich war. Er lag bäuchlings auf seinem Bett und las alte Briefe und Faxe, die ihm seine Freunde und Laila geschickt hatten ... Er freute sich darauf, seine Freunde wieder zu sehen. Die Freundschaften würden sich nicht verändert haben, da war er sich sicher, aber wie es mit Laila werden sollte, wusste er nicht. Sie würden neu beginnen müssen, das war klar ... Laila hatte ihn egoistisch genannt am Telefon ... Egoismus – welch ein unzutreffendes Wort! Er fühlte sich doch so vollkommen unbedeutend. Ja, es war eigentlich unwichtig, wie er sich fühlte.



In diesen wilden Bergen zwischen dem Río Magdalena und Medellín gab es niemanden, den das ständige Hupen des Busses

vor jeder Kurve hätte stören können, und die Passagiere starrten gebannt auf den Bildschirm, über den ein Actionfilm knallte und sprang und kickboxte ... Eines hatte Zak gelernt: Ein Auto ohne Hupe ist wie ein Mann ohne *cojones*. Jedes Mal wenn sie durch ein Straßendorf kamen, vorbei an einem Heiligenschrein oder einer Kirche, betete er, dass endlich die Dunkelheit käme, denn dann würden die Scheinwerfer eingeschaltet, und die Fahrer könnten die Lichthupe zur Warnung der entgegenkommenden Busse einsetzen. Vielleicht würde dann auch endlich der verdammte Fernseher abgeschaltet.

Und Scheiße! Wozu braucht die Welt Jean-Claude van Damme? Man will die Landschaft genießen, doch der aufdringliche Krach, das Geflimmer, lässt einen immer wieder zum Bildschirm lünnern. Selbst wenn man eine Weile bewusst wegschaut, irgendwie fängt es einen doch wieder, oder man sieht Karatesprünge reflektiert in den Scheiben. Es lässt sich nicht vermeiden. Und es stellt sich die Frage, was kitschiger ist – die südamerikanische Vorliebe für neonbeleuchtete Kirchenfassaden und leidende Jesusfiguren oder die nordamerikanische Auffassung von Heldentum und Männlichkeit?

Das Video erlosch tatsächlich, als die Berge zu bizarren Schatten im Mondlicht wurden. Man konnte sie nur sehen, wenn man die Nase an die Scheibe drückte und das Blickfeld mit den Händen abschirmte, denn die Schlafbeleuchtung verwandelte die Scheiben in Spiegel und das Innere des hochmodernen aerodynamischen Busses in ein U-Boot. Ein beruhigendes Brummen war zu hören und das Knistern der Kleidung, wenn sich jemand in seinem Sitz herumwälzte. Das Atmen von fünfzig Menschen, darin einzelne Schnarcher, die nach jeder scharfen Kurve und jedem überdurchschnittlichen Schlagloch verstummten. Die Klimaanlage verströmte eine trockene Kälte. Tauchfahrt durch die Nacht. *In den Scheiben spiegelt sich das Innere des Busses. Neben uns, links und rechts, fahren zwei weitere Busse; drei Busse auf einer so schmalen Straße, das kann nicht gut gehen. Welcher ist der richtige, welcher der wahre Bus? Zwei sind nur Ideen ... und die Mondsichel grinst wie eine Katze ohne Katze, Gedanken tanzen im Rhythmus der Straße ... so let's ride and ride and ride ... guter alter Iggy.*

Das Wanderfieber ergriff Zak in Phasen, und nun war es wieder soweit. Nach nur einer Nacht in Santa Fe hatte er das Gefühl, weiter zu müssen, woanders etwas zu verpassen: Das Leben ist eine Reise. Und aus der Bewegung heraus, erscheint auch das Zuhause nur als eine Station von vielen. Stillstand ist Rückschritt, und der Mensch muss weiter, immer weiter. Reisen bedeutet auch, sich verändern zu lassen. Jetzt nur sich nicht in Sätzen verheddern, Phrasen über Phrasen.

Nichts habe ich getan, wenn ich einen ganzen Tag im Bus gesessen habe, dennoch bin ich glücklich, weitergekommen zu sein: Das Unterwegs als Zustand – aktives Passivsein, Verharren in Bewegung –, es packt mich, drängt mich weiter, und gleichzeitig frage ich mich, warum, was soll ich hier? Was soll noch der Amazonas? Dann wieder: Ich bin der Amazonas. Weil: Reisen ist manchmal bloßes Fließen, dann wieder ein fragendes Hin und Her nach dem Meer.

Nach Newton gibt es keinen absoluten Ruhepunkt im Raum, jede Bewegung ist relativ, und nach Einstein gilt dieses Prinzip auch für die Zeit: Damit ist es eine Frage des Standpunkts, ob ein Bus fährt, oder ob die Erde sich unter ihm wegdreht. Bewegung ist eine Frage der Perspektive. Das Konzept von der Ortsgebundenheit der Heimat hat sich längst überholt.

Reisen kann man in Bussen und Gedanken. Unmöglich dabei mit der Welt im Reinen zu sein, aber wer möchte das schon? Ich will meinen zerrissenen Himmel genießen, die Energie der Reibung. Wir spüren unser Leben nicht, wenn es mit gleichmäßiger Geschwindigkeit dahinstrebt, egal wie schnell oder langsam; was kitzelt, das ist negative und positive Beschleunigung. Gas geben und stoppen. Und auch das ist wahr: Wer schneller fährt, muss öfter bremsen ... Aber innere Ruhe ist möglich, indem ich den Bewegungsdrang auslagere, auf die Maschine projiziere. Weitereilen, sich nicht mit schlechten Erinnerungen abgeben, die Gegenwart entdecken und fahren lassen – hoffnungslos, aber blendender Stimmung. Das Reisen ist eigentlich nur gut für Leute, die nichts erwarten – für Buddhisten also und ihre Bodhies im Geiste.

Meditieren heißt ohne Begriffe zu denken; sehen ohne zu benennen, ohne Herrschaft über die Dinge anzustreben. Vielleicht auch nur, einfach Unsinn zu denken. Es hat keinen Sinn, aber es macht mich die Absurdi-

tät der Welt vergessen ... Ich liebe es, im Bus zu schreiben. Jeder Buchstabe bekommt seine Form durch die Bewegung des Busses, durch die Beschaffenheit des Straßenstücks auf dem du dich gerade befindest ... Blattgolden scheint die Sonne über diese rauen Berge, Bäume wachsen chinesisch in den Raum hinein. Dort, ein Granitkegel, zu erkennen an seiner runden Form. Und unter ihm, durch das Tal des Río Magdalena, treibt eine goldrosa umrandete Wolke auf den Schatten, während unser Bus sich auf vorgegebener Bahn windet. Weiße Rinder an den Hängen und die hellgrünen Sterne der Bananen. Ach, es wäre schön, könnte man sich die Welt in Gott getaucht vorstellen. Das kleine Mädchen neben ihm schaut Zak neugierig und scheu aus großen Augen an. Ihre Schwester, ein dickeres Kind mit kurzem Zopf, hängt über ihrer Sporttasche, die sie auf dem Schoß hat, und kotzt in eine Tüte. Ihre Mutter: eine schokobraune Madonna. Ein Bauarbeiter schaut dem Bus nach. Die untergehende Sonne strahlt ihm ins Gesicht, außen feurig rot und im Kern von sakralem Weiß.

Das ist nicht *Jetzt*, es ist ja dunkel. Aber was ist Reisen anderes, als diese kleinen Momente, die unverbunden und wie zufällig nebeneinander stehen. Selbst die Reihenfolge ist egal im Nachhinein. Zak denkt an die elektrikblauen Falter in Cahuita, an den Gammler, der im Talkessel von Bogotá badete und ihm zuwinkte, an die Transvestiten von La Libertad und Guatemala-Stadt, an die Cornflakes auf Tuk Bak und an Lola, die in all dem enthalten war und ist ... Wie Zuckerwatte kleben die Wolken in den Zahnlücken der Berge ... Jedes Land in Mittelamerika hat seinen eigenen Stil, was die Bemalung der importierten US-Busse angeht: In Guatemala sind es bunte Streifen mit geschwungenen Enden und Muster wie auf den Tüchern der Indianer. In San Salvador überschneiden sich vielfarbige Polygone und Kreise. Und in Panamá gleichen die Busse rollenden Fantasyfilmen: per Airbrush mit Drachenkämpfen, Traumlandschaften, chinesischen Figuren besprüht; auf der Motorhaube Spiegelpailletten und ganzjährig Weihnachtsbeleuchtung; Plüschboas um die Frontscheibe und neben dem Fahrersitz ein Schrein, aber der ist genauso Standardausstattung wie die Jesushologramme (mit wechselnden Leidensstadien, je nach

Perspektive) und die eingerahmten Schulabschlüsse des Fahrers, falls vorhanden. Auf jeden Fall die Flasche, der er abgeschworen hat. Davor, darüber, irgendwo hängen immer Kabel.

Und manchmal flüchtet man von der Busstation direkt aufs Zimmer, auch das gehört dazu: Man liest, starrt die Wände an, wälzt sich auf dem Bett, onaniert, bekommt einen trockenen Mund, das Wasser ist aus, und erst nachdem die Luft so dick geworden ist, dass man es nicht mehr aushält, verlasse ich den Raum. Man isst ohne ein Wort zu reden, kauft sich eine verdammte Flasche Wasser und verzieht sich wieder auf das ewige Zimmer ... Dieses Gefühl war am Anfang der Reise schlimm, und es hat nie nachgelassen. Was sich geändert hat, ist meine Art, damit umzugehen. Am nächsten Tag muss man sich zwingen, etwas zu unternehmen. Im Zweifel weiterreisen. Das funktioniert immer, denn Bewegung steigert die Chance, dass es zu einem Zusammenstoß, zu einer neuen Bekanntschaft kommen wird. Es ist ein statistisches Gesetz, dass man nicht lange allein bleibt. Dass sich da immer jemand finden wird, wie von selbst ... Wie viele Definitionen von Freiheit mag es geben? ... Sie sei das Erdulden von Lücken im Tagesablauf. Man ist frei diese Lücken auszufüllen – oder eben nicht. Und die Sicherheit ist eine Delikatesse. Wie köstlich muss es sein, von zwei Armen gehalten zu werden? Jetzt, ein warmer Busen, eine salzige Wange drückt sich an den Rücken; es wird nie aufhören: sicher! ... Auf dem Weg von San Pedro Sula nach Tegucigalpa muss das gewesen sein: Neben ihm sitzt ein hübsches Mädchen mit vorstehenden Wangenknochen und hoher Stirn. Er spricht kein Wort mit ihr, aber nach einigen Stunden berührt sie ihn durch Zufall am Arm, und es kribbelt. Sie lässt ihren Arm an seinem, es scheint sie nicht zu stören. In jeder Kurve spürt er sie unter dem Druck der Fliehkräfte weichen und wiederkehren. Sie schauen einander nicht an, aber es ist erfrischend, einen anderen Menschen zu berühren, und gleichzeitig durchdringt ihn eine wohltuende Müdigkeit wie nach der Sauna. Sie hat einen kräftigen Körper mit kleinen Brüsten, manchmal glaubt er, sie rieche nach frischem Holz. Sein Arm rutscht unter ihren, und so sitzen sie Arm in Arm bis die Dämmerung hereinbricht, nur ein Spiel. Dann die Nacht und die entgegenkommenden Autos. Wie jetzt ... Drei Geisterbusse rasen über diese viel zu enge Straße, und

Glühbirnen sind die Sterne der Stadt. Die ersten scheinen auf,
immer mehr, ein Lichtermeer bis zum Wechsel der Perspektive,
bis zum Eintauchen. Erste Werbeschilder ziehen vorbei, der Motor
macht ein anderes Geräusch.

Dein Leben: ein leeres Blatt
Papier fordert dich heraus
Busse überholen den deinen
in der übervollen Dunkelheit
drängen sich Worte auf
– entfallen.

Die Entscheidung. Ein Königreich aus Asche, so einfach ist das

Auf dem Textilmarkt von Otavalo rauschten die Farben, wie Zak es zuletzt in Guatemala gesehen hatte, aber die knalligen, kratzigen Strickpullis und die Wandteppiche aus Alpakawolle waren allein für die Touristen bestimmt. Die Indianer selbst trugen Jeans und Holzfällerhemden, die Frauen noch traditionell Sandtöne oder Schwarz, passend zur Farbe ihrer langen Haare, die sie – einziger Farbklecks – mit bunten Bändern zusammen hielten. Die Ecuadorianer seien introvertierter als die Kolumbianer, selbst die Ladinós hier hätten einen größeren Anteil indianischer Schweigsamkeit geerbt – sagten sie in Kolumbien.

Aber es war erst zwei oder drei Monate her, da waren die Ecuadorianer so richtig aus sich herausgekommen. Sie hatten demonstriert und brennende Barrikaden im ganzen Land errichtet, um ihren Präsidenten Abdalá Bucaram zu vertreiben. Selbst das Militär hatte mitgeholfen. Zak hatte in Nicaragua davon gelesen, andere Reisende hatten ihm davon berichtet, und noch immer beherrschte das Thema die Zeitungen von Ecuador. In einer Essstube am Rande des Marktes las Zak eine Zusammenfassung.

Abdalá B. sei das Paradebeispiel für eine neue Form des Populismus gewesen, wie er sich in vielen Ländern Lateinamerikas breitgemacht hatte; ein Populismus, der sich bei den untersten Schichten und der Wirtschaftselite gleichermaßen anbieterte und alles dazwischen verkaufte. Den Unternehmern aus dem In- und Ausland hatte Abdalá die Öffnung der Märkte versprochen, die Armen fing er mit Hetztiraden auf die beneidete Mittelschicht. Deren „Privilegien“, also die ersten Ansätze eines Sozialsystems, sollten abgebaut werden, alle sollten gleich gestellt werden, gleich arm. Die Korruption und Dummheit der politischen Kaste taten

ihr Übriges, die Gesellschaft zu zersetzen; so war es überall von Venezuela bis Peru.

Abdalá aber hatte sich in besonders bizarrer Weise hervor getan: Er hielt den Rekord – bezogen auf seine nur fünfmonatige Amtszeit – mehr Geld veruntreut zu haben, als irgendein anderer Regierungschef vor ihm. Abdalá ernannte seinen 19-jährigen Sohn zum Wirtschaftsminister, und nach einem knappen Monat konnte der mit einer glamourösen Party seine erste Dollar-Million feiern. Nicht erst, als er sich einen Hitlerbart stehen ließ, erhielt Abdalá den Spitznamen *El Loco*. Den Entrüsteten entgegnete er: „Ihr müsst mich eben bezahlen, damit ich unser Volk nicht blamiere.“ In einer Fernsehshow wurden daraufhin Spenden für des Präsidenten Bart gesammelt, und das diskreditierende Rechteck wurde zum Finale vor laufenden Kameras abrasiert. Aber es dauerte nicht lange, bis es *El Loco* wieder langweilig wurde, und so legte er sich einen spanischen Fußballclub zu, für den er unbedingt Diego Maradona verpflichten wollte (der sich allerdings gerade in einen Koksgott verwandelte). Nur wenig später stellte *El Loco* sich im Batman-Kostüm in ein Baseball-Stadium und tönnte: „Ich kann besser singen als Julio Iglesias“ – und nahm seine erste Single auf. Noch am selben Abend schnappte Abdalá sich einen Baseballschläger, prügelte einen beliebigen Schwarzen vor sich her und schrie: „So werde ich die Drogendealer aus unserem Land vertreiben.“ Was das Volk aber letztlich aufbrachte, waren nicht diese kleinen Überspanntheiten und auch nicht die wahllos erhobenen Steuern, sondern Abdalás Vorhaben, den Islam zur Staatsreligion zu machen und den Alkohol zu verbieten.

An dem Tag, als *El Loco* nach Panamá flüchten musste – übrigens mitsamt der nicht unbeträchtlichen Notreserve für überraschende Staatsausgaben – hatte Ecuador gleich drei Präsidenten: Auf Bucaram folgte die im Volk populäre Vizepräsidentin Rosalia A., doch noch am selben Nachmittag blätterten einige Widersacher in der Verfassung und entdeckten, dass das oberste Staatsamt ausschließlich Männern vorbehalten war. Wer nach Rosalia Präsident wurde, wer es jetzt noch war, das interessierte Zak nicht besonders. Er vergaß die Namen gleich wieder. Es tat einfach gut,

mal wieder eine unterhaltsame Zeitung zu lesen, durch diesen Buchstabengarten zu wandeln, der so herrlich nach Drucker-schwärze und Leben duftete, nach den Stilblüten lateinamerikani-scher Politik.



Das Hostal Genua war ein großes, professionell geführtes und langweiliges Haus im Stadtkern von Quito, wo die Abgase durch die Straßen walzten und in der Kehle kratzten. Nach seinem Erkundungsgang musste Zak sich mehrmals räuspern, als er einen jener klinischen Hotelkorridore mit den großen Spiegeln und den systematisch platzierten Bildern entlangschlenderte, Richtung Badezimmer. Er nahm einen Schluck aus der Leitung. Dann sprang er die Stufen zur Dachterrasse empor, um zu schauen, was die Welt ihm zu bieten hatte: Bald würde die Glut der Sonne sich zu zähflüssigem Gold verdichten, goldene fünf Minuten lang würden die hohen Häuser und die groben Mauern ringsum massiv erscheinen nach der tropischen Leere des Tages.

Fast acht Monate war er nun unterwegs, hatte gezweifelt und bedauert zu zweifeln. Das einzige aber, was er bis vor kurzem nie ernsthaft in Frage gestellt hatte, war, ob Laila ihn noch liebte: jetzt, in diesem Augenblick, oder auch wenn er zurückkommen würde. Diese Art von Zweifeln hatte er immer abgeblockt, musste er sich eingestehen. Aus Selbstbezogenheit vielleicht, aber auch weil es eigentlich unwichtige und überflüssige Gedanken waren: Wer wollte sagen, ob solche Zweifel eine Liebe retten konnten oder zerstören? Sie beide hatten sich entschieden, mit der Annahme zu leben, dass der andere warten würde. Und sie würden ohnehin neu anfangen müssen.

Aber in den letzten Wochen war schleichend diese Gewissheit über ihn gekommen, dass Laila genauso in der Luft hängen musste wie er selbst, wahrscheinlich noch ärger, auch wenn die Zeit zu Hause schneller verging. (*Albert, ist diese Aussage gedeckt? – Nein, mein Sohn, das ist sie nicht.*) Zak jedenfalls fühlte, dass er dabei war, sie zu verlieren. Wusste kaum noch, warum er dieses nie gegebene

Versprechen halten sollte. erinnerte sich nur, dass da mal eine Liebe gewesen war, also würde auch seine Entscheidung zu warten richtig gewesen sein ... Andererseits, was hatte er schon entschieden? Eigentlich war ihm alles nur passiert in seinem Leben, und seine einzige Entscheidung war die gewesen, zu gehen. Und vielleicht war dieser solitäre Kraftakt ja nur ein Ausbruch aus der Gleichgültigkeit gewesen – und seine ganze Reise hatte nur dies eine Ziel, das Entscheiden zu lernen ... Ob er weiterfuhr oder einlenkte, es würde in jedem Fall eine Entscheidung sein. So gesehen traf man ständig Entscheidungen, meistens aus Gewohnheit; aber das war ja ein übler Grund, weiterzureisen, nur weil man sich daran gewöhnt hatte ... Wie er es auch drehte: Irgendwie hatte es seinen Zweck verloren, das Reisen, sollte es jemals einen gehabt haben – wobei es ja gerade das Zweckdenken war, das er hatte überwinden wollen.

Natürlich kann man durch die Straßen laufen und die ganze Welt lieben ... die Steine, die Gräser am Wegesrand, die klotzigen Häuschen und die Nacht als Zustand. Man kann sich den Schmerz als Heiterkeit denken und die Einsamkeit als Freiheit. Für sich allein kann man immer alle Probleme lösen. Allein ist alles so einfach. Deshalb ist Buddha auch so ein Heuchler; schließlich hat er Frau und Kinder zurückgelassen, um ein Ideal zu erfinden, dass man nur allein verwirklichen kann.

Nein, ja, nein, ja, nein, ja ja ja doch, ja. Wie er so über die goldene Fünf-Minuten-Stadt schaute, fühlte Zak sich mit einem Mal ganz klar und gewiss: Wer sich permanent zu befreien sucht, kann Freiheit nicht leben. Abgesehen von rein praktischen Erwägungen – konnte er nicht überall zufrieden sein? ... Ja, eindeutig ja! ... Heimat ist da, wo deine Rollen definiert sind, aber nun würden sie ihn nicht mehr bestimmen, im Gegenteil, er würde sie nun gestalten können, da war er sich sicher ... ein Bildhauer am Steilhang; Improvisieren *im* Alltag ... Warum also nicht nach Hause zurück? Hatte er sich nicht schon entschieden? Die Reise würde weitergehen, so oder so, und Zuhause würde nur eine weitere Station sein unter vielen, aber er wäre wieder mit ihr zusammen. Wenigstens das. Es würde so schön sein, sie zu berühren, sie wiederzuentdecken ... Nein, nein, nein, eine Liebe entdeckt man nicht, man

schafft sie sich ... Genauso gut wie man sich Machu Picchu erst phantasierend erschaffen muss und den Amazonas. Warum auch immer Laila nicht rüberkam, es machte keinen Sinn mehr, weiterzureisen. Vier Monate noch ohne sie ... Und da war er wieder, dieser atemraubende Schwindel, der die Liebe sein musste. Tauche nie gegen dein Gefühl. Gleich morgen würde er seinen Flug umbuchen, ja, gleich morgen!

Die Entscheidung fiel ganz leicht, als die Sonne untergegangen war und die elektrischen Lichter die Berge hochkrochen. War es nicht seltsam, dass große Ansammlungen von Menschen solch einen Effekt hervorriefen? Ameisen sammeln Streu und drapieren sie zu einem Berg nach ihren Maßstäben. Die Menschen hauen Stein, graben nach Kupfer und brennen Glas und ihre Haufen leuchten in der Nacht. Überhaupt: Verrücktes Amerika, in dem die Menschen träumen.



Je tiefer es ging, desto schlechter fühlte er sich. Und als der Bus in die Amazonasebene hineinrumpelte, spürte Zak, dass er krank war. Das musste am Leitungswasser liegen, das er in Quito getrunken hatte. Überall bisher war das Wasser gut gewesen, er hatte immer die Einheimischen gefragt, nur in Quito nicht.

Am späten Abend kam er in Lago Agrio an und fühlte sich hundeelend. Die Schwüle und die Mücken wollten sich nicht verziehen. Sein Hotel war eine Kiste aus Spanholz, und während er sich darin wand und krampfte, saß eine Gruppe Arbeiter im Gang und sang und klampfte. Es schmerzte und klang so traurig durch diese fiebrige Nacht am Ende des April ... Der Regen wird lauter, wenn die Tropfen wachsen.

Trotz der Schwäche und des Durchfalls fuhr Zak am nächsten Tag weiter nach Coca, abgedichtet mit einigen Pillen. In Lago Agrio ließ es sich einfach nicht aushalten, ein kurzer Weg nur, und diese Ölstadt hatte sich in die Sohlen seiner Sandalen geätzt ... In Coca nahm er sich ein besseres Zimmer und lag viele Stunden nackt unter dem Moskitonetz, das sich leicht im Wind des Ventila-

tors blähte ... Er hatte es getan, er hatte umgebucht in Quito. In knapp einem Monat würde nun sein Flug von Caracas nach Hause gehen, früher war nicht drin gewesen. Aber er würde es niemanden wissen lassen zuhause; es sollte eine Überraschung werden, und außerdem wollte er allein sein, wenn er den Flughafen verließ. Er freute sich darauf, jetzt wo die Entscheidung gefallen war, und es gab keine Pläne außer dem einen, sich Laila wiederzuschaffen.

Ein neuer Krampf zwang ihn auf die Toilette, und in einem Anschiss von Ironie fragte Zak sich, wann er seinen Körper das letzte Mal so gespürt hatte. Da wo er herkam, konnte man sich entscheiden fürs Laufen oder Schwimmen oder Fußballspielen, um den Körper zu fühlen, aber man musste nicht. Man musste ihn überhaupt nicht fühlen, wenn man sich nicht versah, konnte man ihn glatt vergessen. Das war der wahre Postmaterialismus, seinen Körper nicht mehr wahrnehmen zu müssen.

In so vielen Haushalten in aller Welt war er immer gegenwärtig: Hunger Schmerzen, Krankheit – als Einschränkung – keine Chance, den Körper zu verdrängen. Zak hatte sich immer schwer getan, diese Beschränkung nachzuvollziehen. Dass Mangel an Quantitäten, Mangel an Bohnen oder Blech oder Benzin ganz simple Vorhaben wie einen Schulbesuch verhindern konnten. In seiner Welt konnte das ausnahmsweise vorkommen, eine Krise nannte man das. Aber eine Krise als Dauerzustand, das hatte er nie selbst erlebt. Auf dem Klo lernte er dazu.



Es war kühl in Latacunga, auf der Dachterrasse, aber er zitterte vor allem innerlich, denn die Krankheit kreiste auch nach vier Tagen noch in seinem Blut. Zak hatte den Amazonas sein lassen und war in die Höhe der Anden geflohen. Er würde also diesen großen Fluss nicht mehr sehen. Aber was lag schon noch daran, wo er sich ohnehin entschieden hatte, den Schluss aufzugeben? Ja, es war nicht einmal ein Verzicht – was war der Amazonas anderes

als ein mythisches Wort in einer Reihe mit Guatemala, Nicaragua und Panamá?

Es schüttelte ihn hier draußen, aber das tat es auch im Zwielflicht seines Zimmers, also blieb er. Immerhin hatte man vom Dach des Hotels Marrakesch eine hübsche Aussicht auf den Cotopaxi und zwei weitere Vulkane, deren Gipfel mit ewigem Schnee überzogen waren. Es war ein dunstiger Tag, trotzdem sah Zak in der Ferne die stämmigen Sockel der Kegel, mit verwaschenen Flickern besetzt. Er blickte zur Seite über die rostroten Lehmziegeldächer von Latacunga hinweg und schaute auf den Fluss, der unter zwei Brücken her gischtete, in einem Bett aus Plastiktüten und Dosen, Autoteilen und Zeitungspapier. Auf dem stufigen Marktplatz verkauften braune, faltige Frauen Bananenbündel und Avocados, Rinder- und Hühnerfüße, und alte Indios schleppten für ein paar hundert Suces Säcke, so groß wie die Pakete, die im Hafen von Colón mit Kränen befördert wurden. Zak hatte hier am Vormittag sogar Erdbeeren gesehen. Neben dem Markt spielten ein paar Männer Volleyball, was in Ecuador beliebter war als Fußball (vielleicht, weil man nicht so große Spielfelder in den Bergen anlegen musste). Die Häuser am Fluss waren nicht verputzt, in der kalten Luft kratzte das rohe Mauerwerk am Auge.

Er konnte all das über die schiefen Dächer hinweg und aus der Erinnerung sehen, und nach einer weiteren Minute hätte er tief Luft geholt und wäre wieder hinunter auf sein Zimmer gegangen. Aber dann erschien diese erbarmungswürdige Kreatur und drängte ihn in eine Ecke. Mit ihren langen, niemals gestutzten Krallen machte die Hündin tapsende Geräusche auf dem Betonboden, als sie immer näher humpelte und versuchte, ihre Schnauze an sein Bein zu reiben, bis sie breitbeinig zu seinen Füßen bettelte und ihn aus geschwürrigen Augen anblickte. Die mittlere Kralle an jeder Pfote hatte ihre normale schwarze Farbe verloren und schimmerte durchsichtig wie der Fingernagel eines Menschen. Zak wich zurück. Er traute sich nicht, diese Hündin zu streicheln. Sie hatte noch ein schönes Fell, braun und weiß, aber sie stank und bewegte sich krank oder einfach alt.

Er wollte ihr nicht die Hand reichen, sie nicht berühren, obwohl es eine nette Geste gewesen wäre. Sie störte ihn mit ihrem routinierten Elend. Er war nicht bereit, dieses Almosen zu geben, diese Handbewegung, man hätte sich ja waschen können. Und dass er sich zu dieser Handlung gedrängt fühlte, machte ihn traurig und erinnerte ihn an diese Indianerin am Bahnhof von Quito, an der er vorbeigegangen war. Sie hatte dort gesessen mit ihrem Kind auf den Stufen und gebettelt, ganz kalt und elend. Gerne hätte er ihr etwas gegeben, aber an Bahnhöfen öffnet man nicht seine Geldtasche. Dieser brunnentiefe Blick – eine lange Zeit hohl, dann funkelndes Wasser auf dem Grund. Ach, die harten Leben dauern ewig ... Vielleicht hätte er es wieder gut machen können, jetzt, hätte sich selbst zeigen können, dass er nicht abgestumpft und verhärtet war. Aber diese Hündin zu streicheln, bei allem Mitleid, allem gedachten Gefühl, dazu konnte er sich nicht überwinden ... Vielleicht war sie nur hungrig. In der Ecke neben der Schwingtür am Treppenaufgang standen zwei Blechschüsseln, leer. Das war Sache des Besitzers – oder was wollte sie sonst?

Nachdem er das Elend zu seinen Füßen lange genug ignoriert hatte, humpelte es gutmütig und mit gespreizten Beinen weiter und legte sich mitten auf der Terrasse zu Boden, eine weithin sichtbare Anklage. Er konnte jetzt nicht einfach hinab gehen, das wäre ein Geständnis gewesen, also versuchte er, sich auf den Ausblick zu konzentrieren. Doch er musste an diesen räudigen Hund in Tegucigalpa denken, dem er aus Mitleid das Genick hatte brechen wollen: Wie er dort gelegen hatte, vor der Bushaltestelle, und mit Schaum vorm Maul. Als Zak am nächsten Abend ins Kino gegangen war, hatte er noch immer da gelegen, hatte also mindestens anderthalb Tage lang dort gelegen, am Verrecken, und als Zak aus der Vorstellung kam, war der Hund verschwunden, und die Straße im Allgemeinen war viel sauberer.

Er fragte sich, ob er unfähig war, Solidarität zu üben, weil er es nie gelernt hatte. Irgendwie schien das mit dem Körperlichen zu tun zu haben ... vielleicht weil er nie Mangel gespürt und nie einen Mannschaftssport getrieben hatte, vielleicht. Bevor er wieder in sein Zimmer ging, bückte er sich vorsichtig nach der Hün-

din und tastete mit den Fingerspitzen, eher noch mit den Fingernägeln, über ihren Rücken. Aber bevor er zu einer großartigeren Geste übergehen konnte, schlüpfte die Hündin weg und tapste zu ihrem Bretterschlag.



Bis zum Limpiopungo-See auf 3800 Metern nahm ihn eine Schweizer Bergsteigergruppe mit, die in der Nacht den Cotopaxi besteigen wollte. Tagsüber war das unmöglich, denn das Gletschereis wurde weich in der Äquatorsonne. Aber Zak wollte ohnehin nur bis zur Schneegrenze laufen, um dort in der Hütte zu übernachten, die auch von den Bergsteigern als Ausgangspunkt benutzt wurde. Ihm ging es nicht um den Gipfel, sondern um die Wanderung durch den *Paramo*.

Also ließ er sich am See absetzen, um den Rest Weges zur Hütte zu gehen. Im Schilf gackerten Enten mit blauen Schnäbeln, aber fern des Wassers wuchsen nur noch winzige Sträucher mit gelben Blüten, Kolibris steuerten von Enzian zu Baldrian. Über die rote Hochebene hatte der Cotopaxi Bimsstein geworfen wie Styroporkugeln; weiße Flechten hatten sich an die kleinen Brocken geheftet und verstärkten den isolierenden Eindruck, als Zak querfeldein dem Vulkan entgegenlief.

Doch als die Büsche immer knorriger wurden und die Blätter härter und nadelähnlicher, als er zu den grasenden Pferden kam, die niemandem gehörten, waren seine Adern schon zu dünnen Strichen geschrumpft. Trotz einiger Tage in Latacunga war er weder vollständig akklimatisiert noch gesund; gestopft mit Durchfalltabletten, quälte er sich bergan über das Geröll zur Hütte. Hier, auf 4800 Metern, traf er die Schweizer wieder, die den Weg im Jeep genommen hatten.

Die Nacht verbrachte er frierend und mit Kopfschmerzen am Feuer, denn all seine Kleidung und der dünne Schlafsack reichten nicht aus für diese Kälte. Als die Schweizer zum Gipfel aufbrachen, liehen sie Zak einen ihrer Daunenschlafsäcke, aber er konnte trotzdem kaum schlafen, denn das Atmen fiel unglaublich schwer.

Erst die Sonne und ein wenig Bewegung brachten Erleichterung. Aber Zak war doch froh, dass ihn die Schweizer wieder mit hinunternahmen, denn er fühlte sich schwach von dieser klaustrophobischen Nacht. Im Auto wurde kaum gesprochen, denn die anderen hatten vor dem Gipfel umkehren müssen; auch sie waren die Höhe nicht gewohnt.

So wurde Zak zurückgetragen durch diese Ebene aus Asche, und darüber zogen dünne Wolken, die Realität zu dämpfen. Selten nur glitten sie entzwei wie Theatervorhänge und zeigten den Cotopaxi mit einer Schlumpfmütze aus kondensierten Wassertropfen. Dann, gleich darauf, glich das Plateau wieder einem nebligen Schlachtfeld: Überall huschten Schatten umher und bunte Flecken von dem Schwindel, als der Kopfdruck nachließ: chinesische Krieger mit Stöcken und drachenbestickten Kimonos wie auf den Bussen in Panamá. Und zwischen ihnen Hieronymo, gerüstet mit schweren Pfannen und irren Fleischgabeln, wie er dort auf einem wilden Pferd hockt, umspült von kaltem Dampf. Flankiert von einem riesigen Katapult, seine steinharten Koteletts auf die gegnerischen Figuren zu schleudern – ein Schachbrett diese Ebene: Alpakas in Sportsandalen, die resolute Dame von der Rezeption im Hotel Marrakesch, an ihrer Seite König Alexander von Humboldt ... Und über diesem Spiel der alte Señor Feliz aus La Libertad, tief gebeugt in der Zeit, ein Gesicht aus Wolken, wie er eindringlich nachdenkt, welcher Zug der beste sei. Ein Königreich aus Asche – so einfach war das.

Prisma. Unter uns abstrakte Berge, über uns fraktale Geometrie (shine on . . .)

Vilcabamba: Der einzige Ort in der Welt, wo es möglich ist, deinem Leben mehr Jahre zu geben und deinen Jahren mehr Leben.

So stand es auf dem Ortseingangsschild wie in einem Spaghetti-Western: umstaubt am Rande einer Straße, auf welcher der Held der Geschichte mit seiner unterschätzten Schindmähre einreitet. In den Saloon zu stiefeln ist sein erster Auftritt, und so hielt es auch Zak, der allerdings das vegetarische Restaurant am Platz wählte. An einem Tisch saß ein Paar, dem er schon in Cuenca begegnet war. Sie mochten so alt sein wie seine Eltern und spielten Backgammon.

„Hola, du bist doch der Junge, der uns im Hotel so nett begrüßt hat“, rief die Frau ihm zu. Und Zak setzte sich zu ihnen. Elsebeth und Nils kamen aus Dänemark und waren seit drei Wochen unterwegs. Sie hatten sich keine Frist für ihre Reise gesetzt – und als das Woher, das Wie-lange und das Wie-lange-noch geklärt war, fragte Nils: „Du warst in Kolumbien. Ich hab gehört, das Koks sei ziemlich günstig dort.“

„Das ist wohl so.“

Nils nickte auf eine nette Art und bot Zak eine Kippe an. Der lehnte ab.

„Du rauchst nicht?“

„Ich hab mir vorgenommen, das erst mal einzustellen.“

„Warum?“

„Weil ich mich zu sehr daran gewöhnt hab, glaub ich. Ich kann es nicht gut ertragen, von etwas abhängig zu sein ... Aber wisst ihr vielleicht eine gute Herberge hier?“

Nils sagte, sie hätten in einem billigen Ding am Platz geschlafen, wollten sich aber nun etwas Netteres suchen; da meldete sich eine Engländerin vom Nebentisch. Debbie erklärte, sie wohne nur einen Block entfernt, ganz allein in einem wunderschönen Haus

mit Küche, Patio und vier knuffigen Welpen. Das Haus gehöre Lydia, der Besitzerin des Restaurants und sei sehr günstig. Also zogen sie zusammen.



Debbie war einer jener Menschen, denen es bestimmt war, einfach zu sein; ein Mitglied der hedonistischen Internationale, ein neonbunter New-Age-Hippie, die skurrile Acid-Jet-Set-Queen in the sky with diamonds, immer im Rave zwischen London, Goa, Koh Phangan und Kapstadt, ihr Erbe zu vertragen, was eine Lebensaufgabe war. Sie mochte Mitte dreißig sein, war schlaksig und ziemlich schusselig, hatte abstehende Ohren und eine lustige Knubbelnase. Meistens trug sie eine Stretchhose mit draufgedruckten Pilzen oder südafrikanische Wickeltücher, und was sie in Vilcabamba hielt, war nicht nur die berühmte Luft, die hundert Jahre alt machen sollte (siehe Ortseingangsschild), sondern vor allem der rundum wachsende psychedelische San Pedro-Kaktus, der vielleicht noch einmal hundert drauflegte. So genau war das noch nicht untersucht.

Die Vilcabambomberos jedenfalls taten ihr Bestes, den Mythos der Langlebigkeit zu nähren: „Wie alt bist du?“, war die erste Frage, die einem in diesem lustigen Dorf gestellt wurde. Auf die Gegenfrage antworteten allein die Fünfzehnjährigen ehrlich (sie seien achtzehn); die Erwachsenen aber legten jeder noch ein Jahrzehnt drauf, und die echten Opas behaupteten, nach der Neunzig mit dem Zählen aufgehört zu haben. Bald antwortete auch Zak nur noch, er sei zweiundsechzig, und sein Großvater lebe noch.

Nils hatte nicht vor, so alt zu werden. Er war ein großer Raucher vor dem Herrn und verdampfte stangenweise venezolanische Belmonts. Immer nur diese Sorte, weil ihm die bunten Palmen auf der Packung so gefielen. Um Geld zu sparen, wechselte er mit Selbstgestopften ab; zu diesem Zweck hatte er fertige Hülsen und eine Stopfmaschine dabei, mit der er auch seine Joints fertigte: „Ich drücke mich um die Altersvorsorge“, kommentierte er einmal

seinen massiven Konsum, während ein vorwitziger Wauzi sich in seine Sandale verbiss. Chica, die Hundemutter, lag ausgesogen in einer Ecke ... Nils war mal Profifußballer gewesen, er hatte wunderschöne Beine, straff und glatt. Aber schon in seiner aktiven Zeit hatte er viel geraucht, und nun wirkte er vom Teer und Nikotin gebeugt und kurzatmig. Aber wenn ihn etwas bewegte, dann bekam seine Stimme einen jugendlichen Klang, die hellen Augen unter den braunen lockigen Haaren wurden groß und leuchteten. Als Nils sich einmal rasierte und gut gelaunt aus dem Bad kam, sah er so kernig aus, man konnte ihn sich im Anzug auf einem Filmball vorstellen: „*Que stylish hombre!*“, rief Elsebeth in diesem wilden Sprachgemisch, das sie sich unterwegs zugelegt hatten.

Gemeinsam hatten sie die Welt bereist: Zuletzt zwei Jahre Asien, davor Australien – Kiwis pflücken und Farmarbeit im Outback. Als die Offiziellen einmal überraschend nach Schwarzarbeitern gesucht hatten, versteckten sich Nils und Elsebeth im Feld. Und einem polnischen Freund gelang es die Fahnder abzulenken, indem er laut schreiend über den Acker preschte, allerdings hatte er auch eine Arbeitserlaubnis ... Solche Geschichten purzelten ständig aus ihnen heraus wie Tetris-Klötze. Tatsächlich hatte Elsebeth einen Gameboy von ihrem Sohn geschenkt bekommen, aber nur ein Spiel dazu – Tetris, oh grausames, süchtig machendes Tetris! So viele Möglichkeiten in einem so engen Rahmen – und nach einem langen Nachmittag in der Hängematte sah sie überall nur Klötze regnen: Im Patio blühten Gerberas, Feuerlilien und Springkraut zwischen Dahlien, Rosenbüschen und blauen Acantos – und darüber, dazwischen, passgenau immer diese Klötze. Dabei war sie sonst ein Blumenkind.

Reisen, Reisen, Reisen, endlos intensive Momente aneinanderreihen, dazu hatten sich Nils und Elsebeth entschieden; dafür nahmen sie die Distanz zu ihren Kindern (aus erster Beziehung), zu Brüdern, Schwestern, Eltern, Freunden in Kauf. Elsebeth hob die Schultern, schüttelte den blonden Zopf und dehnte ihr Lächeln: „Natürlich ist es hart, zurückzukommen nach einer langen Zeit. Diese Gleichgültigkeit ...“

„Was treibt ihr denn eigentlich im Staate Dänemark?“

„Oh, das ist verschieden“, sagte Elsebeth. „Wir kommen beide aus dem sozialen Bereich, und ich versuche, auch immer da zu landen, wenn wir für ein paar Monate zurückkommen. Zuletzt war ich Hilfskraft an einer Schule. Immer wenn der Unterricht ausfiel, musste ich mir was einfallen lassen für die Kinder.“

„Und du, Nils?“

„Letztes Mal hab ich als Handwerker gearbeitet. Auch in einer Schule ... Ich hatte zwei Kollegen, einen jungen Discotypen und einen alten Grummelkopf. Sie waren anders als ich; die haben nicht verstanden, dass Reisen meine oberste Priorität ist, dass mein Leben nicht auf Arbeit baut. Es war schwierig, und trotzdem war es interessant mit ihnen; überall kannst du kleine Welten entdecken. Du musst nur drauflos gehen und gucken, was sich entwickelt.“

„Aber du warst mal Fußballer?“

„Ja, bei Odense. Wir waren dänischer Meister. Dann habe ich kurz in Kanada gespielt, musste aber sehr früh aufhören, wegen einer Knieverletzung. Später war ich Leiter eines Kindergartens, und zwischen den Reisen nach Australien und Indonesien habe ich mit Junkies gearbeitet.“ Und Nils erzählte von einem süchtigen Jungen, äußerst charismatisch, der seine Intelligenz dazu nutzte, ungefähr jeden Geldautomaten in Kopenhagen zu knacken. Nils hatte lange Abende mit ihm diskutiert und sich mit ihm angefreundet und ihn mehrmals dazu gebracht, einen Entzug zu versuchen. Es hatte nicht geholfen, irgendwann verschwand der Junge.

„Hast du mich deshalb gefragt, ob ich kokse, als wir uns das erste Mal unterhalten haben?“, fragte Zak.

„Ich wollte dich testen, ja“, sagte Nils. „Ob du es wert bist, Energie in dich hineinzustecken.“



Vilcabamba lag etwa 1300 Meter über dem Amazonastiefland und nur wenige hundert Kilometer südlich des Äquators. Das ganze Jahr glich deshalb einem langen Frühling, und selbst nachts blieb

es angenehm warm. Im Westen des Dorfes schlief der Berg Mandango, mit einer Kuppe wie ein liegendes Gesicht, deutlich legten sich Stirn und Nase, Lippen und Kinn gegen den Himmel; um den harten Kern eines kalten Vulkanschlotes herum war der Berg geschrumpft, so dass die Kuppe auch wie eine aufgesetzte Krone wirkte. Von Osten kam ein kleiner Fluss von einem Nationalpark herab nach Vilcabamba, und in seinem Tal regneten sich regelmäßig die Wolken ab. Da die Sonne entgegengesetzt unterging, hinter dem Mandango, konnte man am Nachmittag fast immer einen Regenbogen im Tal sehen, manchmal sogar einen doppelten.

Das war die Tageszeit, in der die Wohngemeinschaft auf einem Hügel zwischen blühenden Magnolien oder auf einem Felsen in der Mitte eines Baches zu finden war, um Karten zu spielen. Und immer war Debbie die Verliererin, meistens jedenfalls, dann musste sie Füße massieren, barfuß in Kuhscheiße springen oder Schlimmeres. Am Abend sollte sie von jedem Mitspieler ein Kleidungsstück bekommen, auf einen Stuhl steigen und ein Unterhaltungsprogramm ihrer Wahl aufführen.

So saßen sie im Patio und warteten auf Debbie, die sich gerade umzog. Auf der Fensterbank nölte ein Kassettenspieler die *Talking Heads*, danach *Deep Purple* und schließlich *Pink Floyd*.

„Vilcabamba hat vielleicht das Potential ein *centro del universo* zu werden“, erklärte Nils, hier würden sich noch einige interessante Geschichten ereignen: Sie beschlossen irgendwann auf den Mandango zu steigen. Und, ach ja, Elsebeth wüsste von einer alternativen Kommune, die ganz in der Nähe siedeln sollte, in einem Ort namens Tumianuma. Es handele sich um eine Gemeinschaft von Frutariern: Veganer also, die sogar dem Gemüse entsagt hatten und sich ausschließlich von Früchten ernährten. Ein Bekannter aus Dänemark habe mal bei denen gewohnt, und von ihm habe Elsebeth eine genaue Wegbeschreibung: Über den Fluss, links und dann rechts, leicht zu merken.

„Und was war das mit dem *centro del universo*?“, fragte Zak.

„Bis jetzt wollte ich nie an einen Platz zurückkehren, an dem ich schon mal war“, erklärte Nils. „Es gibt noch so viel zu entdecken, hab ich immer gedacht. Aber gerade jetzt kommt mehr Ruhe

rein ... Ich habe diesen Traum, mein ganz privates *centro del universo* in jedem Erdteil zu haben, wo man immer willkommen ist. Ein bezaubernder Ort, wo man lange Zeit bleiben kann, wo man was tun kann.“

„Aber kann das erfüllend sein, dieses ewige Rumhüpfen von einem Ort zum anderen? ... Gut, wenn man sich eine Aufgabe setzt, vielleicht ...“

„Also wenn du meine Meinung hören willst ...“ Debbie kam aus ihrem Zimmer, und alle starrten sie an. „Ich glaube nicht an Aufgaben und Missionen. Da ist kein Sinn, aber ein Ja klingt besser als ein Nein. Also, alles worauf es ankommt ist ... *shiiine on you crazy diahahamond* ...“ Debbie krächzte mit zum laufenden Lied. „Das Universum ist so groß und alt, es spielt überhaupt keine Rolle, was wir lächerlichen Menschen glauben oder wie wir unser Tun begründen.“ Sie stieg auf einen Stuhl. „Ich will kein Modell sein für andere, sondern ...“ Da merkte Debbie, wie die anderen sie anschauten, kurz vor einem Lachanfall. Wie sie da stand auf ihrem Stuhl in einer Unterhose mit Weihnachtsmännern und einer knallbunten Strickweste, mit viel zu großen Schuhen und einer Taucherbrille, als hätte Gott sie auf Acid kreierte. „Okay, vergesst das einfach.“ Sie machte eine sehr englische Pause. „Ich schnorchel euch jetzt ... *el condor pasa*.“



Nils war wie gewöhnlich als erster wach und saß mit ernst gefaltem Gesicht über seiner Stopfmaschine. Sein Vorrat an Hülsen neigte sich dem Ende.

„Du willst das also wirklich ausprobieren?“, fragte er.

„Ja. Warum nicht, es wächst schließlich in der Natur.“

„Auf psychedelischen Drogen kann man hängen bleiben.“

„Ich werde vorsichtig dosieren. Debbie hat mir alles erklärt – und sie hat ernsthafte empirische Studien betrieben. Weißt du, einmal möchte ich es doch versuchen. Und wenn, dann ist das hier wohl der angenehmste Ort.“

„Ich gebe zu, dass ich auch drüber nachgedacht habe. Als Sozialarbeiter sollte man die Drogen kennen, über die man redet.“

„Also machst du mit?“

„Nein. Ich bleibe beim Gras, das hab ich mir geschworen. Aber wenn du willst, begleite ich dich – und erzähle dir nachher, was du angestellt hast.“

Nach einem leichten Frühstück besuchten sie also Pablo, den vielleicht bekanntesten Dorfdealer der nördlichen Anden. Schon Mick, Karsten und Turnschuh hatten Zak in Kolumbien von ihm erzählt. Der San-Pedro-Kaktus wuchs nur in der Gegend um Vilcabamba, und Pablo war sein Apostel, Markenentwickler, Hauptaktionär.

Oh Pablo! Er war jung, dicklich und unscheinbar. Für eine Handvoll Dollar gab er Nils einen Beutel mit Gras und Zak einen doppelt so großen mit einer breiigen grünen Masse darin: eine ausgekochte Scheibe Kaktus ... Zurück in ihrem Patio blickte Zak widerwillig auf den grünen Schmodder in seiner Hand, gab sich einen Ruck, trank das Zeug in einem Zug und stopfte einige Schokoriegel hinterher, wie Debbie es empfohlen hatte, um den üblen Geschmack nach faulem Tequila zu überzuckern.

Zwei Stunden passierte nichts, nur seine Kehle trocknete ihm aus – wie vorhergesagt –, bis er kaum noch schlucken oder trinken mochte. Sonst fühlte er sich normal.

„Das Kiffen macht dich tendenziell faul“, erklärte Nils, während er in seinem Rucksack kramte. „Es fühlt sich so zwingend einfach an, nur sitzen zu bleiben, viel zu schwer, etwas zu unternehmen. Aber tatsächlich ist es nur die Entscheidung, die so schwer fällt. Nicht die Tätigkeit an sich. Wenn man das einmal erkannt hat, dann ist Laufen genauso gut wie Sitzen bleiben.“ Elsebeth und Zak sahen sich an und zogen Fratzen hinter seinem Rücken.

„Hast du Lust auf den Mandango zu steigen?“, fragte Nils plötzlich. „Traust du dir das zu?“

Zak nickte unsicher; bis zum Grünen Dreieck am Sockel des Mandango würde er wohl gehen, wo sich die Kaktusfreunde aus aller Welt zu treffen pflegten, aber nicht bis zum Gipfel. Elsebeth

ließ die beiden allein ziehen, Debbie war unterwegs ... Noch bevor sie das Dorf verlassen hatten, begann San Pedro zu wirken. Der Boden schien Zaks Schritte zurückzuwerfen, und als sie über einen Weidezaun ins Grüne Dreieck einstiegen, wurden seine Glieder biegsam wie Kautschuk. Die Luft schmeckte plötzlich wundersam würzig, obwohl sich seine Gurgel zusammenzog wie nach einem Tequilarausgang. Debbie hatte ihn gewarnt: Die meisten Anfänger mussten sich übergeben, bevor die Wirkung voll einsetzte, aber das sei nicht so schlimm.

Auf einer Lichtung begegneten ihnen zwei fahrende Schmuckmacher, die sie vom Dorfplatz her kannten, und zwei Schwedinnen, die gestern erst angekommen und nun schon wieder ganz weit weg waren.

„Hey, hallo ihr! Ist das nicht ... wunderbar?“ Das wasserstoffblonde Mädchen mit den eingeflochtenen bunten Zöpfen machte eine allumfassende andächtige Bewegung. „... so offen!“

Zak schaute sich um: Das Tal und das Dorf lagen scharf gezeichnet unter ihnen, aber die Farben wirkten übersättigt. Die Schatten der Wolken huschten, sich rasch verformend, über das unebene Gelände. *Die Wolken selbst dagegen, dachte er, stehen fest an ihrem Platz, hart gegen die Unendlichkeit abgegrenzt.* Auch Zak konnte sich ein Acid-Grinsen nicht verkneifen: „Ja, alles ist offen.“

Sein Blick fiel auf die andere Schwedin, die abseits am Boden kauerte, die Beine an den Körper gezogen und mit den Armen umschlossen. Sie wippte leicht vor und zurück und gluckste in sich hinein. Einer der Schmuckmacher – ein Mexikaner – lag auf dem Rücken und hatte die Augen geschlossen, aber seine Arme ließ er tanzen. Der andere – ein Chilene – kam hinzu und sagte: „Bleibt doch bei uns. Das Grüne Dreieck ist ein sicherer Platz, um San Pedro zu erfahren.“

Nils und Zak sahen sich kurz an, dann antwortete Nils: „Danke für das freundliche Angebot, aber wir wollen den Berg besteigen.“

„Bis nach oben?“

„Ja. Ich glaube, auf den Gipfel zu steigen, ist das Beste, was wir jetzt tun können.“

Die Orangenbäume und die Felsbrocken mit den weißen Flechten, all die Details schrumpften ins Unbedeutende und machten dem Überblick, den großen Strukturen, Platz. Aber erst als sie auf einem Geröllfeld eine Atempause machten, bemerkte Zak, wie hoch sie schon waren. Unter ihnen duckten sich die Berge mit grünem Samt bezogen. *Und sie sind so heiß, dass die Schatten der Wolken auf ihnen schmelzen. Wie Öl laufen sie die Hänge herab. Die Formen schaudern unter der trockenen Hitze ... und Farben sind nur das Sichtbare an einer Fläche.*

San Pedro wirkte – die Welt unter ihnen verformte sich, nur leicht in den Proportionen, und warum auch immer, es kamen Hundegesichter dabei heraus.

„Oh shit!“, rief Zak. „Nilson look! Puppies all over!“

Die Ausläufer der Berge lagen da wie Pfoten; Täler und Terrassen runzelten sich zu den Stirnfalten der Welpen in ihrem Haus. Der Däne sah ihn fragend an.

„Kannst du dir vorstellen, Nils, dass man in diesen Strukturen dort Welpen erkennen kann? Ich meine, ich weiß, es sind Berge, und nur meine Optik spielt verrückt, und ich sehe auch nicht wirklich Welpen. Es sind nur ... welpenähnliche Berge?“

„Hmmmjaaa, man könnte das vielleicht so sehen, wenn man wollte.“

Sie erreichten ein Kreuz, traten aus dem Schatten, und von der Sonnenseite kommend empfing sie warmer Wind. Sie hatten noch nicht ihr Ziel erreicht, es war nur ein Zwischengipfel. Dösend lag der Kopf des Mandango vor ihnen, lag auf seinem Arm, der sich ihnen als schmaler Grat entgegenstreckte, um in der Faust zu münden, auf der sie standen. Nils, verschwitzt und glatt rasiert, grinste jugendlich wie Zak ihn noch nie gesehen hatte. Seine Augen verströmten Glück.

„Ist es nicht eine schöne Welt!“, rief Nils.

„Ja, es ist wunderschön, ich möchte all diese Straßen auf einmal wandern, über all diese Felsen fliegen und ...“

„Lass deinen Geist fliegen, aber segle nicht selbst über die Klippen!“

„Keine Bange, ich hab alles unter Kontrolle. Es ist nur ein dringendes Bedürfnis zu reden, all das braucht ein Ventil: Ob mit oder ohne San Pedro, es ist wunderschön ... so offen.“ Er lachte und sog die warme Luft ein. Seine Kehle war trocken, und allein der Gedanke an Wasser erzeugte Brechreiz; aber er fühlte sich großartig.

„Stell dir vor“, fabulierte Zak, „unzählige von uns verwirrten Leuten hier auf dem Berg: Auf jedem Brocken eine grinsende Schwedin mit Blumen im Haar und einer zarten grünen Pflanze in der Brust: Von hier oben würden sie wie bunte Punkte aussehen.“ Nils begann eine Melodie zu summen, es war *fool on the hill*. „... auf jeder Bergspitze sitzt ein Narr. Er hockt auf seiner ganz privaten Kuppe und kichert seinen Acid-Traum in sich hinein, frisst seine eigene Erleuchtung, bis er es nicht mehr aushält. Und dann implodiert er mit einem Plopp. Die Bergspitze ist vielleicht ein wenig angeschwärzt, das Gras versengt. Aber es war nicht besonders laut.“

Nils grinste: „Also lass uns weiter, bevor es plopp macht.“

Sie wanderten den schmalen Grat entlang, hin zum Kopf des Mandango, der steil aufragte wie ein Tafelberg, und an dieser Wand entlang bis hinter sein Ohr, wo sie in einer Kerbe aufsteigen konnten. Die Sonne stand mittlerweile tief, und plötzlich waren die Felsen voller versteckter Hinweise. Oben angekommen, atmete Zak auf, und Nils sagte: „Bergsteigen ist wie das Leben: Man müht sich ab, um auf einen Gipfel zu gelangen, und wenn man oben steht, gibt es nichts zu tun, als runterzuschauen und sich totzulachen.“

„... und runterzupinkeln“, ergänzte Zak. Sie lachten, breiteten die Arme aus, dass sie selbst wie Gipfelkreuze wirkten und drehten sich um sich selbst. Nur zwei Mal, dann wurde es Nils zu viel, und er setzte sich, um einen Joint zu drehen. Zak drehte weiter durch, bis ihm schwindlig wurde und ging auf das echte Gipfelkreuz zu, um sich aufzustützen. Das Kreuz war mit Spiegeln beklebt und etwa mannhoch. Es gab nach, als er sich anlehnte. Er rüttelte ein wenig, hob das Kreuz aus dem Grund und legte es sich

über die Schulter. So stand er hinter Nils, der an seiner Stopfmaschine herumwerkelt.

„Hola Señor, wo geht's hier nach Golgatha? Die schicken mich nur alle von Pontius zu Pilata.“

Nils wandte nur kurz den Kopf: „Hey, das ist nicht lustig. Tausende von alten Damen beobachten dich gerade.“

Etwas beschämt ob dieser Vorstellung, steckte Zak das Kreuz wieder dorthin, wo es hingehörte: Auf die Nase des Mandango.

Der Wind hatte sich gelegt. Es war still und wie auf einer Bühne – die ganze Welt zum Zuschauer. Oder waren sie das Publikum? Zak setzte sich neben Nils, um den Abgang der Äquatorsonne in voller Pracht zu genießen: Grün, Gold, Orange – überall. Er malte sich aus, wie es hier gewesen sein mochte, bevor das Vieh die Hänge leer gefressen hatte: Urlandschaften, wie er sie schon gesehen hatte in Guatemala und in Kolumbien an einigen Orten.

Die Pflanzen begannen vor seinen Augen zu wuchern, die Strukturen dort unten verwuselten ihm die Sinne. *Die Sonne treibt das Leben an, treibt die Chromosomen sich zu verdoppeln, die Zellen sich zu teilen, die Lebewesen sich zu paaren, das Leben aus sich heraus zu treiben. Wasser zu Wolken mit dem Wind – thermische, kinetische, sexuelle, politische Energie ... Leben ist eine Energieform. Es wächst und wuchert und verändert die Erde, vom Eiweißstrang zur Bitfolge, gestaltet sie zur Sonne blickend ...* Er schloss die Augen.

„You're really getting into it, hmm?“ – Nils Lieblingspruch. „Erzähl mir, was in dir vorgeht, Zak. Ich möchte daran teilhaben. Bis jetzt machst du einen sehr positiven Eindruck ... Schau da!“

Nils deutete auf die Wolkenfront, die sich seitlich an die halbe Sonne herangeschoben hatte. Dann zündete er seinen Joint an. Von zartweiß über rosa bis tiefrot leuchteten die mächtigen Ballen in diesem gekrümmten Panoramahimmel, an einigen Stellen zerzaust, aber im Ganzen sehr massiv. Das Tal lag schon im Schatten. Ein Adler oder Geier schwebte durch das Bild, drehte einige Runden, bis er außer Sichtweite war.

„Es wäre toll, so fliegen zu können wie der Vogel“, meinte Nils.

„Ein Gleitschirm würde mir schon reichen, dann müssten wir gleich nicht hinunterlaufen. Wäre das nicht Wahnsinn! Du breitest

deinen Schirm aus, rennst los, und dann bist du in der Luft. Du ziehst ein paar Runden, schwebst zurück und landest auf der Plaza von Vilcabamba.“

Nils schaute skeptisch, legte ihm eine Hand auf die Schulter. Eine Wolkensäule ragte leuchtend aus der heranrollenden Front.

„Dort, der Elfenbeinturm! Siehst du ihn, Nilson? Ich meine: Kennst du überhaupt *Die unendliche Geschichte*?“

„Ja, ein schönes Buch. Es wurde auch verfilmt, nicht war.“

„Mein erster Kinofilm ... Michael Ende muss auf diesem Berg gesessen haben, als er das Buch geschrieben hat.“ – Die Sonne verschwand. – „Das Nichts mit kriechenden, tastenden Wolkenfinger am Horizont: die Phantasielosigkeit.“

„Du hast Recht. Jetzt sehe ich ihn auch, den Elfenbeinturm.“

„Und da unten, dieser Berg: der Steinbeißer! Siehst du? Dort, wo der weiße Fels zum Vorschein kommt, ist sein Mund. Und darüber die Knubbelnase.“

„Und Morla, die Schildkröte. Wo sitzen wir denn, hast du dir das schon mal überlegt, Zak?“

Subtil überformten seine Ideen die Wirklichkeit; nicht assoziativ wie beim Rauchen, sondern optisch verschoben sich einige Linien. Die Dinge wurden nicht zu etwas völlig anderem, aber was man mit Phantasie in ihnen sehen konnte, trat bereinigt hervor. „Aus unserem Elfenbeinturm wird gerade ein rosa Delfin; von der Art, wie sie im Amazonas leben.“

„Oder ein Hai“, sagte Nils und tatsächlich: Ein riesenhafter roter Hai tauchte aus der türkisen Tiefe auf und bog seinen Körper, ein einziger Wolkenmuskel, über das fast schwarze Unterseegebirge. Zak lehnte sich zurück, ganz Fischauge.

Die ersten Sterne funkelten ... nein, es waren bereits viele, und es wurden immer mehr. Am Himmel oxydierten die Farben, und er nahm sie alle wahr, feinste Nuancen. Und am Rande seines Blickfeldes die dunkelnde märchenhafte Stille über den Tälern, und es war immer noch warm. Vereinzelte Lichter flammten unten auf wie Leuchtkäfer.

Zak: „Nur ein Lied jetzt. Zwei kilometerhohe Megaboxen hinter uns, um die Welt zu rocken. *Shine on you crazy diamond* – siebzehn

Minuten, vierunddreißig Sekunden – und danach kann die Welt von mir aus zu Asche zerfallen.“

... Remember when you were young, you shone like the sun ... Nobody knows where you are, how near or how far ... and come on you boy child, you winner and loser, come on you miner for truth and delusion ... und flirre wie irre, du Diamand, du Kristall, du fantastisches Prisma, und komm doch, mach schon, und lenk dieses Leben durch alle Beben und glühe im Spektrum deiner Möglichkeiten ... Und die Welt verliert an Masse hinter dieser Show (while my guitar giantly weeps); das Nichts verschlingt den Generator und psssssss ... im leeren Raum verhallt das Ticken einer Uhr bedeutungslos ... Wo sitzen wir denn, Zak, hast du dir das schon mal überlegt? – Wir leben auf einer Schildkröte namens Vishnu, Nils, in einem Brunnen auf der Finca Xanadu. Auf dem Mandango, auf einer Fotolinse, einem Prisma treiben wir dahin auf einem absurden Ozean aus Äther. Unter uns abstrakte Berge, über uns fraktale Geometrie ... Und am Horizont, wo die Sonne untergegangen war, fächerten violette, grüne, gelbe und orangene Streifen auf.

Stille.

„Siehst du das Kreuz des Südens?“ Auch Nils hatte sich zurückgelegt und streckte den Arm aus: „Du kannst es über die zwei Zeigersterne finden, die so hell leuchten. Es sind Alpha und Beta Centauri, sie bilden einen Pfeil. Das Kreuz des Südens wird nämlich häufig verwechselt mit dieser kleineren kreuzförmigen Konstellation da drüben.“ *Das Kreuz des Südens ...* „Und wir müssten diesen Kometen sehen, wie war noch sein Name? Ich hab’s neulich noch in der Zeitung gelesen ... ah ja: *Hale-Bopp.*“

Einige Zeit blickten sie in die Tiefe des Raumes und suchten. Die Sterne zogen glimmende Spuren um Zaks Verstand. Der halbe Mond war aufgegangen und warf lange Schatten über die Anden ... Nils entdeckte Hale-Bopp als erster. Der Komet leuchtete hinter ihnen – 200 Millionen Kilometer entfernt – und bewegte sich langsam gen Westen, sein Schweif lohend im Sonnenwind.

Plötzlich rappelte Nils sich auf. „Es wird kühl. Was hältst du davon, wenn wir gehen?“

Während Zak wackelig auf die Beine kam und sich bemühte, seinen Gleichgewichtssinn in den Tiefen seines sternenumschwirr-

ten Bewusstseins zu orten, kramte Nils in seinem unergründlichen Rucksack; beide wurden sie nicht fündig.

„Ich glaub, ich hab die Taschenlampe vergessen“, gab Nils schließlich zu.

„Oh Scheiße! Was soll das heißen: Du hast die Taschenlampe vergessen!? Heißt das, du hast die Taschenlampe vergessen?! Ich glaub das nicht! Du bist ja nur stoned, aber ich hab hier die seltsamsten visuellen Dinger am Abgehen. Scheiße!“

„Ja ja, meine Güte, wir haben doch Gvatter Mond.“

„Scheiße Gvatter Mond! Es ist stockduster da unten.“

„Lass uns noch eine Weile warten, bis er höher steht.“

„Scheiße, mir wird kaum was anderes übrig bleiben, als auf dem Arsch runterzurutschen.“

„Don't panic, this kicks ass!“

„Natürlich hast du den Gleitschirm auch vergessen, nicht wahr.“

„Das wär jetzt eine Schau!“

„Das wird auch so eine Schau – eine Horrorschau. Verlass dich drauf.“

Der Galgenhumor lenkte Zak von seinen Bedenken ab: Zwei Narren, einer stoned, der andere auf Kaktus, festgesetzt auf einer Bergspitze in Ecuador, gezwungen zu warten, bis der Mond ihnen den Weg leuchtete oder bis sie implodierten ... Also saßen sie da und kauten Sterne, während die Zeit den Raum knetete. Zak konnte es spüren, zäh und gummiartig wie seine Gliedmaßen. Und schließlich wurde es kühl auf ihrer Insel. Es machte keinen Sinn, noch länger zu warten, also begannen sie mit dem Abstieg: Nils tastete vor, und Zak rutschte hinterher. Sie kamen in den Schatten, und der Boden war kaum mehr zu erkennen. Zak musste sich anstrengen, seine Gedanken sammeln, seinen Knautschkörper kontrollieren, die Visionen zurückdrängen, ein Kampf gegen den Sekundenschlaf. Immer wieder ging er auf alle Viere nieder, bis sie die kritische Spalte im Kopf des Mandango erreicht hatten, durch die sie absteigen mussten. Sie lag wenigstens schon zum Teil im seltsamen Licht des Mondes, das die Medizinmänner aus dem Fels lockte: Ihre Gesichter zeigten sich immer nur kurz

und verkrochen sich wieder, sobald sie sich erkannt glaubten, um an anderer Stelle erneut hervorzulügen. Und auch der untote Boden hatte nur auf Zak gewartet, da wurden Steine unter seinem Griff zu Totenköpfen, Wurzeln zu Knochen, die Streu zu Zähnen oder Kieferstücken. Es war Zak unangenehm, sich an der glatten Stirn eines Schädels zu stützen, sich an den Gebeinen eines Strauchkrüppels herunterhangeln zu müssen. Aber schließlich musste er über seine morbiden Visionen grinsen.

„Kommst du klar?“ Der bekiffte Däne war schon unten, Zak hatte gerade eine Mini-Lawine ausgelöst. In dieser Stille ein aufstörendes Ereignis.

„Ja ja, geht schon. Aber könntest du den Jungs mal sagen, die sollen mich nicht so anstarren!“

Nils lachte, und die tausend Augen in der Steilwand zu ihrer Seite blickten grimmig von Zak zu ihm und wieder zurück.

Als er unten angelangt war, schwitzte Zak. Tief atmend schaute er zurück, ein Schamane zwinkerte ihm freundlich zu ... Der schmale Grat schwang zwar wie eine Hängebrücke, aber nach der Kletterpartie war der Rest ein Kinderspiel. Diese mondsüchtigen Strukturgeister im Boden und in den Bäumen sollten doch machen, was sie wollten ... Die Glühkäfer immerhin, die wie eine Kreislaufschwäche über seine Netzhaut wischten, schienen Wirklichkeit.

Als sie ins Dorf kamen, und als schließlich das Tor ihres Heims sich vor ihnen öffnete, schien die Welt sich wieder in ihre Form gefügt zu haben. Aber gleich auf dem Klo wurde alles wieder weich, fast flüssig: Besonders im Halbdunkel unter dem Waschbecken schlängelten Eidechsen in einem flächigen verschlungenen Muster, als hätte M.C. Escher sie inszeniert. Und auch sonst wogten im Putz die absonderlichsten Pflanzen und Kreaturen. Dann fuhr die plastifizierende Wirkung des San Pedro Zak direkt in die Mitte seines Leibes ... Als er fertig war und einen kurzen Blick zurück riskierte, glotzte ihn der braune Brei bösartig an. Schnell zog er ab.

Elsebeth hörte sich amüsiert die Geschichte der beiden an und drehte dabei einen Gute-Nacht-Joint. Eine halbe Stunde später

gingen die Dänen zu Bett. Auch Debbie schlief schon, sie wollte morgen abreisen. Und weil nun alles still war, legte auch Zak sich hin, aber schlafen konnte er nicht. Er schwitzte grünen Kaktussaft. Sein Kautschuk-Körper, der in der Tageshitze noch elastisch gearbeitet hatte, härtete in der Nacht aus, dass es zog und zerrte. Das saure Gefühl in seinen Muskeln drängte ihn zur Bewegung: Sich unter der Bettdecke wälzend und strampelnd, verbrachte er Stunde um Stunde. Anfangs versuchte er, sich mit Lesen abzulenken, aber die Buchstaben hoppelten ihm davon wie weiße Kaninchen. Darum, die Augen geschlossen, konzentrierte er sich bald ganz auf die Musik.

Der Reggae gab ihm Halt, beruhigend und voll Hoffnung ... *There is a natural mystic blowin' through the air* ... Die Drop-Beats tropften zähflüssig aus dem billigen Lautsprecher und schickten komplizierte, dreidimensionale, sich vielfach überschneidende Wellenringe durch den Raum; Zak konnte sie sehen, aber das schien nicht außergewöhnlich. Von Zeit zu Zeit stand er auf und ging zur Fensterbank, um die Kassette umzudrehen und einen sehnsüchtigen Blick in den Patio zu werfen, wo die prallen Früchte des Springkrauts im Sternenlicht platzten ... Er fühlte sich einsam – wie so viele Male zuvor; aber diesmal war die Einsamkeit nicht so bedeutungsvoll, so heroisch, selbstgewählt; diesmal war es anders: nichtig, feige und gequält: ein Egotrip.

Oh Bobby, du hast doch ein Liedchen für jede Lebenslage! ... Pimpers Paradise – über die Frau, die zuviel feierte, die lachte, wo keiner einen Witz mehr machte – nur eine Ware noch, ein tiefes Loch und ... Every need got an ego to feed – oh yeah, jeder Käfig sucht sich seinen Vogel ... oh ja ... Und Zak musste an den Halbmond denken, der draußen über die Anden spielte und an die Frau, die seinen Namen trug: *Media Luna ... eine Tanzfläche, ein Paradiesvogel, der in seinem Käfig flattert und seine Bewunderer bezaubert, so dass sie glauben, sie selbst seien gefangen zwischen goldenen Gitterstäben. Sie tanzt ihre Freiheit, ihr eigenes kleines Paradies ...* Ein Augenblick der Unachtsamkeit, und der Paradiesvogel verschwand so unbemerkt, wie er aufgetaucht war.



Ihr Bus klapperte davon und verschwand, wie früher Postkutschen verschwunden sein mussten, ratternd und ächzend in einer braunen Staubwolke. Zak hatte kaum drei Stunden geschlafen, und immer noch verdickte der Kaktus sein Blut und rumorte im Magen, das Gummi seiner Muskeln war spröde geworden und knarrte bei jedem Schritt. Aber sein Sehzentrum schickte ihm wieder die gewohnten Bilder, und natürlich wollte auch er die seltsamen Frutarier treffen, von denen Elsebeth gehört hatte. Heiß brannte die Sonne, ein abgemagerter Hund schleppte sich über die Straße: High Noon in Tumianuma, das nur aus zwei kurzen Häuserzeilen bestand und auf keiner Landkarte verzeichnet war.

Nils seufzte, als die Verkäuferin des einzigen Geschäfts ihm erklärte, sie hätte nur noch ein einziges Paket Zigaretten, und das sei bereits angebrochen. Er warf einen Blick in den engen Raum, den ein Holzregal mit Cola-Dosen und Konserven fast ausfüllte; Säcke mit Maismehl und Zucker lagen in einer Ecke. Nils schüttelte den Kopf und kaufte die letzten vierzehn Zigaretten. Von den verrückten Amerikanern, die sich nur von Früchten ernährten, hatte das Mädchen allerdings noch nie gehört.

Es war nicht schwer, den Fluss zu finden, von dem Elsebeths Informant gesprochen hatte, aber da war keine Brücke. Nur ein Drahtseil mit einem rostigen Käfig schaukelte über dem gischenden Wasser; diese seltsame Seilbahn wollten sie lieber nicht benutzen. Ein Bauer – er mochte hundertfünfzig Jahre alt sein und besserte gerade seinen Zaun aus –, meinte, sie sollten durch das Gatter dort hinten gehen, sich immer am Wasser halten, und dann käme schon ein Übergang.

Kühl war es hinter dem Tor, zwischen Kaffeesträuchern, unter hohen Schattenbäumen, die Farben brannten nicht mehr in den Augen. Ein paar Frauen pflückten abseits des Weges die reifen Beeren und ließen die grünen stehen. Sie grüßten freundlich und unterbrachen ihre Arbeit, um die Fragen nach den Frutariern zu beantworten ... Tatsächlich, die habe es gegeben, aber vor zwei Jahren habe sich die Kommune aufgelöst, meinten die Frauen, und

zu guterletzt sei nun auch Johnny gegangen. Die Freunde bedankten sich und liefen weiter.

Der Übergang war ganz nah: ein Wehr aus zusammengenageltem Treibholz, in dessen Hohlräumen es wühlte und spritzte; aber auf dem wackeligen Mittelstück gab es immerhin ein grob gezimmertes Gelände. Zur anderen Seite des Flusses erstreckten sich Mais- und Zuckerrohrfelder. Hier waren sie gezwungen, querfeldein zu laufen, in jeder Hand einen dicken Stein, denn die Pflückerinnen hatten sie vor Hunden gewarnt; die allerdings ließen sich nicht blicken. Schließlich fanden die Gefährten wie beschrieben einen Pfad, der sie die Flanke des Tals empor führte, und es war wirklich prachtvoll: die Kakteen, die Kolibris und die flimmernden Schmetterlinge: schwarze mit gelben und roten Flecken, große aprikosenfarbene und eine Art mit teils durchsichtigen Flügeln wie Surfsegel mit Sichtfenstern. Nur auf dem Hang gegenüber, wo das Vieh den Boden verdichtet hatte, waren die braunen Narben einiger Rutschungen zu sehen.

Als der Weg sich in einem Wald verlor, kehrten sie um und wollten bei einem kleinen Hof, den sie kurz zuvor passiert hatten, nach dem Weg fragen. Es war nur eine einfache Hütte, mit einem Unterstand für die Rinder, dazwischen Pferde, Hühner und ein träger Hund. Vom nahen Bach hatte der Bauer ein Rinnsal abgezweigt: Klares Wasser, das sich nicht weit entfernt abgerechnet hatte und bald den Amazonas speisen würde ... Es war niemand da, also machten sie es sich auf den herumliegenden Maissäcken gemütlich.

Nach einer halben Stunde erschien der Hausherr mit seinem Bruder, seiner Frau und zwei Kindern. Er war erstaunt, Gäste vorzufinden, empfing sie aber freundlich, nachdem sie ihr Anliegen geschildert hatten: Jeder bekam eine winzige rosafarbene Banane zur Hand.

Hauptsächlich lebte Rafaelo davon, Saatgut für ein US-Unternehmen zu produzieren, und er wusste einiges über die verrückten Amerikaner, die seine Nachbarn gewesen waren: Nach einem Unfall habe sich die Gemeinschaft aufgelöst, berichtete er, und seit nun eineinhalb Jahren lebe Johnny in Cuenca, die letzte

Zeit im Krankenhaus. Johnny sei der Gründer der Gemeinschaft gewesen, der erste und der letzte, ja ... sehr alt, ja, sehr alt. Er sei behindert gewesen, habe nicht mehr laufen können, ja, schon als Johnny hierher kam, in dieses Tal. Aber damals sei Rafaelo noch ein Junge gewesen, und heute sehe er ab und an nach dem Rechten auf Johnnys Anwesen. „Ich kann euch hinführen“, bot Rafaelo an. „Ihr könnt dort übernachten, wenn ihr wollt.“

Auf dem Weg erklärte Rafaelo ihnen die Namen und den Gebrauch einiger Früchte, denn ihr Proviant bestand nur noch aus einer Tafel Schokolade und einigen Keksen. Die Frutarier hatten neben Kakao und Orangen noch Papayas, Mangos und das Brot des heiligen Johannes gepflanzt: ausgemergelte Schoten, die man wie Süßholz kauen konnte; es schmeckte auch so ähnlich. Das Innere dürfe nicht zu hell sein, erklärte Rafaelo, sonst sei der Saft bitter wie der einer grünen Banane. Schließlich gelangten sie an ein Blockhaus, verlassen und verlottert, der Boden bedeckt mit Papieren, Ordnern, Briefen; es roch muffig.

„Das braucht keiner mehr“, sagte Rafaelo zum Abschied und machte sich zurück an seine Arbeit.

Sachte traten sie in den einzigen Raum: Auf einem Tisch standen noch einige Tassen. Die Feuchtigkeit hatte bereits das Papier zu ihren Füßen angemodert, Spinnen und Käfer huschten zwischen den Seiten hervor, als sie einen Ordner hervorzogen. Es handelte sich in der Hauptsache um Ablagekram, wie er in allen Büros der Welt in Milliarden von Aktenschränken gleichsam vergammelte: Korrespondenz zur Finanzierung von Projekten, Auftragsbestätigungen einer Druckerei, gut durchmischt mit Adressbüchern, Ernährungstabellen, theologischen Schriften und Haufen von Matrizenabzügen. Nils hielt ein offenbar selbst gedrucktes Heft ins Licht. Es war ganz vergilbt; in schwachem Rot schaute ein bärtiger Mann mit verklärtem Blick und Jesusfrisur über den Blattrand hinaus. Auf einem weiteren Bild waren fünf Männer und eine Frau in weißen Kutten zu erkennen. Daneben ein paar religiöse Symbole – Kreuz, Mandalas und Rosen –, darüber stand:

DER URSPRÜNGLICHE ORDEN DER PARADIESISCHEN
VOLLKOMMENHEIT.

*Die erhabenste und strengste Schule auf Erden. Ebenso bekannt als der
ehrwürdige Orden der lebenden Unsterblichen.*

„Uuuuu“, machte Nils und reichte das Heft weiter. „Ich hatte erwartet, hier eine alternative Kommune vorzufinden, ein paar Althippies, die ihre ökologischen Ideale verwirklichen. Aber das scheint mir eine ziemliche Hardcore-Sekte gewesen zu sein ... Und es sieht so aus, als ob sie sich ganz überstürzt aufgelöst hätte. Die haben ja alles stehen und liegen lassen ... Diese ganzen Briefe und Rechnungen und Bücher, so etwas lässt man doch nicht einfach zurück.“

„Vielleicht sind sie überfallen worden.“ Elsebeth nahm ihm das Heft aus der Hand und blätterte: „Mystische Anthropologie –“, las sie vor: „begründet als fundamentale vitalogische Wissenschaft – durch Dr. Johnny Lovewisdom ... Das muss der Typ auf dem Foto sein. *Johnny Lovewisdom*, was für ein seltsamer Name.“

„Ist das nicht ein bisschen kindisch, sich so zu nennen – *Love-wisdom*?“ Nils betonte das scharf.

Elsebeth lachte, sie hatte eine Anleitung für *Ekstatische Erholung durch Paradiesisches Leben* gefunden (verfasst von J. Lovewisdom, N.H.D., M.D., Sc.D., Ps.D., Ph.D., D.D.): „Hier steht, er halte dreißig Dokortitel weltweit, unter anderem von der Nationalen Ecclesiastischen Universität in Sheffield und von einer Internationalen Universität von ... oh, die hat er selbst gegründet. Und Präsident des Internationalen Verbandes der wissenschaftlichen Studiengesellschaften war er auch – und ... haha! Generaldirektor der lateinamerikanischen Stiftung für mentale Gesundheit A.C.“

„Ein viel beschäftigter Mann jedenfalls. Aber wir sollten uns hier einrichten, bevor es dunkel wird.“

Sie mussten mit einer kalten Nacht rechnen, denn dieses Tal lag viel höher als Vilcabamba, und sie hatten keine Schlafsäcke dabei. Also verschoben sie die Recherche, fegten die Hütte aus und sammelten Früchte. Die Papiere packten sie draußen auf einen Haufen, um damit ein Feuer zu machen, das meiste würde ohne-

hin in einigen Monaten verrottet sein. Und während sie das taten, spekulierten sie weiter über all die offenen Fragen: Was mochte das für ein Unfall gewesen sein, von dem Rafaelo gesprochen hatte? Welche Tragödie mochte sich hier abgespielt haben? Und wer war Johnny Lovewisdom – ein größenwahnsinniger Guru, ein schrulliger Forscher? Immer wieder hielten sie in ihrem Hausputz inne, um merkwürdige Fundstücke herumzureichen, die sie bewahren wollten. Und die lasen sie sich gegenseitig vor, als sie schließlich am Lagerfeuer saßen, in Orangen bissen, das holzige Johannesbrot kauten und dabei Stapel um Stapel auf den Scheiterhaufen warfen.

„Hört euch das an!“, rief Elsebeth: „Hier schreibt Johnny etwas über sich selbst: *Obwohl der Autor unter Ungläubigen lebte, wandte sich sein Bewusstsein schon in jungen Jahren zu Gott, der sich zunächst in einem tiefen Glauben an die Heiligkeit allen Lebens manifestierte; was den Autor dazu bewegte, auf alle Nahrungsmittel zu verzichten, für die fühlendes Leben vernichtet werden musste, solches Leben, das vom Schöpfer mit Mitteln des Protestes ausgestattet war und sich zur Wehr setzen konnte. Aber bald fand der Autor heraus, dass die einzige Speise, die von Natur her dem menschlichen Geschmack entsprach, ohne zubereitet (gekocht, gesalzen, gemahlen etc.) werden zu müssen, die Frucht war – und möglicherweise einige flüssigkeitsreiche Gemüsesorten. So wurde ich ein strikter Frutarier. Und ich merkte, dass alles gut war, außer wenn ich Nüsse aß, die wie ein mächtiges Aphrodisiakum wirkten, so dass ich schon als Jugendlicher die Lektion vom Garten Eden lernte, noch bevor ich davon gelesen hatte ... So wurde also die Vitarianische Diät gegründet, und als ich meinen eigenen Fund mit Gottes obersten Prinzipien in der Bibel verglich, musste ich feststellen, dass ich zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit eine Ernährungsweise gefunden hatte, die es ermöglichte, ohne Sünde zu leben ...* Hört euch das an!“, rief Elsebeth. „Wie überheblich. Und es geht noch weiter: *Am 3. Dezember 1942 wurde Lovewisdom empor gerufen, um Teil der Höheren Himmlischen Hierarchie zu werden, wurde empfangen vom Engel des Heiligen Geistes, von den Heiligen, Avataren, Buddhas und von Christus ... Sogar, als er durch den Ruhm in Versuchung geführt wurde, nachdem er vor 25 Millionen Menschen in den USA*

auftrat – in einer Talkshow wahrscheinlich –, strebte er nur danach der spirituelle Vater der Neuen 7. Rasse zu werden. Im Jahr 1948, als er 40 Tage am See Quilotoa fastete, wurde Lovewisdom besucht und geweiht von Meister Kut Humi Lal Singh, von Maha Cohan von der Loge der Großen Weißen Bruderschaft und von Prinz O.M. Cherenzi Lind, Tashi Lama von Tibet.“

„Er ist größenwahnsinnig gewesen“, kommentierte Nils, während er eine optisch ansprechende Broschüre mit dem Titel *Die göttliche Lösung für die Probleme dieser Erde* ins Feuer warf.

Eine nach der anderen vergingen so die Schriften der Sekte in den Flammen, stiegen als mystischer Rauch dem aufgehenden Mond entgegen, und Johnny Lovewisdoms verblendeter Geist durchdrang diesen märchenhaften Ort mit seinen verwachsenen Obstbäumen und ihren wilden knorrigen Schatten.

„Johnny scheint eine Gefährtin gehabt zu haben“, meinte Zak. Er hatte einen Handzettel aus dem Jahr 1984 entdeckt, auf dem eine Ruth Marie Lovewisdom und ein Michael Sun im Namen der *Hippocrates Living Food Society* für vitarianischen Kochunterricht warben, für ungekochte Suppen und rohe Pizza, Salatsoßen und Eiscreme, alles aus saftigen Speisen lebendigen Wassers, womit eben Früchte und gewisse Gemüsesorten gemeint waren – notwendigerweise ohne Kerne.

Botanische Klassifikationstabellen mengten sich mit Auszügen aus den Schriftrollen von Qumran, und Nährwertdiagramme dienten als Anleitung zu unbefleckter Empfängnis. Sogar die Theorie der Plattentektonik und die Sage von den unsterblichen Hyberboreern, die des Winters den Gott Apollo beherbergt haben sollten, hatte Lovewisdom in seinem Luftschloss verbaut ... Und langsam verstanden Elsebeth, Nils und Zak, dass hinter der vitarianischen Diätbesessenheit vor allem eine sexuelle Zwangsvorstellung stand: Die Kerne von Früchten (genauso Nüsse, Hülsenfrüchte, Getreide und andere Körner) seien verantwortlich für Menstruation und Samenergüsse, schrieb Johnny Lovewisdom – und diesen Lebenssaft dürfe man nicht vergeuden, wenn man unsterblich werden wolle.

Nils schüttelte den Kopf: „Ich bin ja auch Vegetarier, schon meine Eltern waren Vegetarier, ich bin damit groß geworden und habe nie in meinem Leben willentlich Fleisch gegessen ... aber sich mit dem Ziel zu ernähren, dass der Mann keine Samen mehr produziert, dass die Frau ihre Tage nicht mehr bekommt – das ist Wahnsinn. Kein Wunder, dass Johnny krank geworden ist.“

„Hier steht was dazu“, rief Elsebeth und las vor: *„Der FEHLER Nr. 1 des Vitarianismus ist gleichzeitig der größte Fehler meines Lebens: Ich vergiftete mich selbst mit einer Diät aus US-Markt-Früchten, die heutzutage ohne Ausnahme gesprüht oder anderweitig mit toxischen Chemikalien verseucht sind. Meine Sorglosigkeit rührte aus dem verbreiteten, doch zutiefst falschen Glauben, das Gift ließe sich von der Oberfläche der Früchte waschen wie Schmutz oder Erde – oder dass es genüge, wenn man sie pellt oder schält ... Nach zwei Fastenkuren über sechs Monate hinweg, nur mit 99 % lebendigem Wasser, hatte ich also keineswegs meinen Körper gereinigt, weil ich die schlimmsten Feinde ignoriert hatte: DDT, Parathion und andere tödliche Pestizide ... Allein durch das Essen von gespritztem Blumenkohl, von Äpfeln, sechs Mal im Jahr benebelt, Tomaten, Pfirsichen etc., wurde mein Körper schließlich gelähmt und in ein Krankenhaus gezwungen (siehe: Neun Monate in der Schlangengrube, \$8.00, zu bestellen bei Lovewisdoms International University Press, Casilla 237, Loja, Ecuador). Die ignoranten Mediziner konnten nichts tun, außer meine Lähmung vollständig zu machen, von der Taille abwärts und in den Armen – und schließlich gaben sie die Hoffnung auf mein Überleben auf. Erst nach langem Leid und langsamer Erholung, als ich wieder etwas Gebrauch von meinen Gliedern machen konnte, lernte ich meine Lektion ... Nun kann ich sogar den Effekt an mir selbst beobachten, wenn mir irrtümlich verseuchte Speisen unterkommen. Dann leiden die Knie des Nachts, die Hände und Füße werden taub und unsicher, und ich empfinde ein verzweifelttes Gefühl allgemeiner Nervenirritation ... Deshalb ging ich dahin, wo die Bauern zu arm sind, ihre Früchte zu vergiften, ins einfache Ecuador.“* Elsebeth blätterte ein wenig und schaute dann in die Runde. „Das hat Johnny 1965 geschrieben. Heute haben sich die Verhältnisse genau umgekehrt: In den Industrienationen sind die schlimmsten Gifte verbo-

ten, und hier in Ecuador werden die Rosen und die Arbeiter damit benebelt.“

Elsebeth und Nils steckten sich ihre letzten Zigaretten an. Es war kühl geworden, und sie hockten eng am Feuer. Im Haus konnten sie wegen der Kälte nicht schlafen.

Der Boden war hart, und als das Feuer heruntergebrannt war, fröstelte Zak aus seinem Halbschlaf. Er stand auf, um am nahe gelegenen Bach Holz zu sammeln. Das Wasser flüsterte, als er mit verschlafenen Augen durch den Wald taumelte, und als er am Ufer stand, rauschte es unpassend laut über den Schotter. Es war seltsam: Selbst die Schatten wirkten bleich und quecksilbrig ... Am nächsten Morgen erwachte er, fast in der kalten Asche liegend, fühlte sich gerädert, und die Nacht lag hinter ihm wie ein fremder eiskalter Traum.

Elsebeth badete bereits, als er wieder zum Bach kam, um sich zu waschen. Auch er zog sich aus und ließ sich zögernd hinein. Alles wirkte so voll und farbig nun, und selten hatte er sich so sicher in der Natur gefühlt; das Wasser konnte man unbedacht trinken. Zak lief vielleicht hundert Meter gegen die Strömung und legte sich dort auf eine Felsinsel. Am Ufer stand ein unglaublich verzweigter Baum, den er einige Minuten lang betrachtete; der Bach hatte einen Großteil seiner Wurzeln freigespült: dieses komplexe Geflecht, das Brocken umklammernd tief in den Geheimnissen dieses Tales gründete.

Nach seiner Rückkehr erzählte ihm Elsebeth von ihrer Entdeckung: Über einen fast zugewachsenen Pfad gelangte man zu einem zweistöckigen Haus, nicht weit entfernt. Eigentlich war es ein Rohbau, an dem bereits die Pflanzen bohrten, Vögel nisteten in den Ecken. Jemand hatte Maschendraht vor die Fenster geschlagen, der untere Teil wirkte dadurch wie ein Fort.

Mit einem langen Zweig wickelten sie die Spinnennetze in den Türen auf wie Zuckerwatte. Die meisten Räume waren leer, aber unten, gleich neben der Treppe, fanden sie ein Zimmer, das sie neugierig machte. Es war verschlossen mit einer rostigen Gittertür, aber jemand hatte sich die Mühe gemacht und zwei Stäbe aufgesägt und so auseinander gebogen, dass Zak soeben hindurch

passte: Auch hier lag ein Haufen von Büchern und Matrizenabzügen auf dem Boden und gammelte vor sich hin; einiges stand oder lag allerdings noch in den Regalen; dies musste ein Schreibzimmer oder eine kleine Bibliothek gewesen sein. Thematisch waren alle Glaubensgemeinschaften vertreten, von der Bhagavadgita bis zu einer Abhandlung über die Quäker, und es gab wohl keine Esskultur auf dem Planeten, über die man in diesem Raum nichts gefunden hätte; einige ernst zu nehmende Fachliteratur war dabei, aber vor allem Versponnenes zum Zeitalter des Wassermanns, zum dritten Weltkrieg und zum Aufspüren gesegneter Wasseradern, alles stockfleckig.

Zak blätterte und sah, dass viele Texte wie besessen unterstrichen und mit Randbemerkungen versehen waren. Schließlich griff er sich Charles Darwin heraus, eine grau gebundene Doppelausgabe, die riechend und kriechend Evolution verströmte: *Vom Ursprung der Arten* und *Die Abstammung des Menschen*. Eine Stelle fiel beim Blättern gleich ins Auge, weil sie mit einem fetten roten Ausrufezeichen versehen war.

Alles was wir tun können, ist: stets im Sinn zu behalten, dass jedes organische Wesen danach strebt, sich in einem geometrischen Verhältnis zu vervielfältigen; dass jedes zu irgendeiner Zeit seines Lebens, zu einer gewissen Jahreszeit, in jeder Generation oder in unbestimmten Abständen ums Dasein kämpfen und großen Verderb erleiden muss. Wenn wir über diesen Kampf nachdenken, so mögen wir uns mit dem festen Glauben trösten, dass der Krieg der Natur nicht ununterbrochen ist, dass keine Furcht gefühlt wird, dass der Tod im Allgemeinen plötzlich kommt und dass der Kräftige, der Gesunde und der Glückliche überlebt und sich vermehrt.

Zak durchfuhr es ganz heiß: Darwin hatte es also gewusst! Niemals hätte Charles diesen elenden Spruch unterschrieben, dass das ganze Leben ein Kampf ist. Dass nur die Ellbogen zählen. Dass alles Leben Leiden ist. Nein ... das Glück war echt, selbst wenn es nur wenige Momente dauerte ... Irgendwie hatte die Religion oder der Volksmund dem guten Charles das Wort verdreht und

diesen Mythos geschaffen, der Kampf sei ewig und in allem enthalten. Wer ständig auf ein Paradies hin lebt oder auf ein sorgenfreies Alter, der muss die Gegenwart als mühselig empfinden.

Für den Moment empfand Zak sogar Sympathie für Johnny: Eine antike Tragik umgab diesen Vitamin-Alchemisten, diesen mittelalterlichen Heiligen, diesen Dinosaurier, den letzten seiner Art. Hier, in seiner Kemenate, in dieser schwülen Hitze, musste er verzweifelt über seinen Büchern gebrütet haben, so wild war alles durchgearbeitet. Wenn es stimmte, was Rafaelo erzählt hatte, dann hatte Johnny die Eroberung des Paradieses mit dem Verlust seiner Körperlichkeit bezahlen müssen: Das Opfer seiner Flucht vor einer mechanisierten Gesellschaft, in der Fische zu Stäbchen gepresst werden und Hühner seriell per Vakuum enthauptet – welcher Perverse hat eigentlich den *Hühnersauger* erfunden? Was war denn die Alternative? ... Natürlich – man *konnte* Johnny verstehen.

Zak nahm den Darwin-Band mit, eine zerfledderte Gandhi-Biographie und zwei Ausgaben der Bhagavadgita, die eine, weil sie so schön gebunden war, die andere, weil Aldous Huxley das Vorwort geschrieben hatte. Elsebeth suchte sich *Der stumme Frühling* von Rachel Carson heraus, ein Umwelt-Klassiker über den Rückgang der Singvögel in den USA durch Chemikalien, dazu einige Manuskripte von Johnny höchstselbst.

Nils drängte zum Aufbruch, er hatte keine Zigaretten mehr, der absolute Horror. Und ihnen allen knurrte der Magen. Also machten sie sich auf den Rückweg und ließen die Bücher vermodern, viele Fragen ungelöst.



„Es ist erstaunlich, in welchen Ecken die Ecuadorianer überall Volleyballfelder angelegt haben“, bemerkte Zak schwitzend, den Rucksack auf dem Rücken. Der Sportplatz war an einem Hang über Zuckerrohrfeldern gelegen; sie passierten ihn auf dem Weg das Tal hoch zu Shantis Hütte. Lydias Haus war den drei Freun-

den zu groß geworden, nachdem Debbie ausgezogen war, und sie wollten etwas mehr Natur um sich herum haben.

„Volleyball ist groß hier“, stimmte Nils zu. „Aber zum Glück haben sie auch eine akzeptable Fußballzeitung: alle wichtigen Ergebnisse aus Europa. Vom Fußball zu lesen, ist für mich wie reisen.“

„In deiner aktiven Zeit bist du bestimmt ganz schön rumgekommen?“

„Ich war mal kurz in der Jugendnationalmannschaft. Da haben wir einige Male im Ausland gespielt. Aber nur in Europa. Und nach meiner Zeit beim Odense Bolzklub war ich in Kanada, wie ich dir schon erzählt habe. Aber wir sprechen über die frühen Achtziger, da kickten wir noch nicht so professionell ... Ich war sowieso immer der Meinung, dass zuviel Geld den Spaß am Spiel versaut. Mit einigen Freunden haben wir uns also dagegen gewehrt und einen eigenen Club aufgemacht. Das war nach meiner Verletzungspause. Wir hatten alle unsere Jobs und mussten nicht für Geld spielen. Trotzdem sind wir in die A-Liga aufgestiegen. Wir wurden sogar zu einem Turnier nach Beijing eingeladen.“

„Uau!“

„Wir sind immerhin die siebte Mannschaft von sechzehn geworden, die Chinesen haben gewonnen. Das war selbstverständlich damals ... Aber es gab nie viel Zeit, um die fremden Städte richtig zu erleben. Ich habe schon immer versucht, mich abzusetzen ... Wir haben mal in Duisburg gespielt, und ich wollte unbedingt zurück trampeln. Unter einer Autobahnbrücke musste ich dann übernachten, mitten im Ruhrgebiet – und du weißt wie das rauscht ... Unser Klub ist schließlich doch kaputt gegangen, weil einige zu gierig wurden. Und ich war auch dort ein Außenseiter. Es war vor allem der Gegensatz zwischen mir und den alten Fußballern. Die wollten immer nur trinken. Ich war jung und hatte moderne Ideen, und sie waren, naja – *kleinbürgerlich*.“ Das sagte Nils auf Deutsch. Er lachte und verdrehte die Augen. „Die Zeitungen haben mich *flower child* genannt, wegen meiner langen Haare.“

Shantis Zweistromland lag im Winkel zweier Bäche, die sich hier vereinigten. Ein Schild wies über eine kleine Brücke, der Boden war bedeckt mit Fasern und Spänen, und es roch vergoren, aber das hörte gleich hinter der Zuckerrohrmühle auf. Obstbäume standen im Garten, gleich neben der Hütte, die sie beziehen würden. Shanti holte gerade ein Sonnenblumenkernbrot aus ihrem Steinofen.

„Ah, isch 'abe auf eusch gewartet“, rief sie mit französischem Akzent. Shanti mochte Mitte Dreißig sein – vielleicht auch schon siebzig, wer wollte das beurteilen in Vilcabamba? – sie war dürr wie Zuckerrohr und bestimmt ebenso zäh. Wie eine Knospe wuchs ihre Stupsnase aus dem süßen Gesicht Richtung Sonne.

Als Jugendliche war sie aus Paris abgehauen, wie sie Elsebeth, Nils und Zak später beim Kartenspiel erzählte, mit einem Musiker nach Woodstock durchgebrannt. Dort hatte Shanti alles gelernt, was man brauchte, um sich als Hippie über Wasser zu halten: wie man Schmuck macht, Tarotkarten legt, Massagen gibt und vollwertiges Brot backt. Dann begann Shantis Trip durch die Amerikas. Von einem mexikanischen Fischer bekam sie auf der *Isla de las Mujeres* vor fünfzehn Jahren ihr erstes Kind, irgendwo zwischen Bahia und Buenos Aires dann das zweite, und das letzte war von ihrem jetzigen belgischen Partner, der auch die Bongos fertigte, die im Garten zum Verkauf standen.

Shanti badete jeden Morgen nackt im Bach, zwei Dutzend Meter hinter ihrem Gästehaus, manchmal mit Courtney, einer herben Amerikanerin, die zwischen hohen Gräsern in einem Zelt wohnte. Etwas unterhalb vom Waschplatz eröffnete Nils, der ehemalige Kindergärtner, bald seine Großbaustelle und produzierte einen beachtlichen Staudamm. Stundenlang watete er an manchen Tagen durchs Wasser, sammelte die dicksten Schotter und schuf schließlich eine Art Whirlpool.

„Das ist wie Meditation“, schwärmte Nils. „Jeder Stein verändert den Weg des Wassers ... und jeder Staudamm ist ein neues Experiment.“

„Und zuhause hat er sein Puzzle“, erklärte Elsebeth. „Manhattan in 7500 Teilen ... das macht Spaß, wenn man gute Musik dabei hört“, fügte sie hinzu, als sie Zaks zweifelnden Blick bemerkte.

Manchmal brachte Shanti ihnen Zuckerrohrsaft aus der benachbarten Mühle, einmal sogar einen halben Kanister mit Rohrschnaps. Und im Garten sammelten die Freunde Orangen, um das Destillat mit Saft zu mischen, manchmal plumpsten sie ihnen auch einfach auf die Bäuche, wenn sie in einer der Hängematten lagen.

Am vierten Tag bot Shanti an, Zak zu massieren, wofür sie normalerweise Geld nahm. „Aber du hast eine gute Energie“, sagte sie. „Die würde ich gern mal spüren.“

Sie legte ihm die Hände über die Augen und ließ sie dort, klein und warm, dann fuhr sie zu seinen Ohren und zeigte ihm das Meeresrauschen seines Blutes, fast eine Ewigkeit – bis er sich entspannte. Zak lag auf dem Boden der Hütte, den Kopf in ihrem Schoß, spürte dessen Wärme und Shantis dreijährige Tochter spielte still daneben. Dann massierte sie ihm den Kopf, und er empfand tatsächlich ein Fließen; Energie, wie er annahm. Als Shanti all die richtigen Stellen an seiner Brust, am Bauch und am Rücken gefunden und aktiviert hatte, sagte er, dass er sich nun sehr ruhig fühle und fragte, ob sie sich deswegen Shanti nenne, was Frieden bedeutet.

„Ich heiße eigentlich Isabelle“, antwortete sie, „aber als meine Kinder mich einmal wirklich geärgert haben, sagte ich zu ihnen: Ich will meinen Frieden. Ihr sollt mich heute nur noch Shanti rufen, damit ihr euch das merkt. Und dabei ist es geblieben. Aber manchmal nerven sie immer noch.“



Elsebeth und Zak liefen über eine kitschige Wiese mit Bergen drumrum und Kühen drauf und pflückten wilde Brombeeren.

„Shanti hat einen Ring für mich gemacht. Ich will ihn Laila schenken“, sagte Zak und zeigte Elsebeth das handgearbeitete Stück. Sorgsam eingefasst saß darin der Smaragd, den der Händler in Bogotá ihm für diesen Zweck geschenkt hatte.

„Oh, er ist sehr schön“, erwiderte Elsebeth, und sie unterhielten sich über seine Freundin und ihre Liebe und sein Versprechen, das er niemals gegeben hatte ... Irgendwann in diesem Gespräch fragte Elsebeth: „*Are you wild?*“, und Zak wusste nicht, was das bedeuten sollte.

„Na, wild eben“, meinte sie.

Er wusste keine Antwort.

Elsebeth lächelte: „Dein Leben liegt doch noch vor dir. Man muss sich nicht so früh festlegen. Man sollte die Leidenschaft ruhig rauslassen. Es sind alles Erfahrungen, man muss das nicht so ernst sehen.“

Nach kurzem Nachdenken widersprach Zak: „Ich versuche ja gerade, meinem Gefühl zu folgen. Aber die Leidenschaft ist nur eine Farbe in diesem Spektrum, und solche Angelegenheiten will ich bei ganzem Licht entscheiden.“

Elsebeth gab ihm einen Kuss, als wolle sie ihn auslachen.

Aus den Brombeeren machten sie Marmelade. Für die Marmelade machten sie Pfannkuchen, und als Zak einen derselben mit Schwung in die Luft warf, um ihn à la Chefkoch zu wenden, klappte die Pfanne am Stiel um – es fehlte eine Schraube – und kochendes Öl spritzte ihm auf die Hand. Shanti behandelte ihn mit Aloe Vera und Knoblauch aus dem Garten. Und später, als sich eine Kruste über der Wunde bildete, im Winkel zwischen Daumen und Zeigefinger, hatte sie ziemlich genau die Umrisse Südamerikas.



Nils kam rüber zu Elsebeth und Zak, die bereits unter den Orangenbäumen mit den Karten warteten, in der Hand eine Tasse. Er setzte sich, rückte die Lesebrille an den ihr bestimmten Platz, fragte: „Na, welche Geschichte wollen wir heute erzählen?“ Dann schaute er verdutzt. „Oh. Sieht so aus, als hätte ich ein winziges Detail vergessen.“ Und er ging zurück, um heißes Wasser über das Pulver zu gießen, das etwas verloren in seiner Tasse hin und her staubte ... Als Nils mit einem funktionierenden Kaffee zu-

rückkehrte, erzählte Elsebeth bereits von Indonesien, und wie Nils auf Komodo plötzlich zwischen all den Waranen zu delirieren begann im Malariafieber; wie sie ihn in einem Fischerboot von der Insel verfrachten musste, auf das Schlimmste gefasst.

Dann fragte Zak, was ihn schon geraume Zeit beschäftigte: ob das Reisen nicht einen sehr hohen Preis habe. „Nils, du hast doch auch eine Tochter – was macht sie eigentlich?“

„Sie macht das, was man als Dancefloor bezeichnen würde. Ein paar Beats, ein bisschen Keyboard, und sie singt dazu. Es ist nicht schlecht, aber ich weiß nicht, ob sie das wirklich glücklich macht. Sie hat immer schon gesungen, sie hätte das Zeug, wirklich gute Musik zu machen, aber sie ist in diese Industrie reingeraten und hat sich angepasst. Es ist wohl eine Mischung aus Trotz und Ehrgeiz.“

„Euer Verhältnis ist nicht besonders gut?“

„Ihre Mutter und ich und Elsebeth, wir haben eine Zeit zu dritt gewohnt – wir sind in ihren Augen wohl verwirrte Hippies, die ihr Leben vertun. Eigentlich hat sie meine Gesprächsangebote nie wirklich angenommen. Ich habe auf einige Reisen verzichtet wegen ihr; ich wollte immer in ihrer Nähe wohnen und habe ihr jeden Monat Geld überwiesen, selbst als es mir schwer fiel. Ich hätte das nicht tun müssen, denn sie ist nicht meine leibliche Tochter, musst du wissen. Ich war allerdings einige Jahre mit ihrer Mutter zusammen, und deshalb bin ich faktisch ihr Vater – ich möchte es auch sein ... Nun, da sie unabhängiger ist, entspannt sich unser Verhältnis wieder. Wahrscheinlich auch, weil ich nie da bin ... Sie schickte mir ihre erste Single auf Kassette, als wir in Australien waren. Es war ein Cover von Don Henley. Ich bin am Abend mit dem Walkman an den Strand gegangen. Ich habe zu ihrer Musik getanzt, ganz allein auf diesem weiten Strand. Die Sonne ging unter, und es war magisch ... Als wir zurückkamen, holte sie uns in Amsterdam ab. Sie hatte eine teure Suite gemietet und war die ganze Zeit mit ihrem Handy und ihrem Manager beschäftigt. Sie wollte uns nicht so akzeptieren, wie wir waren. Ich entsprach nicht ihrem Bild von einem Vater, das sie aus den Vorabendserien hat.“

Zak verlor die Runde mit einer Karo-Fünf. „Und wie hast du reagiert?“, fragte er.

„Ich habe beschlossen, mich nicht mehr drum zu kümmern. Sie ist alt genug, und wenn sie reden möchte, werde ich für sie da sein. Weißt du, es mag daran liegen, dass ich älter werde, aber ich habe gewisse Grenzen akzeptiert. Man könnte auch sagen, es gibt da Mauern um gewisse Themen, und ich versuche nicht mehr, sie zu durchbrechen oder zu übersteigen. Ich lasse sie einfach in Ruhe ... Es hat mich zum Beispiel immer geärgert, wenn Leute Fleisch essen – es ist so unnötig. Nun esse ich einfach nicht mehr mit ihnen. Und ein anderer wichtiger Punkt: Ich möchte einfach nicht mehr streiten. Nie wieder. Lieber verlasse ich den Raum. Meinen letzten Streit hatte ich mit meiner Mutter, als ich fünfunddreißig war.“

„Das hört sich einerseits konsequent an, andererseits klingt es, als würdest du dich mit dieser Einstellung in eine ständige Fluchtsituation begeben.“

„Was heißt schon Flucht? Du musst vor jeder Entscheidung in dich hineinhorchen und dich fragen: Will ich das wirklich, ist das meine Entscheidung, oder wer redet mir das ein? Ist es die Angst oder der Boss, oder sind es die Eltern? Noch so kleine Entscheidungen können dein Leben verändern.“ Das hätte ebenso gut von Jean, dem Strandphilosophen, kommen können, dachte Zak, und Nils fuhr fort: „Die meisten Leute scheinen sich nicht bewusst zu sein, dass sich hinter ihren Möglichkeiten potentielle Realitäten verbergen. Sie finden immer irgendwelche Gründe, warum sie dies und jenes gar nicht erst versuchen. Dabei bedeutet es doch Freiheit, seine Möglichkeiten zu erkennen ... Meinetwegen sollen andere es Flucht nennen; ich verwirkliche nur die Möglichkeit des Reisens und verzichte dafür auf andere.“

Zak spielte die Herz Zehn aus, seine höchste Karte. Es wurde eng für ihn. Es wurde darum gespielt, wer morgen früh im Dorf einkaufen gehen musste. Für eine Strecke brauchte man gut eine halbe Stunde. „Ich glaube, dass die meisten Leute ihre Möglichkeiten schon sehen“, sagte Zak. „Sie haben nur Angst, sich an eine

Möglichkeit zu binden und tun so, als könnten sie alle Möglichkeiten zugleich verwirklichen.“

„Wenn man jung ist, stehen einem noch fast alle Möglichkeiten offen. Das Älterwerden äußert sich vor allem so, dass man sich für gewisse Möglichkeiten entscheidet und im gleichen Moment andere Möglichkeiten verliert. Das ist schmerzhaft, aber es lässt sich gut ertragen, wenn man sich klarmacht, dass sich mit jeder verwirklichten Möglichkeit neue, speziellere Möglichkeiten auftun ... Darum unsere Idee von den *centros del universo*.“

„Was ist das Wichtigste für Euch?“, fragte Zak.

Elsebeth lächelte und Nils antwortete: „Das Wichtigste? ... Dass wir zusammen sind und nicht unglücklich.“

„Das ist ein recht bescheidener Wunsch: die Vermeidung von Unglück.“

„Vielleicht. Ich hab dir schon mal erzählt, wie unsere Hütte in Indonesien niedergebrannt ist. Wahrscheinlich war es Brandstiftung – der neidische Nachbar unseres Vermieters. Ein brennender Balken stürzte mir auf die Schulter, als ich die Pässe und das Geld retten wollte. Hier kannst du noch die Narbe sehen ... Wir haben in dieser Nacht fast alle unsere Sachen verloren. Ich war verletzt und passte auf den Rest auf, während Elsebeth das Kanu nahm, um Hilfe zu holen. Mein einziger Gedanke war: Hoffentlich passiert ihr nichts! Scheiß auf die Klamotten ... Ich erinnere mich sehr stark an dieses Gefühl.“



Als Zak vom Einkaufen zurückkam, war ihre Hütte voller Blumen, und Elsebeth half Shanti beim Backen. Nils grub den Garten um und verlegte eine neue Drainage, danach würde er den Zaun um den Gemüsegarten reparieren. Die beiden hatten mit Shanti ein Abkommen geschlossen, dass sie dafür eine Weile umsonst bleiben durften.

Für Zak wurde es Zeit zu gehen. Er bewunderte die Energie, die Elsebeth und Nils plötzlich entfalteten und erinnerte sich, was sie ihm von den zwei Bauwagen erzählt hatten, die sie bei ihrem

letzten Aufenthalt in Dänemark im Garten von Nils Bruder hergerichtet hatten – auf dem Land, eine halbe Autostunde von Kopenhagen entfernt. Zwischen den Wagen hatte Nils einen Wintergarten gebaut: Die Wände bestanden aus Holz und alten Fenstern, die er auf einem Scheunenboden gefunden hatte. Darüber hatte er ein Dach aus gewelltem durchsichtigem Plastik gezogen, billig und licht. Drinnen hatten sie eine Terrasse angelegt und einen kleinen Garten mit Sonnenblumen, Efeu rankte um einen Pfeiler aus Treibholz. Und man schaute auf das grüne oder gelbe Meer der Äcker, je nach Jahreszeit, darin ein Wasser- wie ein Leuchtturm ... Nils und Elsebeth hatten viel Arbeit in ihren Wintergarten gesteckt, aber sie wussten nicht, ob sie jemals dorthin zurückkehren würden ... Shanti würde ihren Garten und ihre Hütte nicht wieder erkennen.

Am Busstopp fielen sie sich in die Arme, aber sie machten es kurz.

„*See ya at the next crossroads*“, rief Nils, und Elsebeth drückte und küsste ihn.

Kurvenwasser. Und die Ewigkeit dauert, solange kein Ende abzusehen ist

Der Himmel war von einem alkoholischen Curaçao-Blau, in das die untergehende Sonne tauchte wie eine Blutorange, langsam und stetig ihren Saft verströmend. Zak trank das fruchtige Violett in ganzen Zügen, während vor ihm, unter der Aussichtsplattform, die Flugzeuge abhoben und landeten, als wögen sie keine Tonnen.

Eine gute Woche hatte er nach Caracas gebraucht, Tag und Nacht quer durch die nördlichen Anden, kurze Ruhepausen in Cali, Bogotá und Meridá. Und jetzt wäre es wohl an der Zeit, ein Fazit zu ziehen, dachte er müde, aber warum sollte man das tun? Warum all die Eindrücke reduzieren? Wer wollte sagen, was es gebracht hatte? Es hatte nicht den einen Höhepunkt gegeben, auch keine Spannungskurve wie in klassischen Romanen, warum sollte sein Experiment jetzt einen runden Abschluss finden? ... Wenn er jemals eine Antwort gefunden haben sollte, so war sie vorläufig. Und die vielen unbeantworteten Fragen würde er mit nach Hause nehmen, würde sie vielleicht sein Leben lang mit sich herum-schleppen müssen. Andererseits schienen einige Fragen bereits ihre Bedeutung verloren zu haben, wenigstens für den Moment wogen sie nichts ... Sie hatte ja schon lange ihren Zweck verloren, seine Reise, oder vielmehr glaubte er, in seinen besten Momenten das Zweckdenken überwunden zu haben und damit die Lange-weile ... So war er von einem Augenblick in den nächsten geschlittert – ein Busfahrer, die Flasche mit dem Kurvenwasser unterm Sitz, aber berauscht von der Straße.

Die Straße selbst ist Wein ... und hier, am Flughafen, blieb er nun einfach stehen wie so oft zuvor – gleich würde es weitergehen – und er schaute sich nur noch ein wenig um, aufmerksamer, mitfühlender, als man es in einem Badezimmer tun würde, schaute aber nicht zurück, jetzt gerade nicht, denn dann würde er vielleicht doch noch melancholisch werden.

Beschwipst stellte Zak sich lieber die Welt vor, die ihn erwartete: Zuhause, nein, das würde eben keine Station unter vielen sein, wie er einst dachte – dort gab es Pläne. Er freute sich auf Laila und die Liebe, die er mit ihr treiben würde, treiben bis auf die Spitze ... in Schlafzimmern, an Stränden und auf Feldern und in Wäldern. Nur nicht im Auto. Nein, der Fußgänger ist der einzig aufrechte Mann im Land der Autofahrer ... Andererseits: Vor jedem Hauptbahnhof sah die Welt sehr traurig aus, so oft saß man im Zug, wartete an Gleisen, passierte die Bahnhofshalle, im Kopf Sätze formend, durch kalten Zigarettendunst, der Botschaft seines T-Shirts bewusst, drehte den Kopf nach links und rechts, durchdrang die Menschen mit seinem Blick (besonders die Mädchen); und niemand nahm einen wahr, obwohl man doch so eindeutig den Mittelpunkt gab.

Vielleicht also doch ein Auto, irgendwann? ... Man muss schließlich nicht um jeden Preis konsequent sein, nur die Konsequenzen tragen ... Laila, ich hatte schon immer eine Abneigung gegen diese Konkurrenz, gegen den Wettbewerb, gegen dieses Messen und Protzen, Taktieren, Ausstechen, Meucheln. Man wünscht sich das Wort, das allem Einhalt gebietet ... Ich liebe dich ist ein Versprechen, ja, das weiß ich jetzt! ... Ich muss betrunken sein, Lola: will versuchen, nur dein Gesicht zu sehen, wenn wir schlafen, wenn wir wachen! Du bist die Welt und das Rätsel, wie sehr möchte ich mich auf immer in dir verlieren. Ist es nicht so?, die Liebe erschafft man erst, indem man an sie glaubt. Der Glaube kommt ohne Gott aus, es genügt, die Welt als Wunder zu betrachten. Aber darum muss man kämpfen, immerzu. Jeder Tag ist ein Abschied, jeder Tag ist ein Anfang, und unsere Ewigkeit wird dauern, solange kein Ende abzusehen ist, willst du das auch? ... Es ist eine Entscheidung, nicht mehr – die Entscheidung, dass es nichts zu verpassen gibt. Dass eine Alternative möglich ist. Wenn ich wieder nüchtern bin, werde ich mich wahrscheinlich winden und alles wieder anders deuten: Ich liebe dich ist ein Versprechen und trotzdem nur ein Wunsch. Es ist bindend, und doch müssen wir uns jeden Tag die Freiheit nehmen, zusammen zu bleiben, meine liebe, liebe Lola. Und die Differenz, die müssen wir einfach aushalten, einfach alle Differenzen ... pega pega und bumm bumm – was liegt daran? – Die Welt geht rum – balam balam.

Und Zak fuhr mit dem Finger durch die Luft, wie Marika es ihm gezeigt hatte ... Bis sein Flug aufgerufen wurde, stand er noch auf der Terrasse und nippte von diesem Himmel, in dem die Maschinen so aufgeregte herumrührten. Er trug Claudes Hemd und dessen Mütze wie oft in letzter Zeit, aber sein Kopf darunter fühlte sich kahl und neu an. Schließlich kam das Signal. Er wartete noch den zweiten und den dritten Aufruf ab, dann reihte er sich in die Schlange.

Amsterdam, 1996 – Düsseldorf, 2007

Gracias. Oder allein kommt man höchstens bis zur dritten Kreuzung

Viele Freunde treten in dieser Geschichte auf, die nicht ganz erdacht ist und doch so fern der Wirklichkeit, dass ich sie um Nachsicht bitten muss für die Figuren, die ich ihnen angedichtet habe. Nils, du fehlst bitterlich. Elsebeth, Euer Beispiel hat mich inspiriert, wie kein anderes. Miguel, der vermutlich noch immer in Schweden weilt. Layne, den der Wasserball bis nach Olympia führte. Tom, von dem ich nicht weiß, wo er steckt. Martina, Gerald und Debbie, die ich nie wiedersah. Sarah, die mit mir über den Anden schwebte und plötzlich ein Gedicht verlangte. Arnulf, von dem ich las, dass sein Festival wächst und wächst. Und auch Lobster, von dem ich hörte, dass sein freies Leben in einem Krankenhaus endete. Thor, der mir eine Einladung schickte ohne seine Adresse ... Das Reisen wie das Schreiben wäre ein einsamer Weg, wenn Ihr nicht wärt. Anke, die das Wichtigste war in jenem Leben. Daniel – danke für das erste Lesen, für das zweite, für ... ach, du weißt sowieso immer, was ich sagen will. Lalu, der mich ins professionelle Schreiben einführte. Susi, für die tolle Hilfe bei der Gestaltung dieses Buches. Diana und Frank für die Fotos und die Artischocken. Heike, die Teil der Idee war. Uta, für die Begeisterung. Tante Helga, für den Glauben. Thomas E., für den Diskurs ... nein, für die vielen tollen Gedanken. Sigrid, die einen mindestens so interessanten Roman in einer bolivianischen Schublade versteckt hält. Andrea a.k.a Fys – die das Wichtigste ist in diesem Leben. Rock'n'Roll, Baby! Oma Helga, Mom & Daddy, ihr seid die besten! Die Liebe, die Unterstützung, die Zuversicht, ohne die alles nichts wäre.

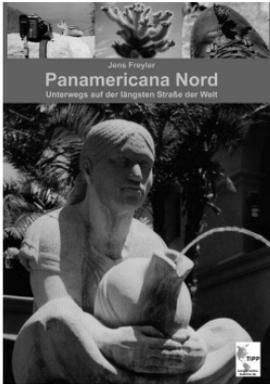
Gracias por todo, gracias a la vida!

Fellow travellers.

Drink to Nils,
who chose to fly like an eagle
and went swimming with dolphins

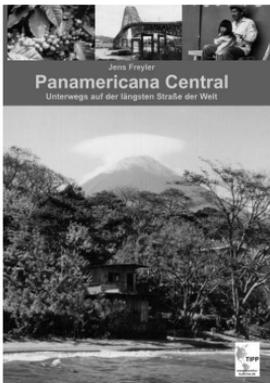
And now? ... What an idea.
You could learn, how to play the guitar.

Unterwegs auf der längsten Straße der Welt



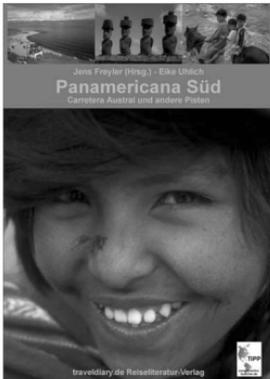
Zehn Monate zwischen Alaska und Feuerland erleben Jens Freyler und Eike Uhlich in mehreren Etappen auf der Panamericana.

Was in einem verschneiten Frühsommer in Alaska beginnt, führt sie durch die wolkenverhangenen Wälder Westkanadas und über die legendären Highways No. 1 und 101 durch Nordamerika.



Mittelamerika empfängt sie mit Kakteenwüsten und Regenwäldern, spanischen Kolonialstädten und mystischen Mayastätten, Vulkanen und Traumstränden zwischen Pazifik und karibischer See.

Und was hat Südamerika zu bieten? Die Inkasiedlung von Machu Picchu, die Zeichnungen von Nazca, die Hochlandvölker Boliviens, die Gipfel der Torres del Paine und vieles mehr!



Doch beide Autoren hält es nicht nur auf der Panamericana, zieht es genauso in die Inselwelt des Alaska Marine Highway, auf das heilige Eiland im Nicaragua-See, zu den Galapagos-Inseln und zu den faszinierenden Moai-Köpfen Rapa Nui.

„Ein echtes Stück Amerika!“
(www.amerika-buecher.de)

Erhältlich im Buchhandel und bei www.traveldiary.de